This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600068812V

Roma Capitale.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Roma Capitale.

Römiſche

Lebens- und Landſchaftsbilder

von

Rudolf Kleinpaul.

42

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1880.

246. f. 247.

O, Roma nobilis, orbis et domina,
Cunctarum urbium excellentissima,
Roseo martyrum sanguine rubea,
Albis et virginum liliis candida:
Salutem dicimus tibi per omnia.
Te benedicimus, salve per saecula!

Ein altes lateinisches Lied.

Friedrich von Hellwald

zugeeignet.

Vorwort.

Es ist eine bekannte anmuthige Sitte der von Rom Scheidenden, an die rauschende Fontana di Trevi zu gehen, von dem Wasser zu trinken und ein kleines Geldstück in das Becken zu werfen, über das Neptun in seinem Wagen, von Nereiden und Tritonen umspielt, wie über ein kleines Meer dahinfährt; die Pilger glauben sich dadurch der Wiederkehr in die Welthauptstadt zu versichern. Victor von Scheffel erklärt besagte Sitte in einer Anmerkung zu seinem „Ekkehart" daraus, daß ein Trunk Wassers ein Zeichen der Entsagung sei, wobei er sich auf Grimm's Rechtsalterthümer beruft; deshalb läßt er auch Ekkehart von dem Brunnen im Burghof trinken, als derselbe vom Hohentwiel entweicht.

Mit allem Respect nun, den ich vor Rechtsalterthümern habe, gestehe ich, daß mir diese Erklärung doch etwas weit hergeholt erscheint. Ein Trunk Wassers ein Zeichen der Entsagung! Dazu muß man doch ein glühender Verehrer des Bacchus sein, der, wenn's einmal regnet, den Hut übers Weinglas hält. Ei, man trinkt wol zum Abschied einen Becher in Freundeskreise, wie bei der Ankunft den Willkommen; man thut wol, den einen Fuß bereits im Stegreif, den Steigbügeltrunk (le coup de l'étrier): aber das ist eine sehr natürliche Feier der letzten Stunde, kein Act einer Verzichtleistung.

Ich will dem Leser auch mit etwas Altdeutschem aufwarten, da es Herr von Scheffel so gemacht hat. Unsere

Altvordern nannten den Abſchiedstrunk trinken: Minne trinken, und ihn einſchenken: Minne ſchenken. Minne bedeutet da ſoviel wie Andenken, Erinnerung. Nun, man trinkt hier, wo man bereits am Scheidewege (trivium) ſteht, Roms oder des alten Gottes Minne, deſſen Reich nicht blos das weite Meer, ſondern das ganze unabſehbare Gebiet aller irdiſchen Gewäſſer, aller Ströme und Bäche und Quellen iſt und der uns bisher mit ſeinem lauterſten Naß erquickt und getröſtet hat; denn obgleich Rom einen Reichthum an gutem Trinkwaſſer wie keine andere europäiſche Großſtadt beſitzt, das köſtlichſte iſt und bleibt doch das der Fontana di Trevi, die mit ihrem Rauſchen die ewige Stadt erfüllt, wie der toſende Gießbach die feierliche Stille des Hochgebirgs belebt. Man will ſich noch einmal ſatt daran trinken, weil man es nun lange entbehren ſoll; ſchmeckt es doch ſo gut, daß man ſich ewig danach zurückſehnen wird, ja vielleicht thatſächlich wiederkommt.

So rühmten die Alten den herrlichen Geſchmack der ägyptiſchen Maulbeerfeigen und aßen ſie wenn ſie vom Nilthal Abſchied nahmen; denn wer einmal davon gekoſtet, kehrte unfehlbar wieder.

Aber Minne bedeutete auch ein Andenken, das man ſchenkt; und man ſagte: einem etwas zu Minne geben, wie wir: zu freundlicher Erinnerung. Man ſoll ihm auch etwas verehren, dem gütigen Neptun. Der Seefahrer, der großer Gefahr entronnen iſt, weiht ihm ein Schiff oder hängt, wie Horaz, die durchnäßten Kleider an der Wand ſeines Tempels auf. Aber in einem freundſchaftlichern Sinne macht ihm jeder ſeiner Gäſte gern ein kleines Gaſtgeſchenk, um ihm für den gewährten Genuß zu danken und auch ſeine göttliche Minne zu verdienen. Deshalb, denke ich, wirft man ein Geldſtück in das Becken der Fontäne.

Auch das iſt nicht ohne Beiſpiel. In Oſtpreußen, wo ſich merkwürdiger, ja oft unerklärlicher Weiſe ſo viel

antike Gebräuche erhalten haben, pflegt man beim Verlaſſen des Seebads Kränze ins Meer zu werfen. In Holzpantoffeln, in ſchwarzſammtenem Seecoſtüm tritt die ſchöne Litauerin ans Ufer und windet dem majeſtätiſchen Gott um ſeine feuchten Locken ein paar Roſen. —

Auch ich bin in Rom geweſen, jahrelang geweſen, und habe zwar gewöhnlich Acqua Marcia getrunken, mich aber auch am Trevibrunnen ſchon aus alter Pietät erlabt. Ich möchte daher dem Neptun auch etwas zu Minne ſchenken. Kein Gold will ich ihm geben, er hat Perlen und Korallen und Schätze im Ueberfluß; auch keine Blumen will ich ihm zuwerfen — ihm blühen in ſeinem Garten Nelken und Anemonen und Seeroſen ohne Zahl. Und doch, einen Kranz will ich ihm auch winden, nur keinen wirklichen — ein paar beſchriebene Blätter will ich ihm zum Abſchied ins Becken werfen, ob er ſie zur Kurzweil leſen mag: die Skizzen, die ich entworfen habe, während ich bei ihm geweſen bin. Ich denke, wenn er ſieht, daß es mir gut bei ihm gefallen, daß ich auch ſo manches bei ihm gelernt und ihm ſeine Capitale hübſch beſchrieben habe, ſo freut er ſich gewiß und glättet mir ſeine Wellen, wenn ich ihn wieder einmal beſuche, nicht nur im Marmorbaſſin der prächtigen Fontäne, ſondern auch im Levantiſchen Meere und im Adriatiſch-Joniſchen Seebecken, wo ſeine Gunſt allerdings von etwas höherm Werthe iſt.

Denn ich bin nicht blos bei dem römiſchen, ſondern ſozuſagen auch bei dem wirklichen Neptun lange zu Gaſt geweſen und will demſelben die gleiche Dankbarkeit beweiſen: „Mediterranea“ ſollen auf „Roma Capitale“ folgen. Wenn ich mich indeſſen mit den beiden letzten Kapiteln ſchon gegenwärtig in dieſes Gebiet verſteige, ſo geſchieht dies nicht ohne eine gewiſſe Abſicht, die, hoffe ich, der geneigte Leſer nicht verkennen wird.

Romae nutriri mihi contigit atque doceri,
Adjecere bonae paullo plus artis Athenae —

ſagt Horaz in ſeinen „Briefen“ (II, 2, 41), und ſeine Verſe dünken mich charakteriſtiſch für jeden deutſchen Jüngling, der eine italieniſche Studienreiſe macht. Ein Ausflug nach Neapel und übers Meer nach Athen gehört ſozuſagen mit zum römiſchen Leben und zum römiſchen Aufenthalt, gehört dazu wie eine Frühlingsluſtbarkeit zum Winter, wie eine Villa zum Palaſt, wie eine Badereiſe zur Reſidenz, wie eine Vergnügungsfahrt zur Arbeit, es iſt, wie die Italiener ſagen, eine gita di piacere — vielleicht hat der Leſer die Gewogenheit, die Ausführungen über das Wort „Campagna“ nachzuleſen und dabei ſelbſt zu urtheilen, wie natürlich ſich ein „Campanien“ an eine „Capitale“ anſchließt und ſie als eine große „Campagna“ ergänzt. Nur den römiſchen Schwerpunkt darf man darüber nicht verlieren; erſt wenn man dieſen ans Meer verlegt, hört der Zauber des Trevibrunnens auf.

Es geht eine alte Sage, ein junges Mädchen habe dereinſt waſſerſuchenden Soldaten den tief im Schos der Erde verborgenen Quell gezeigt, und er erhielt deshalb den Namen Aqua Virgo, der erſt im funfzehnten Jahrhundert mit dem jetzigen vertauſcht ward. Wir ſind ſolche Krieger, und uns erſchien die Jungfrau. Haben wir unſern Durſt an ihrem Felſenquell gelöſcht, ſo rufen wir mit ihr: Bruder!

Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ocean —

und wir ſinken alleſammt

Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrauſend an das Herz.

Gohlis bei Leipzig, 9. März 1880.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

	Seite
Eine Morgenſtunde auf dem Monte Pincio	1
Die drei großen römiſchen Tage	17
Villa Celimontana	49
Römiſche Straßenrufe	58
Eine römiſche Paſſatella	109
Die italieniſchen Todtenbrüderſchaften	122
Das Findelhaus von Santo Spirito	141
Betten der Todten von ſonſt und jetzt	158
Die Symbolik der altchriſtlichen Kunſt	184
Der Triumph des Todes	212
Alt- in Neu-Jeruſalem	239
Die Grotte der Egeria	298
In die Glückliche Campagna	317
Ueber See	330

Anhang.

A. Wörtliches	346
B. Sachliches	357

I.

Eine Morgenſtunde auf dem Monte Pincio.

Lange hab' ich mich geſträubt,
Endlich gab ich nach:
Wenn der alte Menſch zerſtäubt,
Wird der neue wach;
Und ſo lang du das nicht haſt,
Dieſes Stirb und Werde:
Biſt du nur ein trüber Gaſt
Auf der dunkeln Erde.

Goethe.

Wer in Rom unweit der Spaniſchen Treppe wohnt und das elegante Fremdenquartier zur Baſis ſeiner täglichen Wanderungen wählt, weiß auch, daß man keinen ſchönern, ſtillern und genußreichern Morgenſpaziergang machen kann als auf den Monte Pincio, der, wie er ſchon im Alterthum den öffentlichen Garten Roms repräſentirte, ſo noch heute von der weiſen Göttin der Geſundheit ſelber den Quiriten zu dieſem Zwecke empfohlen wird. „Harmlos wandelt hier", mahnt die Inſchrift auf dem Sockel ihrer Statue, „um euch von der Weltregierung zu erholen und im Anblick der Siebenhügelſtadt neue Himmelskraft zu ſchöpfen." Sie hätte hinzuſetzen können: Wandelt in den Morgenſtunden hier,

wenn er noch rein vom Gewühl des niedrigen Tages ist; wenn noch keine Bonnen und Gouvernanten von Bank zu Bank ziehen, mit ihren Kindern „Blinde Katze" spielen und die Luft mit ihrem Gewäsch erschüttern; wenn noch keine Courtisane kokettirt, keine Engländerin zeichnet, kein Concert und kein Corso abgehalten wird; und noch keine Gesellschaft zusammengeströmt ist, die sich selbst ein Schauspiel gibt. Dann liegt ein hoher Reiz über dem Collis hortulorum, wie über einem Paradiese, in dem noch nicht gesündigt worden ist. Die Thauperlen hängen glitzernd an den duftigen Rosenknospen; die Palmen, die Andentannen grüßen das junge Licht und kehren freudig ihre erquickten Kronen der aufsteigenden Sonne zu; die immergrünen Eichen schütteln ihr dunkles Laub und erwachen wie aus Träumen. Da will uns die Wasseruhr, die in Form eines blühenden Aronsstabs langsam hin- und herschwankt, bedünken wie ein Märchen; die weißen Schwäne wiegen sich gleich geflügelten Schiffen auf ihrem Element; selbst die aschblauen Wächter, die wie Kornweihen aussehen und die stehende Staffage der idyllischen Landschaft bilden, scheinen um diese Zeit poetisch angehaucht: die frische Luft beruhigt das Gemüth, entlastet das brütende Gehirn und regt es an, zu dichten, zu gestalten, und sich im Unendlichen zu spiegeln.

Eine Goethe'sche Stimmung weht dann über den kleinen englischen Garten, der, sorgsam bewässert und gepflegt, die herrlichsten Rasenflächen und dabei alle Anmuth und die tiefen Farben des Südens an sich trägt. Wer jenen „Tasso", der sich nach einem Ausdrucke Jean Paul's zum italienischen verhält wie das himmlische zum „Befreiten" Jerusalem — wer Goethe's „Tasso"

leſen will, der muß nicht etwa nach Belriguardo, ſondern in Rom auf den Pincio gehen, ebenſo wie er die „Iphigenie“ nur in der benachbarten Villa Borgheſe verſtehen und genießen kann; beide Dramen ſind, wenigſtens der Hauptſache nach, von dem Dichter in Rom vollendet worden, zu beiden bildet die römiſche Landſchaft den verſchwiegenen Hintergrund. In der Villa Borgheſe entſtand freilich auch die Hexenküche des „Fauſt“, ein Beweis, wie unabhängig manchmal der Genius von ſeiner Umgebung iſt; und das Lied „Kennſt du das Land“, welches einem Kinde vom Lago-Maggiore in den Mund gelegt iſt, ſoll auf dem Vorplatz von S.-Gregorio in Meſſina gedichtet worden ſein. Aber was die „Iphigenie“ betrifft, ſo wird wol jeder von dem „Noctilucae Silvarum Potenti“ gewidmeten Tempelchen und den darauf zuführenden „Hallen reger Wipfel“ überraſcht, und analog bei dem in Rede ſtehenden Gedicht. Goethe iſt niemals in Belriguardo ſelbſt geweſen, und wäre er es, er hätte alles, nur den Taſſo nicht gefunden. Ein alter backſteinerner Palaſt, in deſſen verfallene Reſte ſich ein Schulmeiſter, ein Graf, ein Kaufmann und verſchiedene Völkerſchaften von Spinnen, Fledermäuſen und Skorpionen theilen, ohne Ausſicht, in einer ſumpfigen Niederung am Po, bar und entblößt von allen Reizen und Illuſionen, kahl wie Wirklichkeit und Alter, proſaiſch wie das Leben. In dem daranſtoßenden Gemüſegarten wächſt nicht einmal ein Lorberbäumchen, geſchweige denn eine Dichterherme, und es brennen dort die Sohlen niemand auf einem Marmorboden. Wie oft kommt man in Italien oder Griechenland in den Fall, einen Vergleich zwiſchen der Gegenwart und den glänzenden Schilderungen der claſſiſchen Dichter anzuſtellen! Einen ebenſolchen

Vergleich kann man in Ferrara und Belriguardo mit Goethe's „Torquato Tasso" machen, ohne daß man hier wenigstens durch die Poesie entschädigt würde, die dort dem Verfall und der untergegangenen Größe nicht selten innewohnt; schon der holländische Charakter der Landschaft verträgt sich damit nicht. Unser Tasso kann es hier nicht aushalten, wie es der wirkliche nicht konnte: er stiehlt sich weg und eilt in die Zauberwelt von Sorrent, oder in die Villa d'Este bei Tivoli, oder in seine Zelle bei den Hieronymiten auf dem Janiculum, wo seine Eiche steht, oder auf den Pincio in Rom.

Denn in Rom fühlt er sich wohl; hier erkennt er sich wieder bis auf die kleinsten Züge; selbst dann wieder, wenn an eine wirkliche locale Inspiration wie bei der Villa Borghese nicht gedacht werden darf. Wenn gegenwärtig ein Reisender von Viterbo kommend Rom durch die Porta del Popolo betritt, so begrüßt er mit Freuden die sonnigen Terrassen, die, mit Palmen, Cedern und Pinien bedeckt, zur Linken von dem gleichnamigen Platz ansteigen. Aha, denkt er — und wirklich hat es einer gedacht —, von diesen schönen Bäumen führt das Thor wol den Namen des „Pappelthors". Aber als Goethe am Abend des 29. October 1786 auf dem Flaminischen Wege durch dasselbe Thor hereinfuhr, froh, wie er sich ausdrückt, nun endlich Rom zu haben: da sah er statt ihrer nur die Vigna von S. Maria del Popolo: ein wüstes Conglomerat von Häusern, Trümmern und wilden Nachschößlingen der Luculliſchen Gärten, verfemt durch Nero's Asche, wo böse Geister spukten und noch die berüchtigte Messalina umzugehen und ihre Orgien zu feiern schien. Schaudernd mochte die Römerin von damals an dem verwünschten Nußbaum vor-

überhuſchen, der ſich der Sage nach über dem Grabe des Schrecklichen erhob, und ſich dreimal bekreuzend die Madonna des römiſchen „Volks" anrufen, die dereinſt, durch eine ſeltſame Ironie, in ihren Mauern den wittenberger Mönch, den merkwürdigſten unter allen Romfahrern, aufgenommen hat; denn noch ſtand das alte Kloſter, in welchem Luther wohnte. Erſt die Napoleoniſche Herrſchaft ſchuf auf ſeinen Ruinen unter Valadier's Leitung die ſchönen Anlagen, die man heute den Pincio zu nennen pflegt, und die nur mit dem Belvedere der benachbarten Villa Medici verbunden zu werden brauchten, um ein wahres Belriguardo und etwas mehr als eine Ausſicht über das mit Häuſern überſäete Marsfeld zu gewähren. „Und es löſt der Schnee der fernen Berge ſich in leiſen Duft." Aber wie ſeltſam! das iſt wie geſchaffen, um den „Taſſo" aufzuführen. Hat uns nämlich der vom Senatus Populusque Romanus als Wache aufgeſtellte Löwe glücklich zum Thor hereingelaſſen, und ſteigen wir, vorbei an Reihen gefangener Barbaren, zwiſchen den beiden mit Schiffsſchnäbeln gezierten Säulen wie durch ein Triumphthor bis zur oberſten Plattform: ſo ſtehen wir gleichſam in einem italieniſchen Pantheon, das von dem Reiterſtandbild Victor Emanuel's wie von einem Atlas getragen wird. Längs der Alleen ſind die Büſten aller berühmten Söhne dieſes Landes, von Cicero bis auf Azeglio, von Pythagoras bis auf Gioberti und von Horaz bis auf Leopardi angebracht, wozu die Anregung 1849 Mazzini gegeben haben ſoll; und darunter trifft man wirklich in einer Reihe nebeneinander die vier großen epiſchen Dichter: Arioſt, Taſſo, Dante und Virgil; ja als hätte der Schwan von Mantua den Römern zugerufen:

Was ehret ihr die Todten?
Mein Marmorbild ist schon bekränzt genug;
Der grüne Zweig gehört dem Leben an —

so ist durch ein Spiel des Zufalls die Stirne Tasso's, gleich der Ariost's, mit einem künstlichen Lorberkranz umwunden, während Virgil wie gewöhnlich jedweden Schmucks entbehrt, nur von der Glorie eines Propheten und Zauberers beschienen. Er trägt dieselben weichen anmuthigen Züge, die ihm die Tradition auch in der Villa Nazionale zu Neapel verliehen hat, die aber nach Visconti vielmehr mythologischen Personen angehören, da die Fülle langer jugendlicher Locken dem römischen Costüm gänzlich widerspricht. Das einzige von Visconti für echt erklärte Bildnis des Virgil befindet sich in der Vaticanischen Handschrift dieses Dichters.

Aber es fehlt hier nicht an grünem an Laurus nobilis, und auch Virgil hat sein Theil davon. Ich sah dereinst auf Isola Bella im Lago-Maggiore zwei alte Lorberbäume, groß wie Eichen. Auf einem derselben las man das Wort: Marengo. Bonaparte schnitt es ein, als er sich zu seiner Armee begab und hier vorüberkam. Niemand ahnte damals, daß der berühmte Feldherr das Schlachtfeld, wo er auf seinen Lorbern ausruhen und übernachten wollte, so im voraus bezeichnete. Unter diesem Lorberbaume träumte Bonaparte die Weltherrschaft. O Größe! O Entwürfe und Hoffnungen der Menschen! Dieses Wort hat länger gedauert als sein Reich, es hat seinen Urheber überlebt. Noch im Jahre 1816 konnte man es entziffern, dann verschwand es indem es wuchs, verschwand es wie der Mann, der niemals größer war als auf Sanct-Helena! —

Auf dem Pincio iſt beſſer als auf Iſola Bella für die Unſterblichkeit geſorgt; hier lieſt man keine Namen in Bäume eingeſchnitten — o, das fehlte gerade noch! —, nein, ſie ſind eingegraben in Erz und Marmelſtein, unter die Bildſäulen der Männer ſelbſt geſchrieben und nun abermals mit Lorbern bedeckt. Wie Virgil in ſeinem fabelhaften Grabe zu Neapel unter einem Lorberbaume ruht, ſo beſchattet hier jede einzelne Büſte ein hoher Lorberbaum, den Marmor mit immergrünem Laub einrahmend und die Inſchrift gleich jenem „Marengo" verewigend. Taſſo, welcher bekanntlich am Tage vor ſeiner feierlichen Dichterkrönung ſtarb, wird auf dem Pincio nachträglich von lebendigen Lorbern Jahr aus Jahr ein gekrönt; denn ſo viel Dichter ſo viele Lorberbäume. Wie geſagt, es iſt ein Zufall, aber nirgends konnten es die beiden Prinzeſſinnen bequemer haben als hier auf dem Pincio; nirgends kam die Natur gefälliger, ſo gleichſam nachdichtend ihrer Phantaſie zu Hülfe als auf dem römiſchen Gartenplatze, der wie die Villa Borgheſe von der „Iphigenie", ſo vom „Torquato Taſſo" inſpirirt erſcheint; und in dieſer poetiſchen Reminiſcenz lag nicht der geringſte Zauber für mich, der ich beide Stücke ſchon in früher Jugend liebte und beinahe auswendig wußte und nun, wenn ich über den Pincio in die Villa Borgheſe ging, in der Scenerie meiner alten Träume herumzuwandeln glaubte.

Aber eines ſchönen Morgens ſchien wirklich Goethe's Genius aus einer goldenen Wolke auf den Hügel herabzuſteigen und mit Schöpferkraft Wahrheit und Dichtung zu vermiſchen. Da ſaßen ſie auf der Bank zu Füßen jener Büſten und wanden Kränze, die beiden Leonoren. Zwei vornehme, ariſtokratiſche Geſtalten, die eine ſchlank und blaß wie die Prinzeſſin, die andere wie

die Sanvitale blühend und lebensfriſch. Mit der größten Naivetät hatten ſie Roſen, Epheu, Lorber, namentlich auch zierliche Mooſe geſucht und aufgehäuft, und flochten daraus mit zarter Hand Guirlanden, um die ſie ein Ghirlandajo beneidet, die kein Taſſo ausgeſchlagen haben würde; und nur darin waren ſie von ihren Urbildern verſchieden, daß ſie in der That an keinen Taſſo dachten und nichts weniger als ſeine Nähe ahnten — —

Wohl war es eine Gruppe, dieſes Platzes und eines unaufhörlichen Anſchauens würdig, ſelbſt wenn gar nichts weiter geweſen wäre; denn namentlich die eine der beiden Damen war ein Wunder von leichter Grazie und von ſanfter Schönheit, die durch die dunklern Farben ihrer brünetten Nachbarin wie durch eine Folie noch mehr gehoben ward; eine Seele, die verklärt durch elyſiſche Felder ſchweift. Du ſiehſt mich lächelnd an, Eleonore, weiße bleiche Lilie, Blume unter Blumen; deine Locken wallen wie flüſſiges Gold auf deinen Nacken, deine feuchten Purpurlippen ſind ein Kelch, ſüßen Genuſſes voll. In dir athmet die liebliche Natur, aus deinen beſeelten Augen blickt unſchuldige Weiblichkeit. Selig, wen dieſe Hand berührt, dieſer entzückende Arm umſchlingt! Es iſt der Gruß und die Umarmung eines höhern Geiſterreichs. Denn nicht unſern Freuden gehörſt du an: allzu zart biſt du für dieſe rauhe Erde; ſie begehrt dich, und du ſchwebſt gleich einem Sternbild in den Lüften, unerreichbar, unfaßbar, mild und ferne! —

Aber noch mehr. Die eine der beiden Damen, die Brünette, war wirklich verwandt mit Taſſo und hieß wie des Dichters Schweſter: Cornelia Serſale. Wo wohnt Cornelia? Zeigt mir es an! Cornelia Serſale? So will der Unglückliche fragen in Sorrent, und ſo

fragt noch heutzutage mancher Reisende. Wer jemals einen Sommer in dieser Stadt verbringt, läßt sich gewiß einmal das Haus des Tasso zeigen, wie er in Weimar Goethe's und Schiller's Haus besucht. Für dieses Haus wird nun gewöhnlich das Albergo del Tasso ausgegeben; indessen wenn man darunter dasjenige versteht, wo der Dichter geboren worden ist, will sagen das Haus seines Vaters, so existirt es gar nicht mehr; Kenner behaupten, es sei mitsammt dem alten Surrentum eine Beute der Flut geworden und man könne es höchstens unterhalb des Tasso-Hotels im Meere, von Algen und der krystallhellen See bedeckt, erkennen. Dagegen steht noch ein anderes Haus in Sorrent, das mit seinen spätern Schicksalen verknüpft ist und als ein zweites Tasso-Haus bezeichnet werden darf: der alte wunderliche Palast Serfale in der Straße S. Nicola, mit dem phantastischen Portale, mit den seltsamen Friesen und Consolen, mit den römischen Bogenfenstern nicht unähnlich der Casa di Crescenzio in Rom. Hier trat der Dichter im Jahre 1577 als Hirte verkleidet, ein „wilder Fremdling", bei seiner Schwester ein, hier fiel in sein Leben ein letzter kurzer Lichtblick, während dessen er mehrere der schönsten Gesänge seines großen Gedichtes schrieb. Dieser Palast ist gegenwärtig Eigenthum eines Herrn Fasulo, die Familie Serfale darum nicht ausgestorben. Diese besitzt eine schöne, mit einem Weinberg verbundene Villa in dem sogenannten Pinienthale (Valle dei Pini), von wo man einen besonders prächtigen Blick auf die Sphinx von Capri hat; sie erscheint daselbst zusammengeballt, wie ein zum Sprunge bereites Raubthier, von Felsen und Bäumen eingerahmt; und hier wohnte der Marchese del Pizzone Serfale, Commandant der städti-

schen Wachen von Neapel (Capitano delle Guardie Municipali), ein directer Abkömmling von Tasso's Schwester. Er hatte vor ein paar Jahren seine Hand einer Tochter Louis Blanc's, des bekannten französischen Publicisten und Historikers, gereicht, und diese neue Cornelia Serfale war es, die eben mit ihrer Freundin auf dem Pincio zu Füßen des steinern lächelnden Torquato Tasso saß und Kränze wand.

Immer noch mehr. Ich kannte die eine der beiden Damen, aber nicht die Marchesa von Sorrent, sondern die Comtesse ***, der ich vor Jahren als Student in Leipzig und später noch einmal in Alexandersbad begegnet, mit der zusammen damals viel und eben auch der „Tasso" gelesen worden und die mir immer als das leibhaftige Abbild einer Prinzessin Leonore erschienen war. Eine Litauerin, Tochter jenes originellen, noch so wenig gekannten Landes, wo ein unermeßlicher Horizont, eine nicht blendende, aber hochpoetische Natur, eine gewisse von Königsberg herüberwehende philosophische Luft und eine seltene Mischung der verschiedensten Nationalitäten, aufgetragen auf eine uralte Cultur und Sprache, andere Menschen und andere Herzen erzeugt als im übrigen Deutschland, zu welchem es kaum gerechnet wird. Man kann sagen, daß allen diesen Ostpreußen etwas von Kant's kategorischem Imperativ im Leibe stecke, so abstract sind sie angelegt, so aufopfernd und selbstlos, so ohne Murren ihrer Pflicht und dem „Du sollst" gehorchend. Dieses entsagende Wesen wurde bei der Comtesse *** noch durch eine angeborene Kränklichkeit gesteigert, — ihre fast ätherische Figur, ein oft schmerzliches Zucken um den Mund, der Glanz ihrer schönen blaugrauen Augen, ihre Neigung, sich zu stützen und auszuruhn, verrieth sie; wie

die Prinzeſſin konnte ſie Geduld üben von Jugend auf und in die Schule derſelben Leiden gehen, die arme Menſchen oft reizen und verbittern, aber in den höhern Ständen die Natur ſozuſagen ſublimiren und ihr jenen Hauch des Ueberirdiſchen verleihen, neben welchem die geſündeſte Conſtitution plebejiſch ausſieht. In demſelben Maße, wie ſich die Bande zwiſchen Leib und Seele lockern, wachſen uns die Flügel, die uns von hinnen tragen; beim Tod ſind ſie ausgewachſen. Nun, unſere Comteſſe erklärten die Aerzte ſchon ſeit Jahren für einen Todescandidaten; und wenn ſie auch dieſem Urtheil eine eiſerne Energie entgegenſetzte, ſo ſchien doch ihr ſchwaches leidendes Weſen ſelbſt es allaugenblicklich zu beſtätigen. Aber ſo entſtand die Jungfrau, der man nicht näher treten konnte, ohne etwas wie die Blüte einer ausgeſuchten Bildung und den Zauber einer ariſtokratiſchen Natur inſtinctmäßig zu empfinden; in deren reinem Herzen die Leidenſchaft und alles Irdiſche, woraus die ſterblichen Leiber ſich formen, zu einem leiſen und goldnen Dufte aufgelöſt ward; die wie der ſtille Mond blaß und matt, ein verſchwindendes Wölkchen, am prächtigen Himmel ſtand, aber bei einbrechender Dämmerung magiſch aufſtieg und mit unſichtbaren Strahlen wuchs und zunahm, bis ſie wie das ſüße Morgenlicht einer höhern Welt über die Erde verbreitete — ſo entſtand ſie, und ſo war ſie mir bereits in Deutſchland bei unſerer erſten Bekanntſchaft erſchienen, worauf ich ſie in einem bewegten Jugendleben, einem Leben voll Abenteuer, voll Lernens und voll Erfahrungen nicht gerade vergeſſen hatte — ſie gehörte nicht zu den Figuren, welche man vergißt —: ich dachte nur nicht an ſie. Aber jetzt begann ich freilich wieder an ſie zu denken, ging auf die Dame zu,

hieß ſie in Rom willkommen und fragte, das Zuſammentreffen ſo vieler Umſtände bewundernd, ob denn etwa heute Dichter Taſſo's Geburtstag ſei.

Es wäre in dieſem Augenblick für einen Beobachter und für einen Menſchenkenner eine beneidenswerthe Aufgabe geweſen, in dem leicht erröthenden Antlitz der Gräfin zu leſen, was dieſe Frage und dieſe unerwartete Erſcheinung für einen Eindruck auf ſie machte; ob in ihr unbewußt eine alte und vielleicht gleichfalls begrabene Sympathie erwachte; ob ihr Herz höher ſchlug, als ihr nach einigem Beſinnen der Genoſſe vergangener Stunden ins Gedächtniß trat: mir ward in der That keine Zeit zu derlei Beobachtungen gelaſſen. Ich weiß nur, daß mich die Comteſſe einen Augenblick ruhig mit ihren großen Augen anſah, mir aber dann ſo froh und herzlich die feine ſchmale Hand zum Kuſſe reichte, daß man ſchwören konnte, es ſei keine unangenehme Ueberraſchung für ſie geweſen.

„Freilich, alle Tage iſt Geburtstag, und Sie ſollen auch mit Geburtstag feiern!“ ſagte ſie, auf meinen Scherz eingehend; „der grüne Zweig gehört dem Leben an“ — nahm den Kranz, den ſie eben in der Hand hielt, flocht mir ihn trotz meines Widerſtrebens um den Kopf und ſtellte mich der Marcheſa vor.

„Das iſt“, fuhr ſie fort, „unſer Taſſo, wie wir ihn in Rom brauchen, liebe Cornelia, und den ich lange herbeigewünſcht. Er ſoll uns Rom erklären. Ich empfehle ihn deiner Gunſt.“

„Er iſt mir ſehr willkommen“, erwiderte die Marcheſa; „wird er aber auch Luſt haben, den Cicerone für uns zu machen?“

Ich verneigte mich tief. „Es iſt ein Glück, Mar-

cheſa", begnügte ich mich zu erwidern, „das ich mir nicht hätte träumen laſſen."

„Das glaube ich wol", entgegnete die Gräfin lachend; „wer weiß, was der ſaubere Philoſoph in Rom hat treiben wollen!"

„Meine Studien, gnädigſte Comteſſe", verſetzte ich mit einem ſchwer zu beſchreibenden ſpielenden Ernſt, „meine Studien feſſeln mich ſeit ein paar Wochen an dieſe ungeheuere Localität."

„Braviſſimo! Nun, ſehen Sie? Wir wollen auch ſtudiren. Wir wollen miteinander Rom ſtudiren."

„Welch einen Himmel öffnen Sie mir! Das iſt kein kleiner Entſchluß."

„Ja, ſorgen Sie nicht um Arbeit! Wir wollen alles ſehen, und Sie müſſen alles wiſſen. Wir werden ganz Rom umkehren."

„Und die Geiſter der Jahrhunderte beſchwören. Wann wollen wir anfangen?"

„Auf der Stelle."

Da hatte ich es. Die Gräfin *** war nach Rom gekommen; ſie blieb mit der Marcheſa den Winter über da, und beide Damen erkoren mich zu ihrem Cicerone. Das änderte auf einmal wieder die Aſpecten. Es gibt Fälle, wo Charakterfeſtigkeit, die an ſich löblich iſt, zu Pedanterie und zu Beſchränktheit würde. Konnte ich etwa unter ſolchen Umſtänden meinen Vorſätzen treu bleiben und der ſchönen Fremden meinen Ritterdienſt verſagen, der Freundin, der Landsmännin? Mich entſchuldigen, wo gar nichts zu entſchuldigen war? Den reizendſten Horizont gefliſſentlich zerſtören? Gewiß, ich konnte nicht, nicht einmal daran denken.

Und wohl mir, daß ich es nicht that; denn mir be-

gegnete zu dieſer Stunde ein Genius. Wenn jemals ein guter Engel auf mich herabgeſehn und mit ſeinem lichten und himmliſchen Einfluß mein Leben geſegnet hat, ſo war es die edle Gräfin Leonore, die heilig und unverſtanden durchs verworrene Leben ging und, ungleich andern Frauen, nichts als mein Wohl im Auge hatte, ſich ſelbſt dabei vergeſſend. Eine Stadt wie Rom zu ſtudiren, iſt an ſich ein göttlicher Plan und edler Menſchen werth — ſolcher, die ſich nicht gegenſeitig herabziehen und verkleinern, ſondern die wie Zugvögel auffliegen und ſich finden und der Sonne entgegenziehen; was möchte man wol einem jungen Menſchen, den man lieb hat, Beſſeres und Herrlicheres wünſchen? In der That machten mir die beiden Damen, wie ſie vorausgeſagt hatten, viel aber heilſame Arbeit, die durch die Gegenwart des claſſiſchen Bodens, die Ausfahrten in die Campagna, die köſtlichen Wanderungen einen unvergänglichen Reiz erhielt; die Tage, welche man auf dergleichen verwendet, leuchten lange aufs Leben zurück und machen hinfort gleichgültig für manche Dinge in der Welt. Aber, was man vielleicht weniger glaubhaft findet und ich ſelbſt urſprünglich nicht vermuthend war, ich, der ich die beiden Damen durch die Welt des Alterthums führen ſollte, ſchien mindeſtens ebenſo viel von ihnen als ſie von mir zu lernen, und das nicht etwa blos in den kleinen Aeußerlichkeiten des Lebens, für die alle Frauen notoriſch eine größere Beobachtungsgabe beſitzen, nein in ganz ernſten Dingen. Unſere gelehrte Kenntniß und unſere Schulweisheit iſt nichts gegen einen Takt, der ſicher das Rechte trifft, und gegen das auserwählte Auge, das blitzartig den Genius erfaßt. Beides beſaß meine ſchöne Gräfin in wahrhaft phänomenaler Weiſe, und ich, der Doctor, erkannte in ihr mit

Erſtaunen meine Meiſterin. Ich geſtehe, daß mir an Frauen nichts verhaßter als blauſtrümpfiges Weſen iſt; ihre wiſſenſchaftliche Anmaßung, wie man ſie in deutſchen Univerſitätsſtädten findet, bringt mich auf; ja ſelbſt eine Frau von Staël und eine Corinna wäre nicht mein Fall. Aber ich bitte ums Himmels willen, mit ſolchen unerquicklichen Figuren nicht eine wahre Weltdame zu verwechſeln, die durchaus keine Gelehrſamkeit, nicht einmal methodiſches Wiſſen, ſondern nur natürlichen Geiſt, geübte Sinne und, was jenen hauptſächlich abgeht, die Grazie beſaß. Es war eine geniale Natur, die aber niemals das reizende Weib verleugnete: damit iſt alles geſagt; wer ihresgleichen kennt, wird mich verſtehen. Galt es, in einem Muſeum von Statuen mit ſicherm Blick das Ausgezeichnete herauszufinden? Sie erkannte es gewiß und ging, wie die Jungfrau von Orleans auf den König, in der Sala rotonda mit entſchiedenem Schritt auf den Jupiter Serapis und unter den neun Muſen auf die feine Kalliope zu. Galt es, einen alten Sarkophag im Museo Chiaramonti zu entziffern? Sie deutete den Mythus der aufopfernden Alkeſtis trotz einem Winckelmann. Galt es, in einem pompejaniſchen Hauſe zu frühſtücken? Sie ſchlug vor, ſich im Triclinium zu lagern. Und galt es, zu Weihnachten in Rom den Chriſtbaum anzuputzen? Sie behängte ihn mit Roſen.

Unter ihren Auſpicien wurden dieſe Aufſätze geſchrieben, loſe Hefte des erſten Semeſters, das wir auf der hohen Schule zu Rom verbrachten. Es iſt nicht das einzige geweſen; denn ſeitdem habe ich mit derſelben Dame, die eine faſt übernatürliche Willenskraft bei allen Anſtrengungen aufrecht erhielt, nicht nur wiederholt Italien, ſondern die ganze antike Welt und ſozuſagen das

Römiſche Reich bereiſt. Und eine lange Geſchichte knüpft ſich daran, bei der, wie es in dieſer Welt zu gehen pflegt, auch wieder romantiſche Verwickelungen ſtörend dazwiſchen traten und den wiſſenſchaftlichen Plan durchkreuzten. Aber auch davon abgeſehen, iſt dieſes erſte Winterhalbjahr für mich in der Erinnerung von einem Duft umwoben wie keine ſpätere Zeit; es war ein Silberblick, wie er ſich in dieſer Weiſe auf der Fläche einer hinſchmelzenden Jugend nicht mehr wiederholt hat. Man möge mir daher hier die perſönlich gefärbte Reminiſcenz verzeihen! Im Meere der Vergangenheit ruhen unſere herrlichſten Schätze. O, wenn wir zuſammen durch die Gaſſen des unermeßlichen Friedhofs wandelten, und wenn die Gräfin Leonore wie ein Geiſt mit wehendem Schleier auf den Ruinen ſaß und ihre tiefen Geheimniſſe erſchloß — dann umgab uns eine ſeltſame, römiſche Poeſie; es war als ob der Tod die Liebe verklärte und die befreite Pſyche im Glanze eines neuen, noch nie geſehenen Himmels die Flügel entfaltete — ich war überaus glücklich.

II.

Die drei großen römiſchen Tage.

Roma a chi nulla in cent' anni,
a chi molto in tre dì.
Giusti, Proverbj toscani.

1.

Wer jemals den Boden Roms betreten und, in den Kreis ſeiner Mauern aufgenommen, das unausſprechliche Gefühl gehabt hat, ein Bürger der Siebenhügelſtadt zu ſein: der hat wol vor allem den Hügel aufgeſucht, den der Sage nach der rüſtige Romulus erwählte, um nach den vorüberfliegenden Geiern auszuſchauen, und wo er, als das Los für ihn entſchieden hatte, die viereckige Stadt erbaute, die ſich ſtufenweis über Latium, Italien, das Reich, das nach ihr genannte Reich ausbreiten ſollte. Solcher Zeiten gedenkt er wol, wenn er ſinnend durch dieſen Ruinengarten, durch dieſe einſtürzende Pracht, über die zerbrochenen Aſchenkrüge todter Götter wandelt und von der Plattform eines alten Kaiſerhauſes wie von einem Felſenvorſprung über die grüne Campagna hinüber nach den Albanerbergen blickt; wenn er dann auf dem Rückweg neben den goldenen Reſten der Reſidenz

des Nero, wo nicht die ſtrohgedeckte Hütte des Romulus, ſo doch noch ein Thor der alten beſcheidenen Quadratſtadt, noch die antike Straße zu derſelben, noch Jupiters Stator's Heiligthum erblickt. O rührendes, ausgeführtes Bild der menſchlichen Dinge, ihres Wachsthums und ihrer Vergänglichkeit! Wiege und Grab der Welt! Mächtigſter und erſter Palaſt Europas, Palatium! Das war der Veſuv, der ſo lange Jahrhunderte mit feurigen Säulen, mit aufgerichteten Gewittern vor der Erde ſtand, ſie mit glühenden Steinen, mit Aſchenwolken und mit Fruchtbarkeit übergießend — er iſt ausgebrannt.

Vielleicht daß der Wanderer dann am nächſten Tage den Grund- und Eckſtein eines andern römiſchen Reichs beſucht und unter der ſtolzen Kuppel von Sanct-Peter am Grabe des Apoſtelfürſten kniet. „Tu es Petrus, et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam et tibi dabo claves regni coelorum": ſo, heißt es, ſagte einſt Chriſtus wegen ſeiner Glaubensfeſtigkeit zu dem Apoſtel Simon, Jonas' Sohn; und dieſes göttliche Wortſpiel ſehen wir hier in Rieſenzügen wie mit himmliſcher Feder an den Fries geſchrieben. An einem Pfeiler ſitzt, das Palladium Roms, der chriſtliche Romulus, mit der Rechten die Völker ſegnend, in der Linken die Schlüſſel haltend, den Fuß abgeſchliffen vom inbrünſtigen Kuß der Menſchheit; in der Tribüne des Domes tragen die ehernen Geſtalten der vier Doctoren der Kirche ſeinen hölzernen Seſſel, den merkwürdigſten Thron der Welt; und die Mächtigen, welche nacheinander auf ihm ſaßen, ruhen auf ihren Sarkophagen, umgeben von ihren Streitern, in dem unermeßlichen Tempel ringsumher. Wie dort aus der Casa Romuli die Kaiſerpaläſte hervorgegangen ſind, ſo ward hier über der Confeſſion Sanct-

Peter's eine Weltkirche auferbaut. Welch anderes Imperium, welch neues Symbol, welch abermaliges Denkmal der Geburt und Entfaltung eines großen Staats! Ja, man möchte ſagen, ein noch viel merkwürdigerer Umſchwung der Dinge und ein viel glänzenderes Ende eines viel beſcheidenern Anfangs. Denn der Gründer von Rom war immerhin ein König, und die römiſchen Kaiſer brachten es bis zum Euphrat und bis zur untern Donau; dagegen Petrus war ein armer Fiſcher, er wurde an dieſer Stelle als Märtyrer gekreuzigt, und ſeine Nachfolger umfaßten nicht blos der Idee nach, ſondern wirklich die geſammte Erde, immer noch zu wenig, Himmel und Erde, ſie nannten ſich Patres principum et regum, rectores orbis, und noch Alexander VI. zog einen kühnen Strich über den Erdglobus von Pol zu Pol, um alles entdeckte oder zu entdeckende Land hundert Meilen weſtlich von Cap Verde und den Azoren Spanien zuzuſprechen. Und auch dieſes Römiſche Reich, darf man behaupten, iſt untergegangen; Sanct-Peter gewiſſermaßen zum zweiten mal begraben; ſein heiliger Stuhl zerbrochen, ſein Altar wüſt und leer; die Kirche, die ebenfalls gleich einem Vulkane Fluch und Segen, Bannſtrahlen und Interdicte über die Länder ſchleuderte, todt wie der Krater einer Solfatara, ausgebrannt wie dort.

Und am dritten Tage geht er wol in den Vatican, um in der Stanza dell' Incendio das lebensvolle Gemälde einer dritten Krönung und einer dritten hiſtoriſchen Schöpfung zu betrachten. Auf der Porphyrplatte, die man noch im Hauptſchiff der Peterskirche ſieht, kniete dereinſt, am Weihnachtsfeſte des Jahres 800, der König der Franken, Karl der Große, verſunken in Gebet, als ihm plötzlich der Papſt Leo, wie von Gott begeiſtert,

eine goldene Krone aufs Haupt ſetzte und das verſammelte Volk die Acclamation der Cäſaren wiederholte: „Carolo piissimo Augusto, a Deo coronato, magno, pacifico Imperatori, Vita et Victoria!“ Er ſollte ſeinerſeits das Reich wiederherſtellen, das an dieſen Boden unauflöslich gebunden ſchien und das thatſächlich in Staub verſunken war, aber deſſen Begriff noch dauerte; er ſollte aus Deutſchland heraus eine friſche römiſche Weltmonarchie begründen. Dieſer außerordentliche und folgenreiche Act iſt an der Wand des obenerwähnten Zimmers als eine beabſichtigte und vorbereitete Ceremonie mit vortrefflicher Charakteriſtik dargeſtellt, während an der Nachbarwand derſelbe Karl erſcheint, wie er eine Synode in der alten Peterskirche leitet, jene Synode, um deren willen er damals nach Rom gekommen war und in der ſich Leo durch einen Schwur von ſeinen Verbrechen reinigte, und endlich unten am Sockel ſein majeſtätiſches Antlitz mit den großen Augen, der bedeutenden Naſe und den herabwallenden Haarlocken noch einmal beſonders abgebildet iſt. So findet denn der deutſche Fremdling in dem fernen päpſtlichen Palaſte die weltgebietende Geſtalt ſeines großen Kaiſers dreimal wieder, und er erkennt ſtaunend eine neue Form römiſcher Weltherrlichkeit, getragen von ſeinem eigenen berühmten Volke — auch ſie iſt vorüber, auch dieſe nordiſchen Vulkane, die ſich verheerend und feuerſpeiend über die Alpen wälzten und einſt ganz Mailand eingeäſchert haben, ſind ausgebrannt und vergeſſen, und nur noch etwa die päpſtliche Schweizergarde, die mit ihren Hellebarten und in ihrer blaurothgelben Uniform wie ein Stück Mittelalter am bronzenen Thore aufgepflanzt iſt, erinnert ihn noch an jene dunkle Zeit, wenn er die Scala Regia hinabſteigt und hinaus-

tritt auf den Vorhof von Sanct-Peter, wo ſich der vaticaniſche Obelisk wie ein goldener Meilenſtein erhebt und die Straßen der Welt von Nord und Süd, von Oſt und Weſt zuſammenlaufen.

In der That hat der Wanderer, wenn er es ſo gemacht hat, in dieſen drei Tagen gewiſſermaßen drei große römiſche Tage durchlebt, einer immer achthundert Jahre nach dem andern, und drei Löſungen eines und deſſelben Problems zu Geſicht bekommen: von Rom aus ein Weltreich, oder was demſelben nahe kommt, zu gründen. Allerdings iſt unter ihnen nur die erſte wirklich gelungen und vollkommen durchgeführt; die beiden letzten erſcheinen mehr oder minder als abgeblaßte Reminiſcenzen und Copien dieſes Typus. Dennoch iſt die Hierarchie des Papſtthums nicht ohne eine hohe Originalität und der durch ſie geſchaffene ideale Staat, die Kirche, in vieler Beziehung zu bewundern; denn ſie war eine weit über das irdiſche Gezänk erhabene und nur mit der Welt, dem Königreiche Gottes, zu vergleichende geiſtige Monarchie, in der das Menſchengeſchlecht ſeinem beſſern Selbſt nach aufging, dabei ein Syſtem und eine Pyramide wie keine zweite in der Welt; wol ſelten iſt ein gleich großartiges Ganzes kunſtvoller und dem Geiſte eines Geſetzgebers entſprechender gegliedert geweſen als hier, wo nichts dem Zufall überlaſſen, ſondern alles nach Vernunft und mit Rückſicht auf das perſönliche Verdienſt geordnet war. Andererſeits die Krönung der deutſchen Kaiſer war eine Art hiſtoriſches Experiment, veranlaßt durch die tiefe Ueberzeugung von der Miſſion des deutſchen Volks, zugleich aber auch das Siegel, welches auf ſeine bereits begründete Machtſtellung und ſeine bereits angetretene Erbſchaft Roms gedrückt ward, nur von Rom ſelbſt ge-

drückt werden zu können ſchien. Schließlich ſind alle drei Ideen ihrer Zeit in der That verwirklicht worden und ein Innocenz III., ein Friedrich Barbaroſſa neue Caesares Augusti im verwegenſten Sinne des Worts geweſen; ja ein Leo XIII. hat heute noch etwas davon im Leibe, denn die zweite Form der römiſchen Weltherrſchaft hat ſich in gewiſſem Sinne allerdings bis auf den heutigen Tag erhalten, der tauſendjährige Kampf zwiſchen Deutſchland und Rom iſt immer noch nicht beendet und der Vulkan von Sanct-Peter noch nicht vollſtändig ausgebrannt.

Es heißt, Pius IX. erklärte in einer ſeiner unwürdigen, aber echt prieſterlichen Anwandlung von Haß, er würde mit Freuden den Vatican niederbrennen, wenn er damit den Tod des Fürſten Bismarck und die Zerſtückelung des Deutſchen Reichs erkaufen könnte.

Willſt du immer weiter ſchweifen? Es gab ein viel näheres und beſchränkteres Problem zu löſen, das gewiſſermaßen von ſelbſt in jenem weitern enthalten, aber, wie die Quadratur des Kreiſes, das Problem im Probleme war: ein einiges Italien zu ſchaffen, ſo lange der Schmerzensſchrei dieſes vielgeprüften Landes. Ja man könnte das Paradoxon aufſtellen, daß dies allen drei Imperatoren, den römiſchen, den päpſtlichen und den deutſchen, nur annäherungsweiſe gelungen ſei, und daß ſie ſich daran machten, den großen Kreis zu quadriren, nur weil ſie glaubten, ſie würden an dem die Methode beſſer finden. Angefangen haben ſie natürlich ſämmtlich mit Italien. Mit der Einverleibung der italiſchen Völker in den römiſchen Staat hatte dieſer naturgemäß begonnen und zuerſt Latium, dann Etrurien, dann Samnium, ſchließlich durch die Puniſchen Kriege Sicilien er-

worden, ja urſprünglich ganz von vorn, mit dem capitoliniſchen und quirinaliſchen Hügel angefangen. Desgleichen mußte die Politik der Päpſte begreiflicherweiſe zunächſt auf Italien, das Vorland der neuen Religion, gerichtet ſein, von wo aus erſt die Auguſtinus, die Bonifacius, die Dionyſius nach England, Deutſchland und Frankreich geſendet wurden, und wenn ſie gewöhnlich nichts weiter bezweckt haben, als die ſtaatliche Einigung Italiens zu hintertreiben und in Italien die Intereſſen mächtiger Fremdlinge einander gegenüberzuſtellen, ſo geſchah dies eben in der Abſicht, die Curie zur Alleinherrſchaft zu erheben; wie es denn bis auf den beredten Vertheidiger des Primats der Italiener, Vincenzo Gioberti, nicht an Männer gefehlt hat, die das Papſtthum durchaus als den Leitſtern der italieniſchen Geſchicke betrachtet wiſſen wollten. Die deutſchen Kaiſer endlich, denen die römiſche Krone zuerſt von den Päpſten halb unbewußt aufs Haupt prakticirt worden war, und die nun nicht darauf verzichten wollten als es die Geber reute, haben in ihren vornehmſten Repräſentanten gleich anfangs ihr Hauptaugenmerk auf die Unterwerfung Italiens gewendet und hier mit Hülfe Deutſchlands eine Königsmacht gründen wollen, deren Errichtung in Deutſchland ſelbſt bei der ſchon feſt ausgebildeten ariſtokratiſchen Verfaſſung eine Unmöglichkeit ſchien.

Es iſt bekannt, daß dies die Hoffnung, der glühende Wunſch des großen Dante war, daß ihn der Römerzug Heinrich's von Luxemburg,

> dell' alto Arrigo ch' a drizzare Italia
> verrà inprima ch' ella sia disposta
> (Paradiso XXX, 137)

veranlaßte, Frankreich zu verlaſſen und dem Kaiſer per-

ſönlich in Mailand die Lage der Dinge vorzuſtellen, daß er in der berühmten ghibelliniſchen Abſchweifung im ſechsten Geſange des Purgatorio dem König Albrecht die bitterſten Vorwürfe macht, ja den Zorn des Himmels auf ihn herabbeſchwört, das arme, zerriſſene, mit Tyrannen überſäete Italien hintanzuſetzen und den Garten ſeines Reichs über gewinnſüchtigen Projecten verwildern zu laſſen. „Komm", ſo ruft er ihm zu, „komm und ſieh dein Rom, das allein und verwitwet Tag und Nacht um ſeinen Kaiſer weint —"

Vieni a veder la tua Roma che piagne,
Vedova, sola, e dì e notte chiama:
Cesare mio, perchè non m' accompagne?
(Purg. VI, 114.)

In den eigenthümlichen, aber hergebrachten Verhältniſſen lag es, daß, wenn den deutſchen Kaiſern ihre Pläne auf Italien gelangen, dieſes darum dennoch keiner Fremdherrſchaft anheimfiel; und deshalb darf man den Dichter durchaus nicht einer parteimäßigen, unpatriotiſchen Geſinnung zeihen. Italien iſt zu verſchiedenen Zeiten mehr oder weniger Beſtandtheil der ſpaniſchen, der franzöſiſchen, der öſterreichiſchen Monarchie geweſen, und alle haben danach geſtrebt ihren Einfluß allmählich auf die geſammte Halbinſel zu erſtrecken. Hier war die Einigung Italiens die einer eroberten Provinz, ſein Centrum lag außerhalb, und ſein Name hörte, ſtreng genommen, auf zu exiſtiren. Es war, wie man geſagt hat, „un' espressione geografica". Ganz anders bei einem Hohenſtaufen, einem Luxemburg, der zwar nicht in Italien, nicht einmal in Corſica geboren war, aber, ſofern ſeine Krönung in Mailand und Rom erfolgte, in Cäſar's

Rechte eintrat, Rom zur Residenz und das Römische Reich zum heiligen Erbtheil hatte. Ein Ghibelline betrachtete ihn ebenso wenig als fremd wie sonst ein Guelfe einen Papst, der aus Spanien, aus Frankreich, aus Deutschland gekommen wäre, obwol allerdings Adrian Dedel aus Utrecht, der letzte Papst aus germanischem Blut, ebenso sehr als Ausländer wie wegen seiner Strenge verhaßt gewesen ist. Gegenwärtig soll nur ein geborener, keiner großen Familie angehöriger und mit keiner regierenden Familie verwandter Italiener wählbar sein.

In Italien selbst hat es an Projecten zur Einigung des Landes nicht gefehlt, die von den obenerwähnten Tyrannen der freien Städte, Mailands, Veronas, Mantuas, geschmiedet wurden, und wonach eine derselben Roms Rolle übernommen hätte. Die lombardische Familie der Visconti, die größere Macht als irgendein anderes italienisches Adelsgeschlecht des Mittelalters erlangt hat, ist nahe an diesem Ziele gewesen; aber nicht blos sie, auch die Scala, die Este, die Gonzaga befragten die Sterne wegen dieses ehrgeizigen Planes; Castruccio degli Antelminelli, der eifrige Ghibelline und Herr von Lucca, ward an seiner Ausführung nur durch frühen Tod verhindert; ja die Wiedergeburt Italiens durch einen starken einheimischen Fürsten, und zwar durch Lorenzo de' Medici, den Neffen Leo's X. und den Vater Katharinens, das war selbst der Traum Machiavelli's, der in diesem Sinn ihm seinen „Principe" dedicirte; Florenz war es überhaupt, das Heinrich's VII. Entwürfe vereitelte, allen Versuchen, Italien der kaiserlichen Macht zu unterwerfen, kräftig widerstand und die frühere Rolle Mailands Deutschland gegenüber spielte. Nun, alle diese Projecte

wären und waren in Dante's Sinne Hochverrath geweſen, und dennoch ſollte auf dieſem Wege das ſchwere Werk zu Ende geführt werden. Aber keiner jener berühmten Familien, keinem mächtigen Hauſe der Visconti war es vorbehalten, das Königreich Italien zu ſchaffen, nein, vielmehr einem ganz kleinen, unſcheinbaren, einem, wie Pius IX. ſich auszudrücken beliebte, ſubalpiniſchen Prinzen, welcher, Schritt für Schritt vordringend und weiter rückend, das hohe Ziel erreichte — wie ſein Wappen meldet: Pauper, Probus, Pertinax.

2.

Mitten in den Alpen, in dem rauhen und höchſtgelegenen Lande Europas, ſteht eine kleine Hütte, recht eigentlich der Caſa Romuli auf dem Palatiniſchen Hügel zu vergleichen: die Caſa Sabauda. Der Romulus, der hier wohnte und den nationalen Holzpantoffel klappern ließ, hieß Humbert mit der weißen Hand, Umberto Biancamano, der Stammvater des Hauſes von Savoyen. Er lebte um das Jahr 1000 und hatte aus der Erbſchaft ſeines Stiefvaters die Grafſchaft Maurienne in Lehen erhalten. Er regierte ruhmreich 24 Jahre und ſtarb in ſeinen Bergen, wo er Gemſen jagte und Murmelthiere abrichtete.

Aber bereits ſeinem Sohn Amadeus wurde es zu eng in dieſen Thälern; er brachte durch Verheirathung Suſa, Aoſta und Turin an ſein Haus und zog nun von den ſchneebedeckten Gipfeln herab an den „Fuß der Berge", nach Piemont, von wo ſeine Nachkommen wiederum bis ans Meer hinunterſtiegen, um ſich in Nizza und im Golf von Genua zu baden.

Einmal am Ufer, ſchien es ihnen ein Leichtes, die Segel auszuſpannen, und ſie gelangten, muthige Schiffer, mit ihrem Boote bis nach Sicilien, welches ſie hinterher, der Nähe wegen, mit der Inſel Sardinien vertauſchten. Nun war aus der kleinen Alpenhütte bereits ein großes Haus Sardinien geworden.

Da ſtand einer auf, der mit aus Savoyen nach Piemont gekommen war, der Graf Ceſare Balbo, und predigte laut und offen von den „Speranze d'Italia". Er meinte: dieſes Piemont ſei offenbar ein neues Preußen und Macedonien, Staaten, auf welche die Aufmerkſamkeit der piemonteſiſchen Fürſten längſt gelenkt worden war, wo gleichfalls das militäriſche und feudale Element vorherrſchte, deren Nationalität wie die ihrige etwas Fremdartiges und Originelles hatte. Deshalb müſſe zwar Rom zum Mittelpunkte des jungen wie des alten Italiens gemacht, aber dieſes ſelbſt erſt mit Hülfe Piemonts ins Leben geführt werden. Es war eine kühne und überraſchende Idee. Als das Königreich Sardinien im Anfang des vorigen Jahrhunderts anerkannt und nach dem Sturze Napoleon's von neuem beſtätigt wurde, war es die Abſicht der europäiſchen Mächte geweſen hier einen Mittelſtaat als Bollwerk gegen Frankreich aufzurichten. Und jetzt ſoll aus dem Mittelſtaat ein neuer Großſtaat und aus dem Bollwerk ein Feſtungsviereck werden!

Aber ſo geſchah's. Unverſehens lenkt der junge Staat, indem er ſich gegen die Uebergriffe der öſterreichiſchen Politik vertheidigt, in die Rolle eines Führers der Bewegung ein, deren Ziel unmittelbar die Ausſchließung Oeſterreichs aus der Halbinſel und die Herſtellnng eines ſtarken oberitalieniſchen Königreichs, mittelbar aber die völlige Befreiung Italiens von fremder

Herrſchaft iſt. Karl Albert, jetzt „das Schwert Italiens“, wie es einſtmals Marcus Claudius Marcellus war, hat der ſardiniſchen Politik dieſen Plan vorgezeichnet; Cavour und Victor Emanuel führen ihn aus. Sie können es nicht ohne die alte Caſa Sabauda dran zu geben: aber was liegt an der verſchneiten Hütte auf den Alpen? Sie iſt jetzt ſo groß geworden, daß man ihren Urſprung ſchier vergißt.

„Italien ſich ſelbſt wiederzugeben; frei von den Alpen bis zum Adriatiſchen Meer!“ ſo lautete Napoleon's III. Manifeſt, und am 8. Juni 1859 zog Victor Emanuel an ſeiner Seite in Mailand ein, worauf er durch die Friedensſchlüſſe von Villafranca und Zürich die öſterreichiſche Lombardei erhielt. Das Großherzogthum Toscana und das Gouvernement Emilia, die ſchon während des Kriegs ihre Fürſtenhäuſer vertrieben und den ſardiniſchen Schutz angerufen hatten, wurden im nächſten Frühjahr annectirt, freilich nur indem die beiden alten Erblande Savoyen und Nizza an Frankreich fielen. Unterdeſſen hatte General Garibaldi auf eigene Hand die Eroberung des Königreichs beider Sicilien begonnen, und noch vor Ausgang des Jahres 1860 wurde ganz Unteritalien mit dem Königreich Sardinien vereinigt, welches nun durch das Geſetz vom 17. März 1861 den Namen „Königreich Italien“ annahm. Jetzt ſchien Italien „gemacht“; aber „vollendet“ war es immer noch nicht, ſelbſt 1866 noch nicht, als durch den Wiener Frieden Venetien dazukam. „L' Italia è fatta“, ſagte Victor Emanuel, „ma non è compita.“

Schon hatte das italieniſche Parlament Rom zur „Capitale des Königreichs“ erklärt, aber noch immer hielten franzöſiſche Soldaten Rom und Civitavecchia be-

ſetzt und gab es ein päpſtliches Heer, zuſammengeſetzt aus Söldnern aller Nationen und Zungen, Belgiern, Irländern, Deutſchen, Schweizern und Amerikanern. Erſt als im Jahre 1870 Frankreich an Preußen den Krieg erklärte, fühlte ſich Napoleon bewogen, die Truppen von Rom zurückzuziehen, um ſeine eigenen zu verſtärken. Da kam der Tag von Sedan, und mit ihm hatte nicht nur Napoleon's Dynaſtie, ſondern auch ſeine Vormundſchaft über Italien ein Ende. Jetzt forderte das italieniſche Miniſterium die päpſtliche Regierung auf, ihre fanatiſchen und reichsfeindlichen Horden zu entlaſſen; indeſſen zum Schein und um die äußere Gewalt conſtatiren zu können, befahl der Papſt, Rom zu vertheidigen. Es mußte beſchoſſen werden, ein kurzer Artilleriekampf fand ſtatt, bis in die Nähe des Vatican fielen die Bomben Bixio's; und noch an demſelben Tage, dem 20. September des Jahres 1870, geſchah es, daß die Soldaten des König-Ehrenmannes unter General Cadorna durch die Breſche der Porta Pia in die ewige Stadt einzogen.

Am 2. October wurde in Rom und dem römiſchen Weichbild abgeſtimmt über die Annexion. Unter 167000 Wählern gaben 135600 ihre Stimmen ab und 134000 ſtimmten mit Ja, 1507 mit Nein. Il dolce paese dove il sì suona, mochte Victor Emanuel mit Dante denken. Auf dieſes Ja, il sì del plebiscito, bezieht ſich das Sì, welches man gleich dem Akroſtichon Verdi (Viva Emanuele Re d' Italia) in Rom noch immer mit rothen Buchſtaben an die Häuſer geſchrieben findet. Sie ſind wahrſcheinlich ſo haltbar wie die Inſchriften, die wir nach achtzehnhundert Jahren noch an den Wänden Pompejis leſen.

Man will wiſſen, daß Pio Nono, als er noch Gio-

vanni Maria Graf von Maſtai-Ferretti hieß und er eben von dem Collegium zu Volterra in ſein geliebtes Sinigaglia, „si bella a spechio dell' Adriatico mare", zurückgekehrt war, eine heftige und ernſte Leidenſchaft für eine junge römiſche Fürſtin faßte. Es war Elena, die Tochter des Principe Albani, die ſich dann mit dem Herzog Litta von Mailand verheirathete. Sie erwiderte die Liebe des Grafen nicht; vielmehr während einer Luſtfahrt nach Loreto, an der auch Maſtai theilnahm, bei Gelegenheit eines Unwetters ſtellte es ſich auf das Unzweideutigſte heraus, daß ſie ihm einen jungen Dragoneroffizier aus Ceſena vorzog. Ja es wird ſogar verſichert, daß dieſe ſchmerzliche Erfahrung der Grund geweſen ſei, warum der Graf ebenfalls die Uniform anziehen und Lieutenant in der päpſtlichen Nobelgarde werden wollte — um mehr Glück bei den Frauen zu machen.

Dieſe kleine Geſchichte war vorbedeutend für ſein Leben, denn ſie wiederholte ſich bei ihm mit noch größerm Ernſt und unter bedeutenderen Dimenſionen im hohen Greiſenalter. Jetzt wiederholte ſie ſich beim römiſchen Plebiscit. Der Graf Maſtai-Ferretti bemüht ſich als Papſt um die Gunſt einer andern römiſchen Fürſtin, der Stadt Rom ſelbſt; er erweiſt ihr tauſend Artigkeiten, er klagt ihr ſeine Schmerzen in tauſend Breven, er flucht und ſegnet, weint und donnert, mahnt und fleht — umſonſt, ſie hat ihren Dragoneroffizier, er gefällt ihr nun einmal beſſer als der Papſt, ſie gibt ihr Jawort und Herz und Hand dem tapfern Victor Emanuel.

Der Herzog von Sermoneta reiſte nach Florenz, überreichte dem König die Urkunde des Plebiſcits und ſprach: „Rom ſammt ſeinen Provinzen iſt glücklich, durch die Tapferkeit des Heeres von fremder Söldnerherrſchaft

befreit zu ſein, und hat durch allgemeinen Beſchluß Eure glorreiche Majeſtät und deren königliche Nachkommenſchaft zum König ausgerufen. Dieſes Werk der Vorſehung fügt, nach ſo langer und ſchmerzlicher Sehnſucht aller Völker Italiens, den letzten Edelſtein in die hiſtoriſche Krone, welche auf dem Haupt Eurer Majeſtät erglänzt."

Das unterſcheidende Merkmal der römiſchen Bevölkerung iſt der geſunde Menſchenverſtand. Man darf das römiſche Volk kein geniales nennen. Wenig Stämme haben eine ſo beſchränkte Anzahl ſchöpferiſcher und großer Talente hervorgebracht, die Florentiner, die Genueſer, die Venetianer, die Neapolitaner unvergleichlich viel mehr in allen Zweigen menſchlicher Thätigkeit und in alter und neuer Zeit; ja ſelbſt in der Kriegskunſt hat Rom trotz ſeiner Scipionen und ſeiner Colonna keinen Feldherrn von der überwältigenden und niederſchmetternden Geiſteskraft eines Hannibal, eines Friedrich II., eines Napoleon I. aufzuweiſen; was jene geleiſtet haben, haben ſie durch Taktik, durch Ausdauer, Tapferkeit und Disciplin geleiſtet; Julius Cäſar iſt als eine Ausnahme zu betrachten. Dafür aber hat das Volk der Römer beſtändig in hohem Grade Taktgefühl und Richtigkeit des Blicks beſeſſen, und beides ihm eine unbedingte Ueberlegenheit über andere verſchafft. Wie oft ſehen wir in der Geſchichte Rom unter dem Fuße des Eroberers zittern, unter den Stürmen demokratiſcher Bewegungen aus Rand und Band kommen und nach den härteſten Schlägen durch die ruhige und entſchloſſene Haltung ſeiner Bürger gerettet werden! Eben jenes Plebiſcit ſcheint mir ein Beiſpiel davon zu ſein. Am 20. September beſetzen die italieniſchen Truppen Rom und machen an der Engelsbrücke halt. Zwölf Tage ſpäter ſoll es

seine Stimme abgeben. Die letzte Entscheidung der Leostadt beschäftigt alle Gemüther. Am 2. October gibt Rom, ohne Einflüsterungen und Lockungen ein Ohr zu leihen, ruhig und unentwegt, als handelte es sich um die einfachste Sache von der Welt, sein Jawort, löst in drei Stunden das große Problem, an welchem sich die ganze europäische Diplomatie, Cavour einbegriffen, zehn lange Jahre vergebens abgemüht.

Victor Emanuel antwortete: „Endlich ist die große Unternehmung zu Ende geführt und das Vaterland wiederhergestellt. Der Name Roms, der größte, der von menschlichen Lippen tönt, wird heute mit dem Namen Italiens wieder vereinigt, dem theuersten, den ich kenne. Der mit so wunderbarer Einmüthigkeit vom römischen Volke gefaßte und in allen Theilen des Reiches freudig widerhallende Beschluß heiligt die Grundlagen unseres nationalen Bundes, und zeigt noch einmal, daß wir dem Glücke viel, aber unserer gerechten Sache noch mehr verdanken. Freie Willensübereinstimmung, gegenseitiges Versprechen und Halten: das sind die Kräfte, die Italien gemacht und meinen Plänen gemäß zum endlichen Ziele geführt haben."

Zum ersten mal wieder seit vierzehn Jahrhunderten ist Rom Capitale Italiens, und die Casa Sabauda hat endlich für ihr Bergländchen die sieben Hügel eingetauscht, die allerdings in der Geschichte mehr genannt werden als die berühmtesten Alpengipfel.

3.

So ist denn durch einen merkwürdigen Proceß die Stadt, welche vor Zeiten der Kern war, an den der

Kranz der italieniſchen Staaten kryſtallförmig anſchoß, das letzte Glied einer neuen Kryſtalliſation geworden, und die Einigung Italiens in der umgekehrten Weiſe als das erſte mal erfolgt. Zwar excommunicirte Pius IX. in der Encyclica vom 1. November alle Urheber und Theilnehmer der Beſetzung Roms; aber das Decret des Königs, vom 8. October, welches die Einverleibung Roms in den italieniſchen Staat ausſprach, blieb nichtsdeſtoweniger unangefochten. Der Stuhl war dem Papſte gleichſam unter den Füßen weggezogen worden und nicht jener Zuſtand des Interregnums eingetreten, den man officiell mit dem Ausdruck 'Sede vacante' zu benennen pflegt und der allerdings ehemals auch durch Unordnungen aller Art, durch Befreiung aller Gefangenen, durch Plünderung des päpſtlichen Palaſtes, durch Raub, Mord und Nothzucht ausgezeichnet war, ſondern der ganz rohe und unbequeme, den man nach Analogie davon 'Sede occupata' taufen könnte. Er dauert noch jetzt.

Man darf ſagen, daß der Papſt, der dieſen Zuſtand noch viele Jahre überlebte, in gewiſſem Sinne am 20. September todtgeſchlagen wurde; daß er von da ab kein kranker Mann wie die Türkei, nein, gar ein Leichnam war; daß er ſeitdem nur noch wie ein Schatten, ſein eigenes Geſpenſt, auf ſeinem Katheder ſaß, ganz ähnlich jenem räthſelhaften Phantome, welches noch zu Lebzeiten Alexander's, und für ihn ein unheimliches Omen, ſchweigend ſeinen Thron in Babylon beſtieg und mit ſeinem Diadem und Mantel geſchmückt regierte.

Armer Greis! Povero vecchio! wie ſelbſt Garibaldi, der alte Zänker ausrief, als er von den Höhen von San Pietro in Montorio auf den Vatican herabſah. Dem man vorwarf, die Erwartungen eines ganzen Volkes

betrogen zu haben, und dessen eigenes Leben eine große Enttäuschung war. Nach der Prophezeiung des Malachia: Crux de cruce, Kreuz vom Kreuz Savoyen. Zum deutlichen Beweise, daß ein Papst nicht nur, wie es in Italien heißt, die Wahrheit zu Gesicht bekommt, wenn er das Evangelium liest. War sie denn so bitter, hatte man ihm denn den Garaus gemacht, dem alten Pontifex? —

Es scheint, der Verlust von ein paar hundert Quadratmeilen Land und einer eigentlichen Residenz ist zunächst nichts, daß ein Papst sich darum grämen sollte, dem überdies von seinem Ueberwinder in den sogenannten Garantiegesetzen „Freiheit der Kirche, völlige Unabhängigkeit des Heiligen Stuhles in der Ausübung des priesterlichen Amtes und in seinen Beziehungen zur katholischen Welt (libertà della Chiesa, piena indipendenza della Sede pontificia nell' esercizio del ministero religioso, nelle sue relazioni colla Cattolicità)" feierlich versprochen worden ist. Wenn er gleichsam zwei Würden, die des Oberhauptes der Kirche und die des weltlichen Souveräns in seiner Person vereinigte, so läßt sich nicht einsehen, warum er nicht die eine mit derselben Autorität weiter behaupten sollte, nachdem die andere durch die Nothwendigkeit der geschichtlichen Entwickelung zu Schanden geworden war. Ja warum nicht mit einer noch größern Autorität. Denn beide Würden standen scheinbar so wenig im Verhältniß zueinander, daß die eine der andern Eintrag thun mußte und die unbedeutende Wirklichkeit ein schädliches Licht auf die ideelle Allmacht warf. Es war schwerer zu begreifen, daß ein armseliges italienisches Potentätchen der geistliche Herr der Welt sei, als daß es einer sei, der nur im Reiche des Geistes lebte. Jener war gewissermaßen zu entlarven, dieser

nicht. Mit einem Worte, was hatte er verloren? Ein Ländchen wie das Königreich Hannover. Was hatte er behalten? Das ewige Kirchenreich.

Bis zu Ende des 15. Jahrhunderts mußten ſich die Päpſte bei der Beſitznahme im Porticus des Lateran auf einen durchbrochenen Marmorſtuhl ſetzen, wie noch einer im vaticaniſchen Muſeum ſteht, die ſogenannte Sella stercoraria; auf einem Nachtſtuhl empfingen ſie die Schlüſſel der Baſilika. Es geſchah, ſo heißt es, damit das Wort erfüllt werde: Suscitat de pulvere egenum, et de stercore erigit pauperem, ut sedeat cum principibus et solium gloriae teneat; oder auch um ihn an die Schwäche und die Ohnmacht der menſchlichen Natur zu erinnern. Noch treffender könnte man ſagen, das Patrimonium Petri ſei die Sella stercoraria geweſen, die neben Petrus' myſtiſchem Stuhle ſtand und auf der er gleichfalls ſitzen mußte, um ſeiner Unbedeutenheit als weltlicher Herrſcher eingedenk zu bleiben.

Dieſer Betrachtung ſteht meines Erachtens nichts entgegen als die außerordentliche, ganz und gar einzige Beſchaffenheit der Stadt Rom, die in Wahrheit eine Welt bedeutete und werth war. Wer ermißt den vielfältigen Zauber, der ſeit alten Zeiten und bei den Völkern aller Zungen an Rom und Latium gehangen! Aber der vornehmſte war doch der, daß ſie gleichſam die Welt im Keime in ſich trugen und daß, nach dem noch im päpſtlichen Segen nachklingenden Dichterworte, zur Urbs geworden war, quod prius orbis erat. Nicht nur daß die Siebenhügelſtadt von jeher das Haupt darſtellte, welches, wie der mittelalterliche Kaiſerſpruch beſagt, die Zügel des Erdenrunds regiert; das Herz, wohin alle Wege führen, den Herd, wo ſich alle Strahlen ſammeln, das Auge und den Mittel-

punkt der Welt — nein, infolge dieſes Umſtandes hatte ſie auch ſelbſt mit ihren Gebäuden für die Menſchheit etwas Typiſches, Vorbildliches gewonnen; ſie, die Stadt der Städte, gab der Welt ihre Höfe und Paläſte, ihre Tivolis und ihre Capitouls, ihre Circus und Coloſſeen, die gleichwol, noch in ihren Ruinen, ſo groß blieben, daß man ihren Fall einem Weltuntergange gleich erachtet hätte; und dieſe erdrückende Größe, dieſe überwältigende Ewigkeit und Majeſtät hatte das chriſtliche Rom vom heidniſchen geerbt und noch den Schimmer der Heiligkeit hinzugethan. Auf den Trümmern der Welthauptſtadt war ein nicht minder glorreiches Jeruſalem entſtanden, eine geiſtliche und prieſterliche Capitale und, wie die Kuppel von Sanct-Peter ein Symbol des Himmels, des katholiſchen Reiches Ebenbild. Wer hat jemals in Rom gewohnt und nicht ein Gefühl gehabt, als ob hier allein das chriſtliche Jahr ablaufe, als deſſen Emblem am Charfreitagabend in Sanct-Peter das Kreuz mit 365 Lampen aufgehängt ward; wen hat nicht ein heiliger Schauer überlaufen, wenn der Papſt am Oſterſonntag in Sanct-Peter unter dem ehernen Baldachin die Meſſe las, in dem ungeheuern Raume ein Volk auf Knien lag

und die Muſik der Himmel
Herniederſtieg, und der Geſtalten Fülle
Verſchwenderiſch aus Wand und Decke quoll,
Das Herrlichſte, das Höchſte gegenwärtig
Vor den entzückten Sinnen ſich bewegte —?

Selbſt jetzt noch, wo die großartigen Kirchenceremonien infolge der Zeitumſtände verkürzt oder gänzlich abgeſchnitten worden ſind, ſelbſt jetzt noch kann man ſich dieſer Empfindung nicht erwehren; ſelbſt jetzt noch erblickt hier der Gläubige „den wahren Himmel und die wahre Erde".

Man darf daher Rom nicht mit gemeinem Maße meſſen; es war nicht ſowol ein Beſitz als vielmehr ein Titel des Beſitzes, nicht ſowol eine Herrſchaft als ein Symbol der Herrſchaft, nicht ſowol ein Thron als vielmehr eine Anwartſchaft auf alle Throne dieſer Welt. Es glich einem Zauberſtuhle, der ſeinem Inhaber Allmacht und Göttlichkeit verlieh. Von ihm ſollte Pio Nono jetzt herunterſteigen, um ſich, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, auf die Luft oder auf die Idee zu ſetzen, während Victor Emanuel die rieſigen Bruchſtücke deſſelben nahm und einen kleinen, aber haltbaren Seſſel daraus machen ließ, Rom ausbeſſernd und entzaubernd. Er ſagte zum Papſte: „Was brauchſt du denn auf dem zertrümmerten Kaiſerthron zu ſitzen? Er iſt ſo nichts mehr werth; geh, nimm dir einen Rohrſtuhl, wie ihn jeder meiner Unterthanen hat. Biſt du nicht ein Herr der Welt ſo ganz in abstracto? Nun alſo, ſei auch in deinem Hausrath abſtract und philoſophiſch. Wir Italiener ſind aufgeklärt, Leute des Fortſchritts und Freunde klarer Begriffe. Mit einem Worte: Herunter von dem Stuhle!“ — Nun war es der größte Fehler dieſes alten Papſtes, daß er nicht freiwillig aufſtand, ſondern daß er erſt ſagte: „Ihr dürft mir den Stuhl nicht nehmen“, und daß er ihn dann hergeben mußte. Ein Vater, der ſein Anſehen bewahren will, darf ſeinen Söhnen niemals etwas verbieten, wovon er nicht gewiß weiß, daß ſie es laſſen werden. Gleich dem verwegenen Heliodor dringt Victor Emanuel in den Tempel: Ei, in dem berühmten Zimmer dieſes Namens kommt ein himmliſcher Reiter den Heliodor zu ſtürzen; nun, wo iſt der Reiter? Das Wunder, um Gotteswillen das Wunder! Es iſt eine Nothwendigkeit, daß das Wunder vor ſich gehe! — Ha, es geſchieht nicht?

Der Tempelräuber bleibt und richtet ſich häuslich ein; er erklärt ſich als Herrn der Paläſte, der Klöſter der Gottesſtadt? Er thut ſo als ob es gar keine Prieſter mehr gebe, ißt und trinkt, zehnfach excommunicirt? — O armer Pontifex! Das compromittirt! Das ſchadet dem Amt der Schlüſſel! Du erſcheinſt einer enttäuſchten Menſchheit endlich als ein Name, die mächtigſte Stütze deiner Hierarchie zerſtiebt, der Schein.

Wir tragen die Trümmer hinüber und klagen über die verlorene Schöne. Kein Zweifel, daß der Papſt durch das Feuer der piemonteſiſchen Scharfſchützen wie ein Viſionär aus einem Traum geweckt und Rom ſelbſt zwar, wie es heißt, befreit, aber ſichtlich verkleinert worden war. Ruhm und Sieg der Wahrheit, die ſich mit eherner Stirne Bahn bricht und das Falſche und Ueberlebte niederwirft! Nous serons effrontés comme elle! Und doch, der Traum war groß, und ſein Ende faſt einer Thräne der Edlen werth. Rom, ſo lange und in ſo vielfachem Sinne die Königin der Welt, war endlich eine Stadt geworden wie Turin, Turin, das gerade ſo groß ſein ſoll wie der Vatican; eine Reſidenz wie andere Reſidenzen, es gibt ihrer ſo viele, daß ſie gar keinen Eindruck mehr machen, man braucht nur ein wenig in der Welt herumzukommen; ſtatt bepurpurter Kirchenfürſten, ſtatt kuttentragender Greiſe, ſtatt einer pilgernden Menſchheit ſah man ſardiniſche Jäger, junge Italiener über die Piazza de' Verſaglieri, auf der Via del 20 Settembre, durch das entkreuzte Coloſſeum ziehen. Solche Daten ſchrieb man auf die großen marmornen Straßenſchilder Roms, die bisher von einer „Via papale" und einer „Via del Campidoglio" erzählten. So vergänglich iſt Größe ſelbſt da, wo ſie in der Luft zu liegen ſcheint;

ſo ſchnell entſchwand die Ewige Roma, „magni nominis umbra“, von der Bildfläche der modernen Zeit, um fortan ein Punkt zu ſein wie andere.

4.

Am 26. Januar 1871 war von den Kammern die Verlegung des Regierungsſitzes nach Rom beſchloſſen, und am 10. März die Expropriation von zehn großen Klöſtern daſelbſt zur Unterbringung der Miniſterien angeordnet worden. Am 30. Juni erfolgte die Verlegung, und am 2. Juli hielt der König ſeinen glänzenden Einzug in Rom, ein moderner Triumphator. Da läutete, wie beim Tod eines Papſtes, die Glocke des Capitols, auf den Straßen wehten die Fahnen mit dem ſilbernen Kreuz im rothen Felde; alle Corporationen eilten nach dem Bahnhofe, den König zu empfangen, und ein tauſendfacher Jubelruf erſcholl bei ſeinem Anblick. Wer weiß es nicht, daß der König den Quirinal bewohnt? Mögen auch tauſend Prieſter ſchwören, er finde keinen Schlaf in dem alten apoſtoliſchen Palaſt. Er fuhr alſo nach dem Quirinal, und während ihn hier eine Deputation von hundert Municipien, den hundert Edelſteinen der Krone Italiens, begrüßte, ſammelte ſich das Volk auf jenem berühmten Platze, wo die nackten Rieſen mit erhobenen Armen und geballten Fäuſten ſtehen, denn ſie zählen das Kommende — ungeduldig, den König auf dem Balkon zu ſehen. Von dieſem Balkon aus verkündete einſt der Cardinaldiakon den neugewählten Papſt; von hier aus ſpendete dieſer ſelbſt Stadt und Erdkreis ſeinen erſten Segen. Wird der König kommen und, ein nicht minder gnadenreicher Fürſt, die altehrwürdige Loggia betreten? Ja, er

kommt, ein purpurner Teppich wird ausgebreitet, und der König-Ehrenmann erklärt: „Wahrlich, wir ſind in Rom und wir werden darin bleiben (Siamo venuti a Roma e in Roma rimarremo)“.

Im Laufe deſſelben Jahres, am 27. November, kam er abermals nach Rom, ward er abermals feſtlich empfangen, verſprach er abermals in Rom zu bleiben. Er that es auf dem Monte-Citorio im Parlament, welches er in der neuen Hauptſtadt mit einer Thronrede eröffnete, um das große Ereigniß der nationalen Einheit, das Werk ſeines Lebens, zu beſiegeln. In ſichtlicher Bewegung und mit Beziehung darauf, daß inzwiſchen die meiſten auswärtigen Geſandten ebenfalls ihren Sitz nach Rom verlegt und die Mächte ſomit ihre Anerkennung des Geſchehenen kundgegeben hatten, ſprach er die denkwürdigen Worte:

„Indem die öffentliche Meinung die Politik der Neutralität in dem Kriege zwiſchen Frankreich und Preußen billigte, hat ſie wiederum bewieſen, daß ein freies und einiges Italien für Europa ein Element der Ordnung, der Freiheit, des Friedens ſei. Dieſe Haltung erleichterte unſere Aufgabe, als meine Soldaten für die Integrität des Vaterlandes und für die Freiheit Roms, als Brüder und Retter begrüßt, in Rom einzogen, in Rom, welches, den Italienern ein Gegenſtand der Liebe nnd Verehrung, nun ſich ſelbſt, Italien und der modernen Welt zurückgegeben worden iſt.

„Wir ſind gekommen im Namen des heiligen Pactes, welcher alle Italiener zu einer Nation verkettet; wir werden bleiben, indem wir aufrecht erhalten was wir uns, was wir der Kirche feierlich gelobten.“

Nun verging ein Sexennium, dann kam Victor

Emanuel ein letztes Mal nach Rom; ein letztes Mal waren für ihn die Straßen mit gelbem Sand beſtreut, die italieniſchen Tricoloren aufgepflanzt, die Banner der hundert Städte des Königreichs entfaltet; und zum dritten und letzten Mal gelobte Victor Emanuel, in Rom zu bleiben, Ehrenmann bis zum Tode.

Er that es auf ſeinem Katafalk in der Cappella ardente im Quirinal; er that es in ſeinem Sarge, als er, mit der Eiſernen Krone geſchmückt, ein Todter durch die römiſchen Gaſſen zog; er that es im Pantheon, das er nicht laſſen wollte, ob ihn gleich Familie und Heimat in die Gruft ſeiner Väter, in die hohe Superga riefen.

Angeſichts des neugeeinigten Volkes, Angeſichts aller Fürſten Europas that er's; der preußiſche Kronprinz, der öſterreichiſche Erzherzog beſtätigten's ihm im Tode, daß die Mächte die Politik Italiens billigen, daß es ein Element der Ordnung, der Freiheit ſei; er konnte, wie der Profeſſor Bruno in der Todesſtunde ſagte, „ſchlafen und von einer langen und glorreichen Arbeit ausruhen".

Urbem praeclaram statui, mea moenia vidi,
Et nunc magna mei sub terras ibit imago.

Treten wir noch einen Augenblick ein ins Pantheon, bevor der Sarg in eine Seitenkapelle deſſelben eingemauert und ſo der Stadt Rom vom Volke als ein heiliges Vermächtniß übergeben wird; treten wir im grünen Licht antiker Lampen und unter dem Flügelſchlag des goldenen Adlers an der Spitze des Giebelfeldes ein in das weltberühmte Rund, das lange das eiferſüchtig gehütete Eigenthum der Päpſte geblieben war und das dem Papſte zu erhalten noch im 13. Jahrhundert jeder Senator Roms beſchwor. Welch ein Mauſoleum für den „Vater des Vaterlandes!" Hoch ragt hier in

der Mitte der rieſige Katafalk, umſtanden von 23 Candelabern, der Sarg mit ſternenbeſäetem ſchwarzem Sammt bedeckt, vier ruhende Löwen auf ſeinen Vorderſtufen. Acht ſchwere Draperien von weißem Hermelin fallen vom Fenſter, der herrlichen Wölbung folgend, auf das erſte Geſims herab, alle Kapellen ſind ſchwarz ausgeſchlagen, dichte Flöre ſchmücken das Portal und die hohe Arkade des Hauptaltars. Wie in einem ungeheuern Castrum doloris neigt ſich Italien, neigt ſich Rom trauernd über den großen Todten; das Auge des Himmelsgewölbes, das runde Fenſter ſelbſt ſcheint ſich zu ſchließen, rings um uns finſtere Todesnacht. Nur oben, weiß auf luftblauem Grunde, erſcheint in mattem Glanze der Stern Italiens. Wie am Mauſoleum in der alten Kathedrale der Herzöge von Savoyen, Santa-Reparata in Nizza, mit Beziehung auf die beiden Freiheitshelden Italiens Karl Albert und Victor Emanuel geſchrieben war:

Il padre vide la Stella,
il figlio
la pose in fronte
all' Italia.

Noch ſtand dieſer Katafalk; noch hallte der Kanonendonner wider, der Pio Nono ſo peinlich geweſen war, ihn an das Drama des 20. September, an die in die Nähe des Vaticans gefallenen Bomben Bixio's gemahnte; noch klang die Todtenglocke durch die Luft, die den König auf ſeinem letzten Gange begleitete. Da fing die alte Glocke für den Papſt ſelber zu dröhnen an; und die Bronzethür ſeines apoſtoliſchen Palaſtes ſchloß ſich, gleichſam um Ernſt aus ſeiner Gefangenſchaft zu machen, denn ſein Kerker im Kerker war das Grab.

O ſtolzer Tod, welch Feſt geht vor in deiner ewigen

Zelle, daß du auf Einen Schlag ſo viele Fürſten ſo blutig trafſt? Da liegt auch Pio Nono einbalſamirt und gleichſam verjüngt in der Sakramentskapelle von Sanct-Peter, und dieſelbe Menge, die ſich eben im Quirinale drängte, zieht anbetend an ihrem Papſt vorüber, ſeinen ausgeſtreckten Fuß zum letzten mal zu küſſen. Am Abend des 7. Februar 1878, zur Stunde des Ave-Maria, gleich als ob er der Einladung der Himmelsdame folgte, deren Cultus er ſich nach ſeinem Unglück in der irdiſchen Liebe vorzugsweiſe geweiht, iſt Pio Nono hingegangen; der Cardinal-Camerlengo hat mit ſeinem ſilbernen Hammer dreimal an ſeine Stirn geſchlagen und ihn beim Namen gerufen, ohne Antwort zu erhalten; der Fiſcherring iſt endlich wirklich zerbrochen, das päpſtliche Siegel ausgelöſcht, und die hiſtoriſche Figur des neunten Pius ſinkt lautlos in die proviſoriſche Gruft hinab, wo jeder todte Papſt zunächſt beigeſetzt wird, wo Gregor XVI. lange auf ihn gewartet und ſich gewiß ſchon gewundert hat, warum er gar nicht abgelöſt wird, wohin er ſpät kam, aber kam.

Der Papſt und ein Dorfkaplan nehmen denſelben Raum unter der Erde ein; im Leben waren ſie verſchieden, todt haben ſie gleiches Maß.

So konnte man auch ſagen, daß Pio Nono und Victor Emanuel, die beiden, welche man als die größten Gegner betrachtet hatte, nun wo ſie geſtorben waren denſelben Raum einnahmen — daß der Tod ſie zuſammengefügt, wie man es ſo oft auf einer bekannten Photographie geſehn — daß ſie jetzt im Frieden eines gemeinſamen Grabes ausruhten, gleich vor dem Schickſal und von demſelben Volke dieſelben Gebete, dieſelben Thränen fordernd.

Es iſt eine alte Märe, und viele Journale haben ſie

erzählt: daß Victor Emanuel im December, von einem bangen Vorgefühl getrieben, eine geheime Zuſammenkunft mit dem Papſt begehrte, daß ſie ihm um Mitternacht im Vatican gewährt ward, daß ſie drei Stunden dauerte, und daß ſich die beiden — viel, ſehr viel zu ſagen hatten; was, weiß keine Seele.

Gar bald hatten ſie im Jenſeits dieſe Zuſammenkunft, und ob wir wol von dieſer ebenſo wenig wiſſen, ſo iſt es doch ſchön, ſich zwei große Männer in einem Augenblicke vorzuſtellen, wo ſie, von irdiſcher Leidenſchaft entbunden, ihr Recht und Unrecht reiner abwägen als ſonſt. Werden ſie den alten Groll mit in den Hades hinübernehmen? Wird der Schatten Pio Nono's ſich von dem König-Ehrenmanne abwenden, wenn er ihm begegnet, wie die unverſöhnliche Dido vor dem frommen Aeneas floh? — „Großer Gott, ſegne Italien!“ ſo rief vor dreißig Jahren Pio Nono begeiſtert vom Balkon des Quirinals zum Himmel — von demſelben Balkon, auf dem wir oben Victor Emanuel begegnet, auf dem nachmals, am Tage der Eidesleiſtung des Königs Humbert, der deutſche Kronprinz den neunjährigen Prinzen von Neapel in die Höhe hob. „Gran Dio, benedite l'Italia!“ — Mich dünkt, er wiederholt die denkwürdigen Worte, die damals einen ungeheuern, noch heute vom italieniſchen Volke unvergeſſenen Eindruck machten.

5.

Ave, Caesar Imperator! — Eviva il Papa-Re! — Eviva il Re Costituzionale! Dieſe drei Grüße ertönten nacheinander in den Mauern der Siebenhügelſtadt; wen läßt ſchließlich der philoſophiſche Betrachter der Welt-

geſchichte leben? Rom! Rom ſelbſt! Die edle Witwe des Generaliſſimus, die einſt in ihrer Trauer der Welt entſagte und ſich aufs Beten legte — Niemanden als fromme Prieſter und Mönche ſah ſie bei ſich, und nichts als Kirchen und Klöſter baute ſie, und nur den Fuß eines heiligen Vaters küßte ſie voll Inbrunſt —, bis die alte Dame eines Tags den jungen Lieutenant kennen lernte, noch keinen General, aber einen hoffnungsvollen jungen Mann — fort warf ſie Betbücher und Roſenkranz und folgte ſeinen Sternen — neuen Generationen blieb es überlaſſen, durch ihr Verdienſt wieder zu avanciren.

Werden ſie's? Wird Humbert, der erklärte, in die Fußſtapfen ſeines Vaters treten zu wollen, wird der vom deutſchen Kronprinzen emporgehobene Victor Emanuel von Neapel das Land, das bereits als ſechste Großmacht betrachtet wird, auf Bahnen leiten, die zu einem „Heiligen Römiſchen Reiche italieniſcher Nation" führen? Und wird der geiſtvolle Leo XIII., der in ſo milden, aber gerade deshalb vielleicht um ſo gefährlicheren Formen für die Sache des Papſtthums auftritt, daneben den Grund zu jenem idealen Geiſterreiche legen, wie es im Sinne eines großdenkenden Papſtes liegt und nur von kleinlichen Naturen ſchlechthin mit einer irdiſchen Souveränetät verquickt wird? —

Goethe erzählt in ſeiner „Italieniſchen Reiſe", es ſei ihm bei einem flüchtigen Umgange durch Rom, bereits am Ende ſeines dortigen Aufenthalts, das Gefühl, der Begriff, die Anſchauung deſſen geworden, was man im höchſten Sinne die Gegenwart des claſſiſchen Bodens nennen dürfte. Er nenne dies die Ueberzeugung, daß hier das Große geweſen ſei, ſei und ſein werde. „Daß das Größte und Herrlichſte vergehe, liegt in der Natur

der Zeit und der gegeneinander wirkenden ſittlichen und phyſiſchen Elemente. Wir konnten in allgemeinſter Betrachtung nicht traurig an dem Zerſtörten vorübergehen, vielmehr hatten wir uns zu freuen, daß ſo viel erhalten, ſo viel wiederhergeſtellt war, mächtiger und übermäßiger als es je geſtanden."

So hat der Prieſter Gioberti ſeinem Vaterlande den natürlichen Primat vor allen Ländern Europas, ja der Erde, und in dieſem Lande wiederum Rom den natürlichen Primat vor allen andern italieniſchen Städten mit einer Kühnheit zugeſprochen, die den unbefangenen Leſer einigermaßen in Erſtaunen ſetzen dürfte. Den natürlichen Primat, d. h. einen, der nicht erſt geſchaffen, der nur erkannt und ausgeübt werden muß. Denn hier ſei des Univerſums Spiegel und Inbegriff, hier der Typus aller Menſchenraſſen und -Sprachen, hier, wie er ſagt, die Syntheſis von Allem: terra omnium terrarum alumna eadem et parens, numine Deûm electa, quae coelum ipsum clarius faceret, sparsa congregaret imperia, ritusque molliret, et tot populorum discordes ferasque linguas sermonis commercio contraheret: colloquia et humanitatem homini daret: breviterque una cunctarum gentium in toto orbe patria fieret (Motto des Primato).

In dieſem Sinne hat man wol Italien eine „terra fatale" genannt.

Ob das Große dergeſtalt an dieſen Boden gefeſſelt iſt und der univerſale Primat deſſelben abermals unter neuen Auſpicien zur Geltung kommen werde, ſteht dahin; die Geſchichte wird es den Geſchlechtern, welche nach uns kommen, zeigen. Allerdings ſcheint eben dieſer Boden an ſich eine gewiſſe Zauberkraft zu haben. Nach ſo viel

Wechſelfällen, nach ſo viel Völkerwanderungen kann in der römiſchen Bevölkerung kaum noch ein Tropfen altlateiniſchen und altſabiniſchen Blutes übrigſein; und doch iſt dieſe Bevölkerung beſtändig ſich ſelber gleich geblieben und hat die Fehler, die Vorzüge von früher. Denn wer in Rom lebt, wird zum Römer; die Abſorptions- und Fuſionskraft, welche dieſe Stadt beſitzt, iſt geradezu überraſchend; keinen Beobachtern entging ſie zu keiner Zeit.

Man athme die Luft von Rom und man fühlt ſich ein römiſcher Bürger werden, nicht durch ein Civilgeſetz, nein durch ein Naturgeſetz. Unvermerkt beginnt man dieſelben Anſprüche, dieſelben Forderungen, dieſelben Pläne zu machen; man ſieht die Reiche der Welt plötzlich ſo klein zu ſeinen Füßen liegen; das Auge bekommt eine gewiſſe kosmopolitiſche Weite, und das Herz des Bettlers durchzittert eine Ahnung von Majeſtät.

Allmacht der Erinnerung! Magie der Vergangenheit! Und doch, Eines iſt gewiß: daß abermals eine Geſtalt des Lebens alt, Rom ſelbſt aber zunächſt ſichtlich kleiner und aus einer majeſtätiſchen und ewigen Ruine ein modernes und noch immer unbequemes Wohnhaus geworden iſt. Der Römer, gewohnt über Trümmerfelder mit Bedacht und Feierlichkeit zu wandeln, ſoll in Zukunft ſäuberlich und geſchäftig zur Börſe und zur Fabrik durch nationale Straßen eilen. Er, der ſich bisher als einen König zu betrachten pflegte, dem die ganze Welt Tribut entrichtete, ſoll künftig wie jeder Unterthan im Heere dienen und Steuern zahlen. Auch er iſt, wie ſein Papſt, aus einem Traume erwacht. Und doch muß man ſagen, das iſt der Weg, auf dem Rom urſprünglich groß geworden war. Nach jahrtauſendelangen Anſtrengungen, einen

alten, nun doch einmal untergegangenen Glanz zu behaupten, iſt Rom gewiſſermaßen zu ſeinem Urſprung zurückgekehrt und hat ſich entſchloſſen, wieder von vorn anzufangen, einem Schüler gleich, dem ſein Penſum zurückgegeben wird.

Am 21. April, dem Tage der Gründung Roms, werden bei einbrechender Nacht nach alter Sitte die Ruinen der Stadt mit bengaliſchem Feuer erleuchtet — eine großartige und wirkungsvolle Illumination. Gleich einer ungeheuern Brandſtätte rings zuſammenſtürzend und verkohlend, gähnt der Keſſel des Coloſſeums; die Säulen der Tempel, die Siegesbogen des Forums glühen in rothem Licht, die Felſenwände des Palatin, die Grundmauern des Tabulariums ragen furchtbar prächtig hinein in den Abendhimmel; das alte Rom ſcheint zum zweiten Male in Flammen zu verſinken. Da erſcheint plötzlich, hoch oben auf dem Thurme des Capitols, weiß und glänzend, der Stern vom Pantheon, der Stern Italiens. Sei gegrüßt, tröſtendes Sinnbild der Hoffnungen eines jungen Staates, eines günſtigen Schickſals werth! Möchte die Sonne niemals etwas Größeres ſchauen als Rom!

III.

Villa Celimontana.

Und ſpricht in jener erſten Stadt der Welt
Nicht jeder Platz, nicht jeder Stein zu uns?
Taſſo.

Als ich eines Tages auf mein Zimmer kam, war ein vornehmer Herr bei mir geweſen, an den ich, ohne daß ich es wußte, empfohlen worden war, und der mir eine wichtige Mittheilung machen wollte. Er hatte ſeine Viſitenkarte dagelaſſen, und ich erſah daraus, daß er ein Deutſcher und in Rom anſäſſig war, denn eine römiſche Adreſſe ſtand darauf. Dieſe Adreſſe lautete: Villa Celimontana, Piazza SS. Giovanni e Paolo.

Alles dies ging gewiß nicht über das Gewöhnliche hinaus; aber was uns blindes Ungefähr nur dünkt, gerade das ſteigt aus den tiefſten Quellen. Jeder dieſer Umſtände war dazu angethan, das Nachdenken zu erregen, und die kleine Viſitenkarte ein Spiegel und ein kurzgefaßter Abriß der ganzen Weltgeſchichte.

Villa Celimontana? Eine Villa auf dem Mons Coelius, einem der ſieben Hügel? Welch ein merkwürdiger

Begriff! Welch eine Wirkung der Jahrhunderte! Welch hiſtoriſches Reſultat!

Sonſt wenn man aufs Land will, fährt man nach Sansſouci; oder nach der Brühl; oder nach Trianon: und kaum da iſt man recht auf dem Lande. Bei einer großen Stadt iſt die Campagna gewöhnlich meilenweit entfernt — weit wie Campanien, die Campagna par excellence. Plätſchernde Bäche, grüne Wieſen, ſchattige Wälder, wo ſeid ihr? Ach, ſeid ihr da? Man hat euch nachgemacht.

So war es im alten Rom ſelbſt; die Großen von damals bauten ihre Landhäuſer nicht in der Stadt — „Laß fahren", ſagt Horaz zu Mäcenas, als ob's ein Cockney wäre, „das glückſelige Rom laß fahren, Rauch und Gepränge und Lärm der Weltſtadt" (Od. III, 29, 12) —, ſondern auf den Höhen von Tusculum, an den Waſſerfällen von Tibur, an Bajäs geprieſenem Strande. Was gab es denn auf dem Hügel Coelius? Paläſte, Tempel, Speiſemärkte, Nachtwächterkaſernen. Leſt nur die marmornen Liſten der fünften römiſchen Feuerwache am Eingange der Allee. War da etwa Raum für bukoliſche Phantaſien? Konnte das „in votis" ſein? So wenig wie eine londoner City.

So wenig wie das heutige Rom ſelber, denn ſtreng genommen iſt es auch hier nicht anders: Landhäuſer findet man im Weichbilde dieſer immer noch großen Stadt keine. Jedermann weiß, daß der größte Theil der ſtädtiſchen Gebäude Roms das alte Marsfeld, das heißt die Ebene bedeckt, welche ſich von den Abhängen des Pincius, des Quirinalis und des Capitolinus gegen den Tiber hin erſtreckt, während die alten ſieben Hügel faſt gänzlich verödet ſind. Nun, die römiſchen Villen liegen eben nicht

auf dem Marsfeld mitten in der Neuſtadt, ſondern entweder außerhalb der Thore, oder auf den ſieben Hügeln, in der Altſtadt; denn das alte Rom iſt bereits für das neue Rom Campagna, und nur wenn man beide Hälften auch logiſch mit einem aurelianiſchen Mauerkreis umſchließt, kann man von Villen in der Stadt ſelber, d. h. von römiſchen Villen reden. Eben unſere Villa liefert zu dieſem Verhältniß eine ſprechende Illuſtration, indem ſie nach einem jener reizenden Hügel heißt, wo der Hauch einer mythiſchen Einſamkeit um die träumende Seele weht.

Nicht Wohnhäuſer umgeben ſie, ſondern Klöſter und Ruinen; kein Corſo führt dahin, ſondern die Triumphalſtraße durch den mächtigen Bogen des Konſtantin; keine Marmortreppe ſteigt man zu ihr hinauf, ſondern den Stieg des Scaurus, den einzigen armen Reſt von eines kunſtliebenden Römers Prachtgebäuden.

Niemand ahnt in der duftigen Wildniß dieſer Gärten, daß hier einſt das große Leben der römiſchen Kaiſerzeit gerauſcht hat. Freilich ſtehen wir hier auf dem Berge Marc Aurel's und mitten auf dem Horſt der römiſchen Adler, jener Sturmvögel, die über eine Welt getrieben worden ſind — aber vom Adlerhorſt iſt nichts übrig als ein paar ausgeriſſene Federn, Rieſenſplitter, an welche ſich der müde Pilgrim lehnt, wenn er von ſeiner Wallfahrt ausruht; und eben deshalb wählte der Fürſt Ciriaco Mattei im Jahre 1589 dieſen Platz, um der quetſchenden Enge der Straßen zu entgehen.

Hoc erat in votis; hier winkte ihm ſüße Ruhe; hier ſpürte er, wie der Friedensfürſt, ſein Nachfolger, an den kleinen Obelisken geſchrieben hat, weder Sturm noch Winter,

Nec
Ventos
Nec
Hiemes.

O ſanfte Melancholie, o Frieden! Reich der Ceres, die uns hier wie eine Fremde, Tochter einer andern und genialen Welt, aus den Trümmern der claudiſchen Waſſerleitung, aus Weltſchutt entgegenblickt, das Grab einer großen Vergangenheit mit ihrem Zauberſtab berührend! Die Mandelbäume, die Erſtlinge des Jahres, ſind mit roſenfarbenem Blütenſchnee bedeckt; breitgeſtirnte Rinder graſen in weiter Ferne, während der Büffel unheildrohend das ſtruppige Haupt aus dem kühlen Sumpfe hervorſtreckt oder in vielfachem Geſpann den Travertinblock auf der Tiburtiniſchen Straße ſchleppt; berittene Hirten ſprengen mit eingelegter Lanze über die ſchweigende Flur, und Roms Geier fliegen wie ante urbem conditam über den Palatin — Roms Geier, Roms! Wo iſt es hin?

Es iſt eine alte Wahrnehmung, die ſich an allen hiſtoriſchen, der Vergangenheit angehörigen Punkten wiederholt: daß Rom großentheils wiedergeworden iſt, was es in vorgeſchichtlichen Zeiten war, und daß es ſeinem urſprünglichen Zuſtande gegenwärtig näher ſteht als in den glänzenden Tagen der Cäſaren, indem ſich dieſer Glanz im Laufe der Zeit verzogen hat und auf das päpſtliche Rom übergegangen iſt. „Goldenes jetzt, einſt ſtarrend im Wuſt von Dornen und Strauchwerk", ſo nannte Virgil das Capitol in ſtolzem Selbſtgefühl; und ſchon Poggio ſeufzte im Jahre 1431 auf ſeinen Trümmern, daß man jetzt, die Worte umkehrend, ſagen müſſe: „Goldenes einſt, jetzt ſtarrend von Schutt und Dornen und Strauchwerk".

Die modernen „Ziegenberge", wie wir sie vor uns sehen, mit ihren mehr oder minder schroff abfallenden und zerklüfteten, zwischen zerbröckelten Mauertrümmern hervorblickenden, stellenweise von frischem Grün überwucherten Felsenwänden, mit Hainen und Baumgruppen, die sich in Villen und Klostergärten erheben; die „Kuhfelder", gegen Abend Raſtplätze von ganzen Scharen müder Zugſtiere, neben denen zwischen den Rädern der Ackerwagen und Karren mit Ziegenfellen bekleidete Hirten und Arbeiter um flackernde Reisigfeuer kauern; in der Regenzeit nicht selten in undurchdringliche Sümpfe verwandelt, wie vor den Tagen etruskiſcher Kloakenanlagen; die nähere Umgebung, wo im Winter Hirten und Ackerer ein Troglodytenleben führen: alle diese und andere Stellen sind heute in ihrer Phyſiognomie den Tagen ähnlicher, wo der fromme Aeneas mit den heimiſchen Penaten an der lateiniſchen Küſte landete, als es die Scenerie des Auguſteiſchen Zeitalters war, wenn die ſchwungvolle Aeneide, von tauſend Rhetoren declamirt, öffentlich in einer Stadt von Marmor widerhallte.

Und ſo finden wir denn gleichſam in dem Mons Coelius den Mons Querquetulanus wieder, wie er von den ihn bedeckenden Eichenwäldern (querquetis) hieß, ehe noch Tullus Hoſtilius die Bewohner des zerſtörten Alba dahin verpflanzte; die Eulen und die böſen Nachtvögel, gegen welche dereinſt die Göttin der Thürſchwelle (Carna) auf dem Coelius angerufen ward, niſten wieder hier und hauſen vielleicht im alternden Gemäuer deſſelben Tempels, den Brutus jenem Schutzgeiſt im erſten Jahre der Republik errichtete; ja wenn wir dem ſein eigenes Gut bewundernden Beſitzer Glauben ſchenken wollen, ſo taucht aus der Grotte an den ſüdlichen Abhängen des Hügels ſogar Egeria

wieder auf, und wir erkennen in unſerer Villa die Porta Capena und die Fußſtapfen des frommen Numa wieder, der hierher kam, die Geſetze des jungen Staates mit ſeiner göttlichen Freundin zu berathen. „Denn den Numa ſelber, zu dem kein heiliger Engel geſendet wird", bemerkt Auguſtin in ſeinem „Gottesſtaate", „drängte es, Hydromantie zu treiben, um im Spiegel des Waſſers göttliche Geſtalten oder vielmehr die Trugbilder neckiſcher Dämonen zu erblicken und von ihnen zu erfahren, was er in Sachen der Religion thun und beſchließen ſolle" (VII, 35). Vielleicht hat der große Kirchenvater um ſo mehr an die „dämoniſchen Trugbilder" gedacht, weil er einmal bei hellem, lichtem Tage in das köſtliche Waſſer der Grotte, wie nach ihm ſo mancher, hineingeſtolpert iſt; daſſelbe iſt nämlich ſo merkwürdig klar, daß man es nur mit Mühe von der Luft unterſcheiden kann und eben nicht eher bemerkt, als bis es „den nackten Fuß genetzt hat". Iſt man dann wieder trocken, ſo lebt man gewiß der feſten Ueberzeugung, daß das bekannte Nymphäum im Thal der Caffarella nur aus Misverſtändniß mit der Grotte der Egeria in Zuſammenhang gebracht wird, weil die Nymphe hier noch heute ihr Spiel mit den Menſchen treibt; weil noch heute über dieſen durchſichtigen Waſſern die Geiſter der römiſchen Urgeſchichte ſchweben und uns die grauſen Rathſchlüſſe des Schickſals in die Ohren raunen.

Es iſt als ob die alte Zeit durch eine jahrhundertelange Civiliſation wie ein Fußboden mit einem Teppich überdeckt und nun, nachdem dieſer Teppich durch die barbariſchen Anſtrengungen neuer Jahrhunderte zerriſſen iſt, wieder bloßgelegt worden wäre. Nur daß unſer Herzog eben dieſen Umſtand klug benutzt und die Wildniß,

indem er ſie verſchönerte, in eine unvergleichliche Villa verwandelt hat; nur daß die Grotte der Egeria dazu dienen mußte, die Springbrunnen des Parks zu ſpeiſen; nur daß der ungepflegte Wald in herrliche Alleen immergrüner Eichen abgetheilt ward, in deren Zweigen tauſend Nachtigallen wonnevoll und begeiſtert ſchlugen; nur daß fortan ſtatt der alten Hexen und Eulen ſchöne Römerinnen durch dieſe Alleen luſtwandelten, den ahnungsvollen Blick an ewigen Ruinen und dem maleriſchen Kranz duftumfloſſener Berge weidend. Sinnend blieb wol die Dichterin vor den neun Muſen ſtehen, die an der Front eines verſtäubten Sarkophages den längſtverklungenen heitern Reigen aufführten; ſinnend betrachtete ſie den verſteinerten Sonnenſtrahl, der aus dem Kloſtergarten von Ara-Celi hierher gewandert iſt und, obwol jenen Muſen geweiht, ſich erblaſſend an den heißen Sand von Theben und Ammon-Ra erinnert. In dieſen Hainen ſchwang Diana, die Freundin Egeria's, der ſie ihren Liebling zur Pflege übergab, ihre nächtliche Fackel, hier hing ſich die kriegeriſche Amazone den gewaltigen Bogen um, hier waltete hehr und herrlich die Pudicitia. Und ging dann die Geſellſchaft ins prächtige Haus hinein, ſo machte ihr in Feſſeln und mit übereinandergeſchlagenen Händen ein alter Barbar aus Giallo antico die Honneurs, vielleicht Marc Aurel's Gefangener, vielleicht ein trotziger Markomanne, über den er mit ſeiner Donnerlegion den ſchweren Sieg erkämpfte, aber der nachmals eben dieſes Rom und Marc Aurel's Palaſt der Erde gleichgemacht.

Und jetzt? Spiel der Weltgeſchichte! Jetzt erweiſt ein Deutſcher in der römiſchen Villa ſelber die Honneurs: der ſpäte Enkel hat den Boden wieder gekauft, den der Großvater in Sklavenketten betrat, um dann eine Villa

daraus zu machen; er ſitzt hier neben dem eigenen unerkannten Ahnherrn, einſt Barbar, jetzt vieler Barbaren Lehrmeiſter und Wohlthäter, Nachfolger Marc Aurel's und Nachbar des Maecenas. O merkwürdige Stadt, wo jeder Schritt tauſend Erinnerungen wachruft und ſich die Gegenwart ironiſch mit der entfernteſten Vergangenheit durchkreuzt!

Ueber einem Portal der Villa, wenn man bei der uralten Diakonie Santa-Maria in Domnica auf die längliche Piazza della Navicella hinaustritt und ſich links zu der nach der dortigen Waſſerleitung „in formis" genannten Thomaskirche wendet, bemerkt man ein Moſaikmedaillon von zwei Meiſtern aus der Familie der Cosmaten, welches das auf einer wunderbaren Viſion beruhende Wappen der Trinitarier (Signum Ordinis S. Trinitatis Et Captivorum) darſtellt. Der Erlöſer, auf der Bruſt ein rothes und blaues Kreuz, tauſcht mit übereinandergelegten Händen zwei Gefangene, einen Chriſten und einen Sarazenen, gegeneinander aus. Der von zwei ſüdfranzöſiſchen Einſiedlern, Johannes von Matha und Felix von Valois, zur Zeit der Kreuzzüge geſtiftete Orden ſetzte ſich nämlich die Auswechſelung, beziehentlich Auslöſung der Chriſtenſklaven von den Ungläubigen zum Zweck und hat angeblich 900000 Gefangene wirklich losgekauft. Das Portal iſt eigentlich das eines Hospitals, welches dieſer Orden auf dem Coelius hatte, und jene beiden Heiligen, Johann und Felix, ſind nicht mit den beiden andern Heiligen Johann und Paul zu verwechſeln, die auf der Viſitenkarte unſeres Freundes figuriren, römiſchen Brüdern und Märtyrern unter Julianus Apoſtata.

Wie hier die Heilige Dreieinigkeit unter dem zweifarbigen Kreuz die zwei Gefangenen, ſo tauſcht die Sieben-

hügelſtadt unabläſſig rothes und blaues Blut aus, und auf dem Coelius folgen die Paläſte und die Villen, die Römer und die Deutſchen, die italieniſchen Excellenzen und die ſpaniſchen Hoheiten, die niederländiſchen Prinzeſſinnen und die franzöſiſchen Herzoginnen in ununterbrochenem Wechſel aufeinander. Vielleicht daß in demſelben auch die ländlichen Idyllen abermals verſchwinden und der ſiebente Hügel von einer römiſchen Baugeſellſchaft wiederum mit Prachtpaläſten und Nachtwächterkaſernen und Markthallen bedeckt wird.

Rauch iſt alles ird'ſche Weſen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen;
Nur die Götter bleiben ſtet.

IV.

Römiſche Straßenrufe.

Il en est de la vertu et des passions, comme des prédicateurs de la place Navone de Rome, et des vendeurs de baume. Avant que les charlatans viennent, tout le monde écoute le prédicateur; mais sitôt qu'on aperçoit les bateleurs, on quitte le prédicateur, pour aller écouter les vendeurs de mithridate. Tout le monde écoute la vertu et la loue; mais quand les passions viennent à paraître, on laisse prêcher la vertu toute seule.

1.

Man erzählt, daß einſt der attiſche Dichter Theſpis, ein Zeitgenoſſe des Solon, einen Wagen beſtiegen, von hier aus mit Hülfe von Verkleidungen verſchiedene Perſonen nachahmend dargeſtellt und mit niedrigkomiſcher Pantomime ſeine Spottlieder dem atheniſchen Volke vorgeſungen habe. Aus dieſem Wagen iſt allerdings nachmals das große Theater des Dionyſos am Fuße der Akropolis geworden, das Raum für dreißigtauſend Perſonen hatte und zu Volksverſammlungen benutzt zu werden pflegte; und faſt jede Stadt in Europa beſitzt jetzt ihre ſtehenden Theſpiskarren, die angefüllt gleichſam das Bild eines wohlgeordneten Staates gewähren, und an deren Kaſſen

man „um ein Billet ſich faſt die Hälſe bricht“. Indeſſen hat ſich nicht nur der Name des berühmten Erfinders der Tragödie im Munde des Volks bis auf den heutigen Tag erhalten, ſondern man ſieht auch noch genug recht eigentlich ambulante Bühnen, deren Ruhm ein beflitterter Komödiant mit Heroldsſtimme der erſtaunten Bevölkerung verkündet; genug von rollenden kleinen Welten, wo der alte Doctor Fauſt oder ſonſt ein ſchmurriger Geſelle des Teufels herumſtolzirt, und die, weil der Kampf der Vater der Dinge iſt, große Haupt- und Staatsactionen bringen, mit einem Worte jene mythiſchen Anfänge der Schauſpielkunſt bis in unſer 19. Jahrhundert hinein aufrecht erhalten und zur Freude des Culturhiſtorikers veranſchaulichen und vertreten.

Namentlich haben ſich die niedern Sorten der Bühnenkünſtler, die Gaukler, die Akrobaten, die Bärenführer, alle die, welche man im alten Rom mit dem charakteriſtiſchen Namen der Circulatores bezeichnete, faſt zu keiner Zeit über die Karrenexiſtenz erhoben, vielmehr tauſendfach das Gebet jenes alten Taſchenſpielers wiederholt: die Götter möchten ihn überall da ſein laſſen, wo es Geld im Ueberfluſſe und recht viel einfältige Leute gebe.

In Haſt und Eile bauen ſie
Von Leinwand ihre leichte Stadt —

und bringen, indem ſie unſtet nicht nur von einem Platz zum andern, ſondern auch von Provinz zu Provinz und von Land zu Land ſchweifen, die bekannte Wahrheit in Erinnerung, daß unſer Leben eine Reiſe ſei. Nur in den allergrößten Städten, wo nachgerade alle Tage Jahrmarkt iſt, gibt es einigermaßen ſtabile Seiltänzer- und Bereiterbuden, auch dieſe oft nur dem Lokale, nicht der Geſellſchaft nach. Nicephorus Gregoras berichtet von einer vierzig

Köpfe ſtarken Aequilibriſtenbande, welche, nachdem ſie den ganzen Orient durchzogen hatte, auch in Konſtantinopel, allerdings durch Unglücksfälle bis auf kaum zwanzig Perſonen zuſammengeſchmolzen, ihre Kunſtſtücke zum Beſten gab. Hier beſtieg ein Seiltänzer das hohe Thurmſeil, balancirte auf der Spitze des einen der Maſtbäume, bald auf beiden Füßen oder auf einem, bald auf dem Kopfe ſtehend, erfaßte hierauf, ſich in jähem Sprunge herabwerfend, das Seil wieder und führte an ihm den Rieſenſchwung und die Kniehangwelle aus, ſchoß darauf mit dem Bogen nach einem vorgeſteckten Ziele und ſpazierte ſchließlich mit geſchloſſenen Augen, ein Kind auf den Schultern tragend, auf dem Seile umher. Wie dieſer große Künſtler, ſo balanciren ſeine Collegen in beſtändiger Unruhe und leichtſinnig auf dem Leben, wie ihm fehlt und entweicht ihnen unter den Füßen der heimatliche Boden, wie er tragen ſie Haus und Familie blindlings, ohne ſich umzuſchauen, durch die Welt.

So wiſſen wir auch, daß urſprünglich die Aerzte Karrenſchieber waren, auf eigene Fauſt Curen und Operationen übernahmen und als geſchickte Asklepiaden ein Wanderleben führten; daß ſie erſt in der Folge in die Bürgerſchaft aufgenommen und als Staatsärzte angeſtellt und beſoldet wurden, bis ſich endlich beſondere Medicinalbehörden bildeten, welche den Eintritt in den öffentlichen Dienſt von einer wiſſenſchaftlichen Prüfung abhängig machten und die neugeſchaffene Kaſte überwachten. Der erſte Arzt der Stadt Rom ſoll ein griechiſcher Chirurg mit Namen Archagathus geweſen ſein, der ſich im Jahre 219 v. Chr. vorübergehend hier niedergelaſſen, aber bald mit ſeiner Kunſt ſo große Anerkennung gefunden habe, daß ihm auf öffentliche Koſten eine Bude am Aciliſchen

Kreuzweg eingerichtet wurde, wo er fortan mit entſetzlicher Begier die Glieder und das Fleiſch der Republikaner ſchnitt und brannte. Dergleichen Buden, in welche die Inhaber die geſammte kranke Menſchheit luden, da ſie nach der Straße zu offen waren, wurden nun bald auch von vielen andern Aerzten, meiſtens griechiſchen Sklaven, eingerichtet; hier ertheilten ſie ihren Rath, hier verkauften und verbrauchten ſie ihre Elixire und Latwergen, hier machten ſie ihre Operationen; und die unwiſſendſten waren am meiſten darauf bedacht, dieſe Locale mit elfenbeinernen Büchſen, ſilbernen Schröpfköpfen und Meſſern mit vergoldeten Griffen auszuſtaffiren. Als Aushängeſchild diente ihnen etwa wie noch heute den römiſchen Apothekern ein Caduceus. Aus dieſen Buden der römiſchen Aerzte ſind nun allerdings mit der Zeit die Amtswohnungen der Leibärzte und Kreisphyſici geworden; daneben aber auch noch eine gute Zahl eigentlicher Wanderärzte übriggeblieben, die genau wie der Vater Theſpis in bunten Wagen fahren, bald auf dieſem, bald auf jenem Platze halten, auf dem Cabriolet einen großen Schirm aufſpannen und in deſſen Schatten Zähne ausziehen, Ohren ausſpritzen, Augenſalben verkaufen und ihre Recepte gegen das böſe Weſen preiſen; während gewöhnlich die Gattin in dem hintern Raume wirkt und die eingewickelten Geldſtücke und Geſchenke in Empfang nimmt. Schon auf einem griechiſchen Vaſenbilde ſehen wir einen ſolchen reiſenden Wunderdoctor unter dem Dache einer Marktbude ſeine Kunſt ausüben, indem er den Kopf eines Landmanns, der mit Hülfe eines Dieners in höchſt origineller Weiſe die zur Bude führende Treppe hinaufgeſchoben wird, mit gravitätiſchem Ernſt befühlt. Uebrigens kann man denſelben Entwickelungsgang bei der theoretiſchen

Heilkunde wie bei der praktiſchen verfolgen. Berühmte Profeſſoren hielten in großen Hörſälen öffentliche Vorträge und begleiteten ſie mit Demonſtrationen, wie Galen im Tempel des Friedens und anderwärts. Aber auch Marktſchreier ließen ſich öffentlich über den geſunden und kranken Menſchen vernehmen und lockten mit dieſem bereits damals populären Thema eine wißbegierige Menge an.

Des Thespiskarrens bedienten ſich ſchließlich im Alterthume mehr oder weniger alle Profeſſoren, Künſtler und Virtuoſen: ſie reiſten unaufhörlich und regelmäßig von einer Stadt zur andern, um ſich zu produciren, Unterricht zu ertheilen, Vorträge zu halten, und erwarben ſo gemächlich eines nach dem andern: Geld, Ruhm und Frauen. Mit einer Lobrede auf die Stadt, in der ſie auftraten, pflegten jene Redekünſtler ihre Vorträge zu eröffneu, und es war gewöhnlich, daß den berühmtern unter ihnen an Orten, die ſie mit ihrer Gegenwart beehrten, von den Behörden Statuen errichtet wurden; Apulejus rühmt ſich, daß ihm dieſe Auszeichnung von allen Krähwinkeln des Reichs erwieſen worden ſei. Auf dieſe Weiſe waren beſtändig ganze Colonien, Züge, Schwärme, Wolken, wie man es nennen will, von Künſtlern und Handwerkern in Bewegung, ungefähr wie in allen größern und mittlern Städten Nordamerikas während der Wintermonate öffentliche Vorträge veranſtaltet und ausgezeichnete Gelehrte überall veranlaßt werden, den Fortgang und die Reſultate der Wiſſenſchaft in zuſammenfaſſenden Vorleſungen überſichtlich darzuſtellen. Man kann ſagen, daß es noch jetzt in den civiliſirten Ländern Europas nur für die Jugend ſtehende Schulen und Profeſſoren gibt, die Lehrer der Erwachſenen dagegen den Wagen noch nicht verlaſſen haben; und vermuthlich hat mancher unter ihnen etwas wie den Traum des alten

Lucian gehabt, dem die Bildhauerei erſchien und vorſtellte, wenn er ſich ihr widme, ſo brauche er nicht in die Fremde zu gehen und ſeine Angehörigen zu verlaſſen, dem aber darauf die Beredſamkeit die Hand bot, ihm an ihrer Seite Ruhm und Reichthum auf Reiſen durch die bewohnte Welt verſprechend — ohne ſich zu bedenken, ergriff er begierig die letztere und zog mit ihr nach Griechenland und Jonien, über das Meer nach Italien und zuletzt nach Frankreich.

2.

Auf einen Karren ſteigt der Schauſpieler, um das Volk durch ſeine Geberden zu ergötzen, auf einen Karren der Arzt, um die Schäden der brüchig gewordenen Menſchheit auszubeſſern, auf einen Karren der Sänger, der Redner, um mit der Suada ſeines Mundes den Samen der Weisheit auszuſtreuen. Aber auch Kohlköpfe und Aale lädt man auf einen Karren, um die hungrige Bevölkerung zu ſpeiſen; auch Beſen und Knoblauch führt man in der Stadt umher; Waaren jeder Gattung ruft man aus, denn überall beobachten wir das gleiche Geſetz der Entwickelung. Der Kaufmann fängt damit an, als Hauſirer von Haus zu Haus zu ziehen: er redet alle Begegnenden an, erhaſcht jeden günſtigen Blick, preiſt die guten Eigenſchaften und die vielfältige Schönheit ſeiner Waaren mit Stentorſtimme: „Che belle cose", das iſt bei vielen vom Morgen bis zum Abend der alleinige Lockruf, den ſie tanzend und ſpringend, mit Körben auf dem Kopfe, auf dem Rücken, in den Händen, mit nie ermüdender Kehle wiederholen. Wie im Selbſtgeſpräch brechen ſie in gerechte Bewunderung der eigenen Waare aus: „Ma, che fico! Ma, come sono!" Bei den Rufen betonen ſie faſt regelmäßig die vorletzte Silbe, die ſie langgedehnt

aushalten ſo lange ſie können, worauf dann die letzte wie ein gleichgültiges Anhängſel noch hinzugeworfen wird. Es iſt in Rom nicht ſo ſtreng wie in Leipzig, wo die „Heeeeedelbeeeeern“ und andere Obſtfrüchte aller zwei Häuſer entlang nur einmal ausgerufen werden dürfen. Allgemach und in der Stille richtet ſich der Hauſirer eine kleine Bude ein, ſchont ſeine Lungen und erwartet eine theuer erkaufte und warmgehaltene Kundſchaft; und wenn's ihm glückt, ſo beſchließt er ſeine Laufbahn als königlicher Kaufmann, als Lieferant des Hofs und der Regierung, deſſen Schiffe auf allen Meeren ſegeln, deſſen Magazine den Umkreis einer kleinen Stadt bedecken und der die Tauſende nicht kennt, die er täglich bedient. Fortes Fortuna adjuvat.

Zwar kann man ſagen, daß es eigentlich dem echten Römer widerſtrebt, in dieſer Art die Augen auf ſich zu ziehen; er nennt das Marktſchreierei, Charlatanerie, ein Wort, das von dem obenerwähnten circulari (circ'lari) abgeleitet wird; er will die Kunſt nicht beſitzen, ſich bemerklich zu machen, er betrachtet es für unwürdig, ſich ausſtellen zu müſſen. Er hat in dieſer Beziehung ganz merkwürdige Vorurtheile. Ich habe die Berichte einer amtlichen Unterſuchung der Induſtrieverhältniſſe vor mir. Die damit beauftragte Commiſſion fragt einen der vornehmſten Bronzegießer Roms, warum er nicht alle jene Kunſtgegenſtände aus Bronze fabricire, deren Guß namentlich zu Paris in ſo großem Umfange betrieben wird, an ſechstauſend Arbeiter beſchäftigt und einen Werth von 35 Millionen Franken repräſentirt. Der Gießer antwortet, er ſei ein Künſtler und werde ſich nie zu einer ſolchen Proſtitution der Kunſt hergeben. Ein anderer römiſcher Induſtrieller war ſeit fünfundzwanzig Jahren im Beſitz eines mächtigen Lagers

von Porzellanerde oder Kaolin, ausgezeichneter Qualität. Sehr wenige wußten, daß dieſer Induſtrielle dieſen Bruch beſaß. Eben darum verkaufte er auch ſo gut wie nichts, bis die Ausſtellungen in Paris und Wien die Vorzüglichkeit des Rohſtoffs ins Licht ſtellten und den Namen des Eigenthümers des Bruchs verbreiteten. Ganz erſtaunt befragt ihn die Commiſſion, wie es komme, daß er niemals verſucht habe, ſeine Waare in den italieniſchen Fabriken bekannt zu machen, während dieſe doch alle Jahre dem Ausland für eben dieſen Rohſtoff einen harten Tribut entrichten mußten. Der Induſtrielle hat keinen rechten Grund angeben können.

Indeſſen nicht nur daß ein wenig Charlatanismus fürs Leben nothwendig iſt und ihn die Römer ſelber lernen müſſen, es kommen auch, wozu man den 4. Abſchnitt dieſes Kapitels vergleichen mag, genug Fremde nach Rom, die ſich deſſen befleißigen und den Quiriten die Methode beibringen, ihr Glück zu machen. Die Hauſirerphantaſie arbeitet auch in Rom.

Die kleine Milchhändlerin, mit Namen Nannarella, die in aller Frühe ihre Milch in einem blechernen Kännchen auf dem Kopfe, ein kleines Kiſſen dazwiſchen gelegt, zur Stadt trug, machte vielleicht einen derartigen Glücksplan. Sie rechnete ſich ſchon in Gedanken aus, wie viel ſie mit ihrer Milch verdienen würde; mit dem Erlös wird ſie dann hundert Eier kaufen, mit den hundert Eiern wird ſie dann wieder ſo viel verdienen, um ſich eine Ziege anzuſchaffen, und bei den großen Geſchäften, die ſie dann macht, dauert es nicht lange, ſo kann ſie das Geld zu einer Kuh zuſammenbringen. Nun gibt ſie ſich nicht mehr damit ab, ihre Milch auf dem Kopfe zur Stadt zu tragen, ſondern ſie nimmt ein Eſelein, dann

ein Maulthier, dann einen Wagen und ein Pferd. Leichter iſt es, die zweite Million zu verdienen, als das erſte Tauſend. Die kleine Milchhändlerin wird eine reiche Frau, ſie erwirbt Häuſer, Gärten, Grundſtücke, verheirathet ſich mit dem wohlhabendſten Bauersſohn in der Gegend; ja ſie fährt — da lag der Topf. Da färbte die weiße Milch den Boden und mit ihr ſchwammen die Schlöſſer und die Gärten und die Millionen fort. Sie erwieſen ſich, wie's Leben, als a disappointment. Doch nur getroſt, morgen kommt ſie wieder und träumt einen friſchen Traum; und vielleicht geht er doch noch einmal in Erfüllung und Nannarella wird eine reiche Frau.

Ebenſo hat ſich wahrſcheinlich ſchon mancher, der mit großen irdenen, innen grünen Waſchſchüſſeln (cuncoline), zu drei Soldi das Stück, herumläuft, gleich dem Bruder des Barbiers in Bagdad, im Geiſte durch eine kluge Geſchäftsführung als Cröſus und als Schwiegerſohn des erſten Miniſters geſehen und dann durch einen unglücklichen Stoß die Baſis ſeiner Chimäre auf einmal umgeſtürzt.

Weil nun aber immer wieder neue Induſtrieritter auftauchen, die, durch ſo glorreiches Beiſpiel gereizt, denſelben Weg einſchlagen möchten, ſo kommt es, daß während der alte Hauſirer in ſeinem Palaſte ſitzt, ſchon wieder ein anderer einen alten Korb oder einen Schiebkarren zur Hand nimmt, ein paar Pröbchen von demſelben erfolgreichen Stoff hineinthut und damit einen Spaziergang durch die Stadt beginnt. Im alten Rom hieß der Hauſirer Institor.

Vorkommen kann es allerdings auch, daß eben jener Nabob ein paar Hundert Hauſirer in ſeinen Dienſt nimmt und ſie mit ſeinen Fabrikaten in der Stadt herumſchickt, wo ſie dann keine ſelbſtändige Speculation,

ſondern nur den Anſpruch auf eine Theilgebühr am Gewinn machen. So laſſen ſich bei den großen Zeitungen, die gegenwärtig in Rom erſcheinen, abgeſehen von den Abonnenten, drei Hauptarten des Verkaufs beobachten: Erſtens hat jede Redaction ihre eigenen Colporteure (giornalisti, in Neapel guagliuni), welche die ausgegebenen Blätter in der Stadt ausrufen; zweitens entnimmt jeder Kiosk oder ſonſt ein ſtehender Zeitungstiſch eine beſtimmte Anzahl — der geſuchteſte iſt der auf Piazza Colonna, für den außer der Gas- und Straßenſteuer monatlich hundert Frs. Miethe gezahlt werden, ein guter auch der auf Piazza Barberini, mit vierzig Frs. Miethe; — drittens kauft mancher arme Teufel funfzig oder hundert Nummern, um auf eigene Fauſt ein kleines Geſchäft damit zu machen und mit ſeiner „Libertà“ oder der blutrothen „Capitale“ nachmittags gegen drei Uhr die Straßen und die öffentlichen Gärten zu durchrennen; abends kommt noch der „Fanfulla“ und die zur Einwirkung auf das Ausland gegründete „Italie“ in franzöſiſcher Sprache hinzu, ſodaß es nun in einer Leier auf- und abtönt: „Libertà, Fanfulla, Capitale, Italie“. Am meiſten wird die „Capitale“ verkauft, dann folgen in abſteigender Linie „Popolo Romano“, „Italie“, „Libertà“; damit wiederum das beſte Geſchäft Sonnabend und Sonntag, das ſchlechteſte Dienstag und Freitag gemacht. Auch hier wie anderswo findet dann in der Straße S. Baſilio, wo die meiſten Blätter erſcheinen und gedruckt werden, eine förmliche Zeitungsbörſe ſtatt, wo ſozuſagen Groß- und Kleinhändler und zwiſchen beiden eigene Makler exiſtiren, die Papiere je nach dem politiſchen Winde bald einen hohen, bald einen niedrigen Curs haben, ſteigen und fallen; faſt alle Journale nehmen fünf Nummern pro hundert, manche

z. B. der „Diritto“, auch alle zurück, und doch ſoll dieſer ganze Handel bisjetzt noch keiner italieniſchen Zeitung genug Gewinn abwerfen, um ſelbſtändig und ohne Unterſtützung von ſeiten der Regierung oder ſonſt einer Geſellſchaft exiſtiren zu können.

Deſto einträglicher iſt das Lotto, das allwöchentlich nicht weniger als fünf verſchiedene römiſche Straßenfiguren in Nahrung ſetzt, nämlich erſtens den Nummernmann (quello del numeretto), der in die Häuſer geht, Geld empfängt und die aufgegebenen Nummern ſpielt; zweitens den Wahrſager (il cabbalista), der vorgibt, die Treffer zu wiſſen, und ſie verräth; er iſt gewöhnlich barfuß; drittens den Schreier (lo strillone), der die herausgekommenen Nummern ausruft; er wird von der Verwaltung bezahlt; viertens das Waiſenkind (l' orfanello) aus dem Waiſeninſtitut von S. Maria in Aquiro, das die Nummern auszieht; endlich den Lotterieunternehmer (il numerettaro), der ſelber eine kleine Lotterie auf der Straße macht und ſeine Nummern aus dem Sacke zieht.

Es gibt bei uns Leute, die ſich ein ſogenanntes Hoppelpoppel halten, eine Art Album, in dem ſie alles aufkleben und ſammeln, was von Schriftſtücken oder Druckſachen einen perſönlichen Werth für ſie hat, Viſitenkarten, Theaterzettel, Briefe, Programme, Kataloge und was weiß ich ſonſt. In Mailand iſt einer auf eine ähnliche Idee gekommen: er hat ſich ein Muſeum von den flüchtigen, aber allerdings nicht intereſſanten Erzeugniſſen angelegt, die man in Italien „Zeitdruckſachen“ (Stampe di circostanza) nennt und die namentlich in den letzten Jahren eben der „Umſtände“ wegen ſo reichlich gefloſſen ſind. Er begreift darunter alle Gelegenheitsſchriften, Gedichte, Couplets, Epigramme, Flugſchriften,

Manifeſte, Programme, die mit der neueſten italieniſchen Geſchichte in Zuſammenhang ſtehen, namentlich auch die tauſend und abertauſend Holzſchnitte und Illuſtrationen, die in Italien jedes außerordentliche Ereigniß wie Spiegelbilder zu begleiten pflegen und die dann einen überaus wichtigen Handelsartikel der Zeitungsverkäufer bilden. Der König auf dem Todtenbett in der Cappella ardente, im Sarg, auf dem Leichenwagen; der Leichenzug von zehn Punkten aus aufgenommen, die Exequien, die Eidesleiſtung Humbert's, das Todtenamt im Pantheon ... der Papſt ſterbend und geſtorben; ausgeſtellt in der Sixtiniſchen Kapelle und in der Peterskirche; das Begräbniß, die Apotheoſe, die Allegorien, die Porträts in jeder erdenklichen Stellung, die mehr oder minder glücklichen Caricaturen ... der neue Papſt von vorn, von der Seite, zweidrittel Profil, dreiviertel Profil; mit der Mitra, mit dem Triregno, mit dem Pluviale, im päpſtlichen Ornat, im einfachen Talar — man gehe nur in den Laden des Herrn Edoardo Perino auf Piazza Colonna, es iſt eine ſeltſame aber wahrlich überreiche Galerie.

Das Gewöhnliche wird indeſſen ſein, daß die Hauſirer eigene kleine Kaufleute vorſtellen und mithin inmitten eines bereits entwickelten Verkehrs die patriarchaliſchen Zuſtände des Handels in Erinnerung bringen. Sie laden eine Partie der ihnen gerade zuſagenden Waaren auf und bezeichnen ihre Gegenwart meiſtentheils nicht dadurch, daß ſie die Namen dieſer Dinge ſelbſt, ſondern indem ſie ihre eigenen, von den Waaren entlehnten Namen wie Titel durch die Straßen rufen, alſo z. B. nicht ſagen Scope, allio, d. i. Beſen und Knoblauch, zwei gewöhnlich zuſammen feilgebotene Dinge, oder

Pettini, setaccie, d. i. Kämme, Mehlſiebe, denen ſich gewöhnlich noch Fleiſchbrühſeiher (passabrodo) anſchließen, oder Acquavita, d. i. Lebenswaſſer oder Branntwein, ſondern vielmehr „Scopäro alliaro", d. i. etwa Beſenknoblauchmann, Beſenknoblauchhändler, „Pettinarosetacciaro", „Acquavitaro" u. ſ. w., ſodaß dann immer ein aro dem andern aro, ein ajo dem andern ajo reſpondirt. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß man in Italien überhaupt viel mehr als bei uns die Menſchen ſtandesgemäß anredet und nicht nur den Leuten von einem gewiſſen Range ab Lei (Sie) und Ella, d. i. vostra Signoria (eure Herrlichkeit), das ſogenannte Pronomen reverentiae ertheilt, ſondern jedermann beim rechten Namen nennt. Wenn z. B. vor uns auf der Straße ein Fuhrmann führe und wir wollten denſelben anreden, ſo würden wir wahrſcheinlich einfach rufen: „He, Sie!" der Italiener ruft dagegen in dieſem Falle: „Oh, Carrettiere!" d. i. O, Fuhrmann! gerade ſo wie er ſagen würde: „Oh, Vaccaro!" d. i. O, Milchmann, „Oh, Portalettere!" O, Briefträger! u. ſ. w. Ebenſo wird man in Rom einem kleinen Jungen niemals blos Du zurufen, ſondern ſtets Du Kleiner, nämlich „Ah, ragazzin". Ja ſelbſt die Thiere werden von Fremden ſozuſagen nach ihrem naturgeſchichtlichen Titel angeredet. Ich ging einmal von Nemi mit einem Führer auf den Albanerberg, da kam uns ein Eſel in den Weg; der Führer, ſeines Zeichens ein Schuhmacher, ſchob ihn auf die Seite mit den Worten: „Va, somaro", d. i. Geh, Eſel! Der Eſel ſchien ſagen zu wollen: Menſch, warum?

Während in der Nähe der Poſt, mit der übrigens ein ſehr bequemes Schreibecabinet verbunden iſt, die Briefpapier- und Couverthändler herumzulaufen pflegen,

pflegen ſich in den Kaffee- und Speiſehäuſern, wenigſtens in denen, wo es der Beſitzer nicht verbietet, unzählige Kleinhändler einzufinden, die dem Gaſte bald Taſchentücher, bald Glaskäſten voll Korallenhörnchen und Todtenköpfen aus Lava, bald Schmuckſachen aus Gold und Silber zur Verfügung ſtellen, namentlich wenn er in Damenbegleitung iſt. Eine große Rolle ſpielen hier beſonders die Verkäufer von Reibzündkerzchen (cerini), die in kleinen, bemalten und mit einem Gummiband verſchließbaren Schächtelchen, Firma Stella d' Italia, enthalten ſind. Es iſt keine Kleinigkeit, hier unter den tauſend bald grotesk-komiſchen, bald ernſten Bildern gerade das auszuwählen, welches während der ganzen Dauer ſeines Inhalts den Menſchen begleiten und entzücken ſoll; man muß in dieſem Falle die ganze kleine Galerie ſorgfältig durchmuſtern. Ich habe einen jungen Neapolitaner gekannt, der ſich eine förmliche Sammlung von dieſen Schächtelchen anlegte, und das Sonderbarſte war, daß er gar nicht rauchte; aber was ſammelt man nicht alles in der Welt: in Leipzig ſoll ſich ſogar ein paſſionirter Sammler hiſtoriſcher Korkſtöpſel befinden.

Blumenmädchen, oft von reifem Alter, umſchwirren die öffentlichen Plätze, die Wirthſchaften, die Theater und ſuchen jedem Vorübergehenden ein Veilchenſträußchen oder ſonſt etwas Sinniges ins Knopfloch hineinzuzaubern; wie es denn überhaupt in ganz Italien eine anmuthige Sitte iſt, jedem ankommenden Fremden, namentlich den Damen, Blumen zu überreichen. Die Kutſcher ſchmücken ſogar ihre Pferde gern mit einer Roſe. In Florenz befolgen dieſe Töchter der Flora eine eigenthümliche Taktik, die ich zu Nutz und Frommen aller derer, die etwa einmal eine ſo ſüße Bekanntſchaft machen ſollten, hier verrathen

will. Eine und dieſelbe Dulcinea bringt einem und demſelben Fremden im Kaffeehauſe jeden Tag ein Sträußchen. Will er ſie dafür bezahlen? Grobe Beleidigung; ſie nimmt es nicht; ſie iſt eine Fee, ein wahres Mädchen aus der Fremde und denkt nicht an die Armſeligkeiten dieſes Lebens. So geht das etwa vierzehn Tage fort, bis der Fremde endlich jede Seite ſeines Bädeker überwunden, das Wichtigſte zweimal, das Großgedruckte einmal und das Nebenſächliche gar nicht angeſehen hat und mit gutem Gewiſſen weiter reiſt nach Rom. Sonderbar, wie ein Geiſt ſtellt ſich das Blumenmädchen an dem Tage der Abreiſe zur richtigen Stunde am Bahnhof ein und erwartet da ihre beſcheidene Belohnung. Woher weiß ſie Tag und Stunde? Niemand hat es ihr geſagt, aber ſie wird niemals fehlen; es muß dem Kinde etwas wie das Geſpenſt des Abreiſenden erſcheinen, wie die Schotten es einem anſehen, daß er ſterben muß.

Schauſpielhäuſer und Kirchen ſind wichtige Operationsfelder für unſere Straßenrufer. Es hieß neulich, das Theater Balletto ſolle aufgehoben werden, weil der Marcheſe Capranica den Contract mit dem Impreſario nicht erneuern wolle; das wäre ſchade, aber dann taucht binnen kurzem ein Balletto auf einem andern Platze auf. Das Theater Balletto hat ſeine Habitués wie Apollo und Valle, wie namentlich Quirino und Metaſtaſio, wo Schauſpieler und Zuſchauer nicht ſelten zarte Complimente und liebenswürdige Prädicate untereinander austauſchen. Auf den Bretern des Balletto entrollen ſich im allgemeinen die blutigen Dramen, die mit Todeslanzen geſpickten Schauertragödien, die ihre Wirkung auf Arbeiter und Handwerker nicht verfehlen. Hier begnügt man ſich nicht mit einer gedruckten Anzeige des Stücks,

einem einfachen Theaterzettel: o, man muß mit den „Illiteraten" rechnen, die nicht leſen können; ihrer gibt's viele unter den Beſuchern des Balletto. Deshalb ſieht man vor dem Eingang ein koloſſales Gemälde aufgehängt, die oder jene Hauptſchreckensſcene lebendig vergegenwärtigend. Der beſcheidene Arbeiter, die Frau aus dem Volk, die Kinder beſonders widerſtehen ſolcher Lockung nicht; ſie gehen hinein und erkaufen ſich mit fünf Soldi zwei oder drei Stunden continuirlicher Aufregung. Sie ſitzen da mit offenem Mund, verlieren kein Wort, ergreifen heldenmüthig die Sache der Unſchuldigen und der armen Opfer gegen die Tyrannen und Böſewichter, die ſie oft hinterher durchprügeln. Sie rufen die Schauſpieler und halten mit ihren Eindrücken nicht zurück. Die guten Leute! Manchmal ſieht man auch ein amerikaniſches Blondköpfchen darunter.

Oft ſind die Schauſpieler von Holz; es iſt nicht lange her, ſo machten die Marionetten zweimal am Tage die Freude der Kinder und die Ruhe der Aeltern auf der Ballettobühne aus. Der Saal war immer voll, und die Stimmen der ... Schauſpieler wurden von den Kürbiskernverkäufern (bruscolinari, wörtlich Splitterverkäufern) überſchrien, die für einen Soldo kleine Päckchen ihrer unſchuldigen Waare losſchlugen, die nicht zur Sättigung, aber zum Zeitvertreibe dient. Gefiel den Jungen eine Puppe nicht, ſo beeilten ſie ſich, ihrer Misbilligung dadurch Ausdruck zu geben, daß ſie auf den elenden Hampelmann Ladungen von Kürbiskernen, mitunter auch Rüben und andere Gemüſeſorten ſchleuderten. Wurde die Puppe getroffen, ſo brach die Menge in ein ſchallendes Gelächter aus, der Leiter ihrer Bewegungen dagegen machte ſeinem Zorne über dieſe unwürdige Behandlung

des armen Penſionärs durch etliche eingeſalzene Flüche aus ſeiner Vorrathskammer Luft.

Und die Kirchen? In Rom hat bekanntlich jeder Heilige ſeine beſondere und zugleich ſeinen beſondern Namenstag im Jahre, und an dieſem Namenstage wird in dieſer Kirche das Feſt dieſes Heiligen gefeiert. Alſo z. B. am 6. Januar iſt auf dem Capitol das Feſt des Jeſuskindes, am 17. Januar auf dem Esquilin das Feſt des heiligen Antonius, am 21. Januar das Feſt der heiligen Agnes vor Porta Pia. Bei dieſen Gelegenheiten werden nun nicht nur die Wege mit Blumen beſtreut, die Wände mit Teppichen behängt und Aepfel und Fadenzucker (zuccherini per la tosse) verkauft, ſondern namentlich faſſen an der Kirchenthür zwei oder drei Bilderhändler Poſto, welche Holzſchnitte, Gemälde, Photographien des heute zur Verehrung kommenden Heiligen verkaufen, „Un soldo il bambino!“, ſo ertönt es am Dreikönigstage an S. Maria in Araceli; „Sant' Antonio col porco!“, ſo klingt es am Feſte des heiligen Antonius wider. Wer dieſe Feſte regelmäßig beſucht und ſich allemal den Löwen des Tages mitnimmt, der kann zu einer recht hübſchen Sammlung der Heiligen ſammt ihren für das Volk ſo wichtigen Attributen kommen, die ihm anderwärts vielleicht ſchwer ſein würde aufzutreiben. So habe ich unlängſt bei der großen ſechshundertjährigen Jubelfeier des Todes des Thomas von Aquino an der Minerva, der Hauptkirche der Dominikaner, eine treffliche Photographie des Doctor angelicus, jenes „ſtummen Ochſen“, der aber nachmals mit ſeinem Gebrüll die Welt erfüllte, für wenige Soldi gekauft und überhaupt eine ſolche zum erſten mal geſehen.

Unzählige Kleinigkeiten werden bei denſelben Gelegen-

heiten feilgeboten, mögen es nun Früchte ſein, die gerade an dieſem Tage reifen, oder kleine Umhängetäſchchen mit dem Bilde des Heiligen (abitino), oder Reliquien, oder Kerzen, oder Roſenkränze, letztere um ſo nothwendiger, als die römiſchen Hausfrauen auf den Kügelchen derſelben ihre Rechnungen abzuzählen pflegen. So hört man am 30. November, dem Tage des heiligen Andreas, an S. Andrea della Valle eine Art Ebereſchbeeren anpreiſen, Fruchtzweige des ſogenannten Legno santo, aus dem dereinſt das Kreuz des Apoſtels gefertigt worden ſein und welches daher an ſeinem Todestage ſeine blauen, Weinbeeren ähnlichen und ſüßlich ſchmeckenden Früchte tragen ſoll. Es iſt ein Strauch, der in Rom zu Hecken benutzt wird und in ſeinem Namen mit dem Guajac zuſammentrifft. Und am Palmſonntag iſt die große Treppe der Peterskirche mit Verkäufern von Palmenzweigen beſetzt, die ſonderbarerweiſe erſt fabricirt werden, indem man die künſtlich gebleichten oder etiolirten Fiederblättchen der Palme in allerhand kleine Kreuzchen, Roſetten und Arabesken verflicht, ſodaß das Ganze das unſchöne Anſehen einer Standarte aus gelbem Stroh bekommt. Gleichwol ſind das die Zweige, die an dieſem Tage in Proceſſion herumgetragen werden; nur in manchen Kirchen bekommt das Volk geweihte Olivenäſte; und es knüpft ſich an ſie eine bekannte Anekdote. Als nämlich am 10. September des Jahres 1586 der große Obelisk auf der Mitte des Petersplatzes aufgerichtet wurde, fand ſich, daß der Baumeiſter Domenico Fontana bei ſeinen Maſchinen die Ausdehnung der Stricke durch das ungeheuere Gewicht nicht gehörig berechnet hatte. Obgleich nun bei Todesſtrafe verboten war zu ſprechen, ſo wagte doch einer der achthundert Arbeiter, der Matroſe Bresca

von S. Remo auszurufen: „Acqua alle funi!“ (Waſſer auf die Stricke!), und dadurch ein probates Auskunftsmittel an die Hand zu geben. Die Familie des Matroſen erhielt deshalb zum Danke das noch heute beſtehende Privilegium, die Palmenzweige für den Palmſonntag an die Peterskirche zu liefern, welche dann von den Nonnen von S. Antonio Abbate wie eben beſchrieben zubereitet und geflochten werden. Jenes „acqua alle funi“ war alſo vielleicht unter allen römiſchen Straßenrufen der glücklichſte.

Schon aus dem Vorhergehenden wird erhellen, daß die auf den Straßen ausgerufenen Waaren nicht ſowol dem wirklichen Bedürfniß als vielmehr der Bequemlichkeit, der Laune, dem Luxus dienen; daß es entbehrliche Gegenſtände ſind, die man in einem ordentlichen Laden gar nicht recht zu kaufen weiß, die man aber gerade brauchen kann und bei deren geringem Preiſe ſich eine genaue nationalökonomiſche Rechnung nicht zu verlohnen ſcheint. Ich habe noch niemals Zucker in der Straße herumfahren ſehen, ſondern nur „römiſche Schnitte“; es gibt keinen Hauſirer, der wirkliches Brot, auch ſehr ſelten einen, der Fleiſch feilböte, dagegen unzählige, die eingeweichte Lupinen (fusaie), geröſtete Kichererbſen (cicerchie) oder Haſelnüſſe (nocciuole), überhaupt das Obſt der Jahreszeit ausſchreien; ja ſelbſt bei dieſem ſpielen die Hauptrolle wieder die kleinen Knapper- und Knusperſorten, die Erdbeerkirſchen (corbezzole), die welſchen Hagebutten (giuggiole), die Mispelbirnen oder Azarolen (lazzeruole), vor allem die Kaſtanien, die man bald kocht (caldallesse, wörtlich: warme geſottene), bald, wo ſie weniger geſund ſein ſollen, röſtet (caldarroste, wörtlich: warme gebratene); zuerſt unter allen in kleinen

Bündelchen die Kirſchen, um welche die Kinder nach dem Rathe der Höker unter Thränen betteln ſollen („piangete bambin, c' ho le ciliegie"), und zuletzt die Mispeln, nicht die Früchte des in den römiſchen Gärten ſo häufig angepflanzten japaneſiſchen Mispelbaumes (nespola di Giappone), ſondern die europäiſchen Mispeln, auf die ſich das andere Sprichwort bezieht: „Wenn ihr die Mispeln ausrufen hört, ſo weinet; das iſt die letzte Frucht des Sommers":

Quando sentite le nespole, piangete;
questo è l' ultimo frutto dell' estate.

Kein Menſch verkauft Kaffeebohnen auf der Straße, wohl aber Taſſen warmen Kaffees (caffettiere); kein Menſch Milch, wohl aber eine Art geronnenen Rahm, die ausgezeichnete Ricotta in kleinen Binſenkörben (fiscelle, Diminutiv von fiscus); kein Menſch Wein, wohl aber Limonade (limonaro), „acqua fresca e sugo di limone", ſchreit der Mann, mit einer kupfernen Kanne voll Waſſer in der einen und einem Korbe voll Citronen und Gläſer in der andern Hand; daneben führt er gewöhnlich noch Sirupe, wie „semada" aus Kürbiskernen (seme), „orzata", d. i. Orgeade aus geſtoßenen Mandeln, eigentlich aber aus Graupen (orzo di Germania), und andere „porcheria ben fatta", wie die Römer ſagen. Warum? Weil man den Einkauf von Kaffee, Zucker, Milch, Brot und Wein nicht vom Zufall und vom Augenblick abhängen läßt, ſondern dieſen principmäßig vorausbeſchließt; während man dagegen einen friſchen Trunk oder eine Näſcherei nur mitnimmt, weil man ſie gerade ſieht, weil das am Ende in dieſem Augenblick gar nichts ſchadet, weil es gerade angeboten wird.

Der Anfang der ſchönen Jahreszeit wird in Rom nicht nur durch den Einzug von Ziegenheerden und durch die Errichtung von Limonadenbuden bei den Fontänen, beſonders der beiden Pagoden auf Piazza Colonna, unter deren Kuppel die zwei Trasteverinerinnen ſtehen und ihre Zaubertränke miſchen, ſondern auch durch die Ankunft von Hauſirern bezeichnet, welche den bekannten, wie ein ſchwacher Schwalbacher ſchmeckenden Sauerbrunnen, die acqua acetosa, in der Stadt verführen. Frühmorgens, wenn noch alles ſchläft, hört man ſie ſchon mit ihren von Eſelchen gezogenen und mit Fiaſchetti beladenen Karren durch die Straßen fahren und in melancholiſchem Tonfall rufen: „Fresca, fresca l' acqua acetosa!“

Rom iſt reich an vortrefflichen Gartenfrüchten und Gemüſen, welche die neapolitaniſchen zwar nicht an Größe und Umfang, wohl aber an Schmackhaftigkeit und Feinheit übertreffen und daher, wie der römiſche Kohl (bieta), der römiſche Blumenkohl (broccoli), der römiſche Salat, d. i. der Bindſalat (lattuga parigina), der römiſche Kümmel (comino), die römiſche Kamille (matricale, Mutterkraut), ausdrücklich von dieſer Stadt den Namen tragen, während gewiſſe bei uns beliebte Wurzeln, z. B. die Möhren (hier radiche gialle genannt) und die Meerrettiche (ramolaccio), ſogut wie unbekannt ſind; von letztern gebraucht man nur die Blüten und Blätter, welche man wie Kohl mit Oel und Knoblauch zubereitet. Ebenſo lernt man erſt in Rom, wie unendlicher Variationen der Salat fähig iſt, welcher mit verſchiednen Kräutern vermiſcht für die beſte Zukoſt zum Brote (companatico) gilt; ſagt doch das Sprichwort, daß mit Oel und Eſſig ſogar ein Stiefel ſchmackhaft werde, und in der That pflegt man in Florenz aus Brot mit Oel und Eſſig manche kleine Abendmahlzeit uz

improviſiren. Da wechſelt der Lattich mit der bittern Cichorie, die krauſe Endivie mit dem gurkenhaften Boretſch; und keinen Tag iſt man ſicher, daß man nicht wie jener Advocat vom Papſt Sixtus V. mit einem neuen Salate überraſcht wird. Alle dieſe grünen Wieſen nun durch die Stadt Rom zu transportiren, iſt eine Hauptſorge der verſchiedenen Salatari und Cicoriari; denn auch ſie ſtellen doch immer mehr oder weniger den Luxus der Küche ſelbſt des ärmern Mannes dar, welcher ſeine Linſen und Kichererbſen vielmehr bei dem Bäcker oder bei dem italieniſchen Pfragner oder Melber, dem ſogenannten Orzaruolo einkauft; dieſe haben die Erbſen (ceci), jene die Schoten (pisellini freschi). Ebenſo trägt der Fiſcher die friſchen Fiſche, z. B. Sardinen und Stockfiſche, der Schlächter die Lammköpfe (le matte), der Winzer die grünen Oliven auf der Straße umher; eingeſalzen verkauft ſie der Delicateſſenhändler (Pizzicarolo); das Fleiſch bleibt, wie bemerkt, im Fleiſcherladen. Kurz, das Publikum würde jedenfalls den ſtändigen Kaufleuten vor den Hauſirern durchaus den Vorzug geben, wenn es nicht entweder zu einfältig, oder zu bequem wäre; wenn es ſich namentlich nicht durch dieſe Verführer überrumpeln ließe und nicht zugriffe, noch ehe es darüber nachgedacht hat, ob man dieſelbe Waare auch anderwärts bekommt, ob man ſie da vielleicht beſſer und billiger einkauft, ob man ihrer überhaupt benöthigt iſt.

Ja man kann ſagen, daß wie die hauſirenden Verkäufer nur Dinge von zweifelhaftem Werthe halten, ſo auch die herumziehenden Käufer nicht auf eigentliche und wahrhaft brauchbare Güter Jagd machen, ſondern vielmehr auf halb verachtete und leicht veräußerliche Gegenſtände, auf Lumpen, auf alte Kleider und abgetragene

Schuhe, auf Abfall und Wegwurf aller Art. Jeden Vormittag, mit Ausnahme des Sabbats, ſieht man Juden nach „Roba vecchia“ in den Straßen lungern; etwa vierzehn Tage vor Oſtern, wo man die Häuſer zu putzen und zu ſäubern und jeden alten Sauerteig beiſeite zu ſchaffen pflegt, kommen auch die Chriſten mit Querſäcken gelaufen und rufen: „Chi ha stracci, chi ha scarpaccie“ (Wer hat Lumpen, wer hat alte Schuhe)? Man faßt dieſe Individuen zuſammen unter dem Gemeinbegriff von Stracciardi, die meiſt in Traſtevere („jenſeit des Fluſſes“) wohnen. Zu derſelben Zeit gehen daher auch Leute umher, welche Spinnewebenreiniger verkaufen, d. i. lange Rohrſtäbe mit einem Wedel von Stachelmyrte; ſie rufen mit ſonderbarer Melodie: „Allo scacciaragnaccio“, d. h. zum Spinnen (ragno)-vertreiber (scacciare), und erinnern uns an den Einfall Heliogabal's, alle Spinneweben in den Häuſern ſammeln zu laſſen, um der Menſchheit einen Begriff von der Größe Roms zu geben. In der That bildeten ſie einen ganzen Berg. Die Rohrſtäbe ſind einfache Halme des bekannten römiſchen Rieſengraſes, das im waldloſen Süden vielfach das fehlende Holz erſetzt.

Ich kann mich nicht enthalten, hierbei noch auf eine Eigenthümlichkeit aufmerkſam zu machen, an welche die Römer nicht denken, weil ſie daran gewöhnt ſind, die aber denen auffällt, welche aus nördlichern Gegenden kommen, nämlich darauf, daß nicht blos die Hauſirer, ſondern überhaupt alle Kaufleute und Krämer faſt ausſchließlich Männer ſind. Eine Menge Arbeiten, die ihrer Leichtigkeit und der geringen körperlichen Anſtrengung wegen recht gut den Frauen überlaſſen werden könnten, wie es anderwärts geſchieht, ſind in den Händen des ſtarken Geſchlechts.

Ich meine nicht blos, was jedem in die Augen ſpringt: kein Kaffeehaus, kein Reſtaurant in Rom mit weiblicher Bedienung, nicht ſelten ſogar von Männern das Bett gemacht; kein Laden, wo eine Demoiselle de comptoir an der Kaſſe ſäße, wie man es doch von Frankreich und von Süddeutſchland her gewohnt iſt, wo man ſogar ſein Eiſenbahnbillet von Frauenhand bekommt und ſeine Depeſche einer Telegraphiſtin übergibt. Nein, ich will noch andere Beſchäftigungen und andere Dienſte namhaft machen, die für einen Mann ſehr wenig paſſen, die dennoch der moderne Römer nicht verſchmäht. Man will Papier kaufen, Kragen kaufen, Bonbons kaufen, eine Flaſche Eau-de-Cologne oder Haaröl kaufen: überall ſind es Commis und Handlungsdiener, die einem den Artikel vorlegen. Man tritt in einen Handſchuhladen, es iſt faſt überall ebenſo, erſt ſeit ganz kurzer Zeit ſieht man hier und da ein Ladenmädchen, das einem ein Paar Handſchuh anprobirt. Man hat Durſt, man begibt ſich in den ſchattigen Kiosk des Acquacedratajo: ein Romulusenkel drückt uns mit ſeiner hölzernen Handkelter den Saft der Citrone in das Glas Waſſer aus. Man holt ſich Briefmarken in einem Tabacksladen: es iſt abermals (mit Ausnahme der frommen „Haſenjägerinnen" auf Via del Tritone) ein ſtarker, geſunder Mann, der die Briefmarken abreißt, die Cavour-Cigarren ausſucht und den „Geſchnittenen" wiegt. Man will ein Journal: es ſitzt ein Mann in dem Kiosk, der ſich der ſchwierigen Aufgabe entledigt, einem ſein Lieblingsblatt zu überreichen — nur ſelten und in dringenden Fällen geſchieht es, daß ſich der Mann, wie auf Piazza Barberini, durch ſeine Frau vertreten läßt. Ja ſogar in Läden, wo ausſchließlich weibliche Artikel feilgehalten werden, ſind es Män-

ner, die um ihre vornehmen Kundinnen beſchäftigt ſind und ihnen Knöpfe, Bänder, Zwirn, Seide und Nähnadeln ausſuchen helfen.

Die Verwendung des männlichen Geſchlechts zu Dienſten, die mindeſtens ebenſo gut von Frauen geleiſtet werden könnten, iſt eine Thatſache, die immer auffälliger hervortritt, je weiter man nach dem Süden hinunter kommt: im Orient hören die Frauen ſozuſagen ganz auf. Es iſt ein charakteriſtiſcher Zug für Länder, wo wenig gearbeitet wird. In dieſer Beziehung iſt Rom nachgerade ſüdlich genug: man arbeitet nicht viel, was auch Goethe davon im Gegenſatz zu Neapel rühmen mag.

3.

Wenn man zu Fuße durch die römiſchen Straßen geht, mag man nun ſchmuzige Stiefel anhaben oder ſo blanke, daß ſich alle Paläſte darin ſpiegeln, ſo kann man trotzdem ſicher ſein, daß einem hundert mal in gebieteriſchem Tone zugerufen wird: „Polire!“ d. h. putzen. Jene Freunde jeder Art von Fußbekleidung können ſozuſagen keinen Schuh ſehen, ohne ihn ſofort in Gedanken zu bürſten und zu wichſen. Auch muß ihr Geſchäft einträglich ſein, denn in Bordeaux wurde mir einmal ein alter Mann gezeigt, der ſich funfzigtauſend Franken allein durch anhaltendes Stiefelputzen erworben hatte; und in Rom iſt vor wenigen Monaten, nahe bei dem Platze des Palaſtes Sciarra, ein eleganter Saal eingerichtet worden, an deſſen Fenſtern die zierlichſten Wichsbüchſen einladend aufgepflanzt ſind, wo man ſich auf weiche Sofas niederläßt, den Fuß auf Schemel von Mahagoni ſetzt und für zwei Soldi die Stiefel gewichſt be-

kommt. Allerdings war dieſe bewunderungswürdige und für die geſammte Bevölkerung — denn jeder Knecht läßt ſich in Italien die Stiefel putzen — ſo wohlthätige Einrichtung durchaus neu und unbekannt; es gab vielleicht in der Stadt Rom tauſend honnete Menſchen, die gern ein Königreich für ein paar blanke Stiefel gegeben hätten, aber ſie kannten das Etabliſſement auf dem Platze Sciarra nicht; es galt alſo zunächſt, den Ruf deſſelben auszupoſaunen und mit Hülfe der tauſendſtimmigen Fama der Welt bekannt zu machen. Dieſe Göttin hat aber, wenn man den Alten glauben darf, nicht blos ſo viel Zungen, Kehlen und Ohren wie Federn an ihrem ungeheuern Leibe, ſondern auch ebenſo viel wachſame Augen. Die Unternehmer wollten vor allem auf die letztern wirken. Sie ſchrieben daher mit rieſigen Buchſtaben auf ein paar hundert Zettel: „Elegante sala per lustrare gli stivali, a soldi 2 soltanto, in Piazza Sciarra", und klebten dieſe Zettel nicht nur an jede Mauer und jede Ecke an, die leer war, gleichviel ob im erſten oder dritten Stock, an Dächern oder an Feuereſſen, ſondern ſie ließen dieſe Zettel auf Stangen von geduldigen Männern durch die Straßen tragen, wie Fahnen der beginnenden Civiliſation. Leider iſt man bei der allgemeinen Verderbniß der Zeit immer zu frivolen Scherzen aufgelegt, aber wahrhaft gemeinnützige Unternehmungen zu unterſtützen hat man keinen Heller; oder man iſt zu bequem, ſich's erſt auf dem Platze Sciarra bequem zu machen: kurz der elegante Saal iſt wohl da, die Sitze ſtehen bereit, aber die Stiefelputzer mit ihren Bürſten darin ſind die einzigen Inſaſſen; ſie ſehen aus wie Mühlſteine, die nichts zu reiben haben, oder wie Jungfern, die ſeit Jahren auf einen Freier warten, oder wie Prie-

ſter, die im Beichtſtuhl ſitzen und jede Seele zu reinigen verſprechen, aber niemand kommt zu beichten.

Manöver wie die oben angedeuteten ſind nicht unbekannt; man hat ſie in Berlin und London oft genug angewendet. Dagegen will ich mir geſtatten, meinen Leſern noch ein paar Annoncen aus einer Stadt mitzutheilen, die vor achtzehnhundert Jahren exiſtirte, aus Pompeji; Annoncen, ebenfalls an den Straßenecken angebracht, aber haltbarer als die modernen, da ſie heute noch zu leſen ſind; die nicht auf ein paar Papierfetzen gedruckt, ſondern mit rother Tinte an die Häuſer geſchrieben wurden. Alles unter der Sonne iſt ſchon einmal dageweſen. Der Reiz von Pompeji iſt der, daß man hier gar nicht das Gefühl von Alterthum, von Ruinen hat, ſondern vielmehr darin herumwandelt wie in der Stadt eines fremden Landes, und an der Station Pompeji ausſteigt wie der Reiſende an einer Inſel, dem einzigen Flecke, wo noch heute die Alten wohnen. Nichts iſt intereſſanter als hier eine Weile wie in einer modernen Reſidenz zu „bummeln", die Ladenſchilder zu betrachten, die eingekritzelten Sentenzen und Weinhausreime zu entziffern und die obenerwähnten Anſchläge und Reclamen zu leſen. Wo werden wir logiren in Pompeji? Hängen hier auch ſolche Kärtchen oder Titel mit „Est locanda" wie noch heute im modernen Rom? Freilich, mehr als eine. In etruskiſcher Sprache, vermuthlich für Fremde aus Toscana, ſteht eine Inſchrift, die nach Ausſage derer, die Etruskiſch verſtehen, und mit denen ich mich durchaus nicht zu verwechſeln bitte, Folgendes bedeutet:

„Reiſender, wenn du von hier zwölf Häuſer weiter gehſt, ſo findeſt du rechts Sarinus, Sohn des Publius, welcher Herberge hält. Leb' wohl."

Gefällt uns das Wirthshausleben nicht, ſo können wir auch Privatwohnung bekommen: Cnejus Pompejus Diogenes hat an den Kalenden des Julius den obern Stock ſeines Hauſes zu vermiethen; ja ſind wir Speculanten, ſo miethen wir der Julia Felix, der Tochter des Spurius, von den erſten bis zu den ſechsten Iden des Auguſt, auf fünf Jahre ein ganzes Gebäude ab, das aus einer Badeanſtalt, einem Luſtgarten und neunhundert Läden, Schuppen und Dachſtübchen beſteht, wobei ſie indeſſen in Buchſtaben hinzufügt, daß ſie anſtändige Miether haben und ihr Haus nicht für unerlaubte Zwecke hergeben wolle; andernfalls werde der Contract rückgängig gemacht. Ihr Anſchlag lautet ſo:

In praediis Juliae S. P. F. Felicis locantur balneum
Viridarium et nongentum tabernae, pergulae,
Coenacula ex idibus Aug. primis, in id.
Aug. sextas annos continuos quinque
S. Q. D. L. E. N. C.

Einmal einquartiert, iſt nun unſere nächſte Sorge, zu ſehen, was es im Theater gibt; denn amuſiren wollen wir uns nach Kräften. Panem et Circenses! Ja Theater, was heißt Theater? Schauſpielhaus, Circus, Amphitheater? Plautus, Gladiatoren, Jagden, Seegefechte?

Glad. paria XXX matutini erunt —

„Dreißig Paar Gladiatoren werden in der Frühe fechten", ſo ſteht auf dem Programm in der Straße der Abundantia:

N. Popidi,
Rufi. fam. glad. IV. K. nov. Pompeis
Venatione et XII. K. mai.
Mali et vela erunt
O. Procurator felicitas.

„Die Truppe der Gladiatoren von Numerius Popidius Rufus wird eine Jagd zu Pompeji geben, am 28. October und am 19. April. Es werden dabei Maſten errichtet und Zelttücher aufgeſpannt werden. Octavius, der Intendant der Spiele, empfiehlt ſich.“

Daß nämlich zum Schutze gegen die Sonne Segeltücher über das Theater ausgeſpannt und zu dieſem Zwecke Maſten an der Außenwand befeſtigt, ja daß feine Staubregen wohlriechender Wäſſer auf die Zuſchauer niedergelaſſen wurden (sparsiones), war nicht gerade nothwendig, ſondern die Folge der beſondern Freigebigkeit des Intendanten, mußte daher jedesmal beſonders angezeigt werden; z. B. lautet ein anderer Anſchlag in Pompeji:

Venatio. Athletae. Sparsiones. Vela erunt.

das heißt: „Thierjagd, Athleten, Staubregen, Segeltücher.“

Mitunter ſind dieſe Inſchriften nicht unmittelbar auf die Mauer, ſondern zunächſt auf kleine weiße Tafeln von Gips (album) geſchrieben; ſo die beiden folgenden, die vielleicht einen ähnlichen Sinn haben wie unſer: Hoftiſchler, Hofmundbäcker, Hoffilberwäſcher, Juwelier Sr. Majeſtät des Königs, Sr. Königl. Hoheit des Prinzen u. ſ. w.

Marcellinum aedilem lignarii et plaustrarii rogant ut faveat.

„Die Zimmerleute und Stellmacher bitten den Aedil um ſeine Gunſt.“ Oder:

Marcum Cerrinum Vatiam aedilem orat ut faveat Scriba Issus, dignus est.

„Der Schreiber Iſſus empfiehlt ſich dem Aedil Marcus Cerrinus Vatia; er iſt geſchickt.“

Vielleicht auch — doch ſiehe da, zwei Genien des Orts, die uns in unſern Straßenſtudien auf einmal

unterbrechen, die Schlangen, die uns zurufen, daß hier in Pompeji kein Platz für Müßiggänger ſei:
„Geh fort, du Pflaſtertreter!“ Man glaubt es nicht?
„Otiosis locus hic non est: discede morator!“

4.

In allen großen Städten werden gewiſſe Gewerbe beſtimmten Provinzialen überlaſſen und gewiſſe andere wiederum von den Einwohnern ſelbſt bevorzugt; Profeſſion und Nationalität iſt daſelbſt oft geradezu identiſch, ſodaß beider Namen untereinander ausgewechſelt werden können. Jedermann verſteht in Paris unter einem Auvergnaten einen Keſſelflicker, unter einem Savoyarden einen Schornſteinfeger; jedermann in Liſſabon unter einem Gallego oder Galizier einen Laſt- und Waſſerträger; jedermann in Kairo unter einem Berberiner einen Thürhüter oder Kutſcher; jedermann in Athen unter einem Wallachen (Βλάχος) einen Hirten; jedermann in Florenz unter einem Buzzurro oder Schweizer einen Kaſtanienröſter. Namentlich die Söhne kleiner und armer Gebirgsländer pflegen mit großer Regelmäßigkeit alljährlich in die ferne Metropolis zu wandern, dort ein und daſſelbe Gewerbe zu ergreifen und dann ihre Erſparniſſe in die Heimat zurückzubringen.

In wenig Städten iſt dieſe Vertheilung der fremden Zuzügler nach Gewerben ſo ausgeprägt wie in Rom. Der eingeborene Römer hat eine gewiſſe Vorliebe für beſtimmte Profeſſionen und will nichts von andern wiſſen. Die herrſchaftlichen und die Droſchkenkutſcher ſind durchgängig Römer, größtentheils auch die Wagner; ſie ſitzen wie Senatoren auf ihren Böcken; und im all-

gemeinen zieht der Römer, was die niedern Klaſſen anbetrifft, diejenigen Handwerke vor, die eine todte Jahreszeit haben oder wenigſtens eine regelmäßige und ſtetige Arbeit, eine gewohnheitsmäßige Berechnung, Vorſicht und Sparſamkeit nicht erfordern, als: die Töpferei, die Lohgerberei (auf 272 Lohgerber ſind 216 Römer), die Maurerei, die Metzgerei (auf 671 Fleiſcher ſind 555 Römer), die Hutmacherei (auf 469 Hutmacher ſind 313 Römer).

Es wäre eine undankbare Aufgabe, Römer unter dem Geſinde aufzutreiben; ſie entſchließen ſich nur ſehr ſchwer, gezwungen und auf Zeit dazu, in einen Dienſt zu treten. Auf 1269 Diener und Kammerfrauen entfallen 980, auf 8495 Dienſtboten und Mägde 6441 Nicht-Römer. Desgleichen ſtammen die Packträger, die ſich in Athen aus den Malteſern recrutiren, überall eher her als aus Rom.

Dagegen ſind die Kohlenhändler (Carbonari), die man mit ihren ſchweren Säcken auf dem Nacken, das Geſicht voll Ruß, wie arme Laſtthiere durch die Straßen laufen ſieht, faſt ſämmtlich Genueſer oder Ligurier (440 auf 489).

Die ſogenannten Pizzicaroli, welche zunächſt mit friſchem und gepökeltem, natürlichem und künſtlichem Schweinefleiſch handeln und gleich den franzöſiſchen Charcutiers von den Rindfleiſchern (macellai, bouchers) getrennt ſind, aus Norcia, der Heimat der italieniſchen Schweineſchneider, gleichſam der italieniſchen Hongrie und Wallachei (433 auf 488).

Die Kaffee- und Weinwirthe vorzugsweiſe aus der kleinen Stadt Amatrice in den Abruzzen (688 auf 949).

Die Holzſpalter aus der Gemeinde Froſinone, dem Tirol des Kirchenſtaats.

Die Obſthöken aus den Marken.

Die Seiler aus Foligno, und die Büffelhirten aus Ciſterna am Nordende der Pontiniſchen Sümpfe, dem „Tretabern“ der Apoſtelgeſchichte (28, 15), welche beiden Aemter das Sprüchwort zuſammenfaßt:

Di Foligno i funari,
Di Cisterna i bufalari.

Die Kunſtinduſtrie iſt dagegen wieder zum großen Theil in den Händen eingeborener Römer.

Auf 378 Bildhauer ſind 195,
„ 817 Maler 495,
„ 190 Decorationsmaler 114,
„ 26 Ciſelirer 16,
„ 910 Juweliere 685 Römer.

Uebrigens iſt von eigentlicher Induſtrie in Rom überhaupt nicht die Rede und dieſelbe weder in einheimiſchen noch in fremden, ſondern in gar keinen Händen. Die Fabrikarbeit fehlt in Rom. Und der einzige Grund dieſer Thatſache iſt eine gewiſſe wirthſchaftliche Indolenz, ein Mangel an lebendiger Initiative, an Sinn für Aſſociation und Arbeitstheilung, infolge deſſen es ſich durch unternehmendere Völker hat überflügeln laſſen. Es gibt gewiſſe Artikel, die in dem oder jenem Lande gleichſam wachſen, d. h. beſonders günſtige Productionsbedingungen finden. Ich meine zum Beiſpiel Waaren, die dem Großhandel angehören, wie Getreide, Baumwolle, Weine u. ſ. w. Aber was Gegenſtände eines allgemeinen Gebrauchs anbetrifft, ſo ſorgt jedes große Bevölkerungscentrum für ſich ſelbſt. Nun ſtatt die Provinzen mit ſolchen Artikeln zu überſchütten, wie es andere große Centren machen, läßt ſich Rom vielmehr von auswärts damit verſorgen. Es iſt nicht ſo ſchlimm wie in

Athen, wo man kein Taſchenmeſſer machen kann wie man es bei uns für fünfzig Pfennige kauft, aber es erinnert an Athen.

Augenblicklich fabricirt die Hauptſtadt Italiens nicht ſo viel Schuhwerk als ſie braucht; es wird in großen Maſſen fertig importirt und die römiſchen Schuſter verlieren an Kundſchaft. Vorderhand fabricirt Rom auch noch nicht Hemden, Kragen, Unterkleider, Strümpfe, Socken genug für ſeine 235,302 Bewohner. Es beſteht für dieſe Artikel ein ſehr bedeutender Import aus Mailand, Turin, Frankreich, Deutſchland und unter Bedingungen, daß die römiſchen Fabriken die Concurrenz unmöglich aushalten können. Auch hier iſt demnach eine Lücke auszufüllen. Es wäre leicht, noch anderes namhaft zu machen.

Es fehlte nur, daß ſich die Römer auch noch das Brot in der Provinz backen ließen, ein Artikel von um ſo größerer Bedeutung, als die Römer ſehr ſtarke Broteſſer ſind. Die Italiener brauchen überhaupt viel Brot: in Wien erkennt man im Reſtaurant den Italiener an der Quantität Brot, die er vertilgt; aber die Römer übertreffen in dieſer Leidenſchaft alle übrigen Italiener, wie ſie ebenfalls die Franzoſen darin übertreffen. Wenn man die Geſammtmenge des verbrauchten Mehls auf die Bevölkerung vertheilt, ſo findet man, daß ein Römer jährlich 170,224, alſo täglich faſt ein halbes Kilogramm, der Turiner dagegen 129,970, der Pariſer 157,763 Gramm verzehrt. Dieſe Ziffern begreifen auch das in Nudelform conſumirte Mehlquantum. Man weiß, daß die „Paſte“ eine Hauptnahrung der Süditaliener bilden, und das römiſche Volk findet nicht minder Geſchmack daran, während der Pariſer

jährlich nicht mehr als 2,070, der Turiner nicht mehr als 1,580 Gramm Maccaroni ißt.

Nun, daß Rom ſeine eigenen Bäcker hat, kann ich ſelbſt bezeugen, da ich einmal mit einem Fornaro in einem Hauſe zuſammen wohnte und täglich ein halbes Dutzend anmuthige Fornarine zu Geſicht bekam, die mit der berühmten Fornarina auf der Dorotheenſtraße eine unverkennbare Aehnlichkeit beſaßen. Auch würde ſich der alte Breitſchild Eurysaces gewiß in ſeinem Backofen vor der Porta Maggiore umdrehen, wenn das goldene Handwerk, das er im alten Rom mit zweihundertneunundneunzig andern Piſtores würdig vertrat, im neuen Rom vergeſſen worden wäre. Nur wie er als ein unverkennbarer Grieche wahrſcheinlich das berühmte atheniſche Weißbrot buk, ſo findet man im heutigen Rom das unübertroffene wiener Weißbrot bei deutſchen Bäckern, deren Läden daher, namentlich dem auf Via della Croce, von fremden Familien der Vorzug gegeben wird. In ihnen findet man auch allerhand deutſche und engliſche Specialitäten: Plumcake und Schwarzbrot di Amburgis, Kipfel alla Viennese und Preßburger, den Einheimiſchen unbekannt, während Turin jährlich 130000 Hektoliter Roggen und 350000 Hektoliter Mais (68 Liter Roggen, 184 Liter Mais pro Einwohner) conſumirt, unter anderm auch zu den langen grissini verbäckt. Auch franzöſiſche Bäcker, die ungeſalzenes Brot backen, finden ſich in Rom wie in Florenz; die Zuckerbäcker (Pasticcieri) ſind meiſtens Engadiner.

Die feinere Bäckerei haben die Römer alſo Barbaren abgetreten, während ſie doch im Alterthum ſo viel darauf gaben und ſo viel darin leiſteten; denn wie man bei uns zu Mittag Weißbrot, Roggenbrot, Grahambrot und

Pumpernickel aufzutragen pflegt, ſo hatten die alten Römer für jede Speiſe beſondere Sorten Brot, Brote aus Sonnenmehl, Milchbrötchen, Butterbrötchen, Eierbrötchen. Das geſuchteſte und beliebteſte Brot war mit Roſinenſaft angeteigt; man aß es in Milch getaucht.

Freilich gab es auch eine Zeit in Rom, wo man noch gar keine öffentlichen Bäcker hatte: 568 Jahre lang behalf ſich die Ewige Stadt ohne dieſes Handwerk. Wie machte man es denn da? Genau ſo wie wir es bis zur Aera Karl's des Großen machten und wie man es noch heute vielfach im Oriente macht. Die Verwandlung des Korns in Mehl und die Herſtellung von Brot aus Mehl wurde als eine häusliche Operation betrachtet, die jeder ſelbſt verrichtete, die namentlich die Frauen verrichteten, ganz ebenſo wie ſich jede Familie ihre Suppe ſelber zu kochen pflegt; erſt ſpäter fand man es ökonomiſcher, ſich beim Bäcker fertiges Brot zu kaufen. Ebenſo finden es bekanntlich viele Familien in großen Städten ökonomiſcher, ſich das ganze Mittagseſſen fertig vom Reſtaurateur holen zu laſſen; Reſtaurants gibt es ebenfalls erſt ſeit dem vorigen Jahrhundert. Daher bedeutete das lateiniſche Wort coquus, wie das griechiſche μάγειρος, zugleich Koch und Bäcker, ja ſogar das letztere zunächſt.

Wenn ſich aber auch ſpäter die Bäcker als eine ſelbſtändige Corporation vom Volk abtrennten, ſo ſchloſſen ſie doch immer noch gleichſam embryoniſch eine andere Zunft in ſich, die ſich wiederum von ihnen loslöſen ſollte, nämlich die Müllerei. Der gewöhnliche Name der Bäcker war, wie wir ſchon oben andeuteten, Pistores. Nun pistor bedeutet eigentlich einen Stampfer, ſpeciell einen, der das Getreide in einem Mörſer ſtampft; das war

die älteſte Methode, das Korn zu Mehl zu machen; erſt ſpäter erfand man Mahlmühlen mit zwei Steinen, die man durch Pferde, Eſel, Rinder und Sklaven treiben ließ; die Mühle drehen zu müſſen, war die Strafe, welche die letztern am meiſten fürchteten. Das Wort pistor, das nun eigentlich nicht mehr recht paßte, ward aber beibehalten, es entſpricht alſo unſerm Müller. Weil endlich die Bäcker eben dieſe Müller waren, indem ſie das Getreide, das ſie brauchten, immer ſelber mahlten, ſo hießen ſie Pistores.

Unter den vielen Entdeckungen, die man vor etwa 60 Jahren in Pompeji gemacht hat, befinden ſich auch zwei Bäckerläden nebſt den dazugehörigen Backöfen (furni). In beiden hat man demnach nicht nur Amphoren voll Korn und Mehl und runde in Sectoren getheilte Brote von etwa acht Zoll Durchmeſſer, mit einer Rinde oben und unten und einer Art Fabrikzeichen, ſondern auch Mühlen verſchiedener Größe und das Skelet eines Eſels dazu gefunden. Dieſe Mühlen (molae) ſehen etwa ſo aus: Der untere Stein von 1,5 Meter Durchmeſſer trägt auf einem emporragenden Kegel, deſſen Spitze mit einem eiſernen Zapfen gekrönt iſt, den obern Stein, welcher einer Sanduhr gleicht, indem er zwei glockenförmige Höhlungen beſitzt, welche mit ihren Spitzen in der Mitte des Steins zuſammenſtoßen; die eine Glocke fügt ſich wie ein Hut der kegelförmigen Oberfläche des untern Steins an, während die andere einen offenen Trichter darſtellt. An der offenen Verbindungsſtelle der Glockenſcheitel iſt ein ſtegartiges Eiſen befeſtigt, mit einer Oeffnung in der Mitte zur Aufnahme des Zapfens des Unterſteins. Das Getreide wurde in die obere Glocke, den offenen Trichter geſchüttet, der Oberſtein durch

ſtarke Hebel gedreht, und das Korn zwiſchen der Außenſeite des Kegels und der Innenſeite des ihn bedeckenden Steinhutes zu Mehl zermahlen, welches rings um den Kegel in eine an der Baſis der Mühle ausgehöhlte Rinne fiel. An einer Wand des ſogenannten Paedagogiums auf dem Palatin in Rom hat ſich ein müßiger Page, wahrſcheinlich ein freigewordener Sklave, das Vergnügen gemacht, eine ſolche von einem Eſel gedrehte Mühle in Form eines ſogenannten Sgraffito einzukritzeln, und darunter geſchrieben: Büffele, Eſelchen, wie ich büffele, es wird dir nichts ſchaden (Labora, aselle, quomodo ego laboro, et proderit tibi).

5.

Der Sünder ſind zwar viele unter der Sonne, aber gottlob, es iſt auch an Heiligen kein Mangel. Ich muß geſtehen, wenn ich die lange Reihe von Engeln, Propheten, Apoſteln, Märtyrern, Biſchöfen, frommen Männern und Frauen überdenke, ſo bekomme ich den vortheilhafteſten Begriff von meinem Geſchlecht. Es iſt die reine Sage, daß die Welt ſo böſe ſei. In dem Proceſſe, der zur Unterſuchung der Tugenden und Wunder des zu Kanoniſirenden eingeleitet wird, hat ſein Gegner, der advocatus diaboli, noch niemals recht behalten. Was will man alſo mehr? Der Himmel wird alle Tage reicher; die Heiligen ſtehen ſich förmlich im Wege, es ſcheint ganz unmöglich, ſie alle beſonders zu verehren, ja überhaupt zu kennen und einen ſo reichhaltigen Kanon auswendig zu wiſſen, zu geſchweigen von den Seligen.

Und dennoch, wenn man einmal verſucht, ſich in dieſem unglaublichen Gewirr, dieſem Concilium himmliſcher Würdenträger zurechtzufinden, ſo entdeckt man,

daß ſie ſich unſchwer auf gewiſſe Klaſſen und Körperſchaften zurückführen laſſen und keineswegs ein Chaos, ſondern einen wohlgeordneten und überſichtlichen Staat darſtellen, wo nicht nur beſtimmte Rangverhältniſſe und Grade der Heiligkeit ſelbſt, ſondern auch außerdem in Beziehung auf ihre Zeit, ihre Herkunft, ihren Stand die mannichfaltigſten Gliederungen zu bemerken ſind. So geht es dem Reiſenden mit einem fremden Volke: er ſieht im Anfang nur die Millionen; bei längerm Aufenthalt lernt er einen Fürſten von einem Handwerker und den Sohn der Berge von dem Thalbewohner unterſcheiden.

Zunächſt iſt es allbekannt, daß ſich die Heiligen auf das ganze Jahr vertheilen und die Grundlage jedes rechtſchaffenen Kalenders bilden. Alle ſind ſie an einem gewiſſen Tag geboren worden: ſo Chriſtus ſelber am 25. December, die Jungfrau Maria am 8. September, wo in Neapel ſeit alter Zeit das Feſt der Madonna di Piedigrotta gefeiert wird; und an einem andern gewiſſen Tage geſtorben, z. B. die Jungfrau Maria am 15. Auguſt, der Apoſtel Petrus am 29. Juni. Die Zeit zwiſchen der Madonna vom Auguſt und der Madonna vom September nennt daher das Volk „le due Sante Marie". Namentlich der Todestag des Heiligen iſt nun hierauf zum Gedächtnißtag erhoben und im Almanach als der ſeinige bezeichnet worden, indem nur der 1. November als eine ſummariſche Feier aller Heiligen übrigblieb. Selbſt in proteſtantiſchen Ländern haben ſich Namen wie Johannis, Michaelis, Martini und andere erhalten; „'s iſt heut Simon's und Judä", heißt es am Tage, wo Schiller's „Tell" beginnt (28. October), und Albrecht wird zu „Philippi und Jacobi" (1. Mai) ermordet; in katholiſchen nennt man faſt die Hälfte der Tage im Jahre nach

ſolchen Heiligen, und es kommt daher ausdrücklich darauf an, ſich dieſelben zu merken, um die Daten des Volks zu verſtehen, ſich einzuprägen, daß

Da San Martino a Sant' Andrè
Settimane tre,
Da Sant' Andrè a Natal
Un mese egual.

Wie wir etwa von Johannisbeeren und Johannisblumen reden, ſo die Römer von Johannisfeigen, den erſten des Jahres, und Johannisknoblauch (allio di San Giovanni), prachtvollen hohen Dolbenſtengeln dieſer Pflanze, die gegen Kinderkrankheiten dienen und in der Johannisnacht auf dem großen Johannisplatze zum Verkauf kommen. Desgleichen heißt man in Rom die erſten Kirſchen, welche am 25. April reif und vom Papſt gegeſſen werden, Markuskirſchen, die erſten Pfirſiche (22. Juli) Magdalenenpfirſiche, und datirt die Bruſtbeeren (giuggiole, franz. jujubes) nach San Michele (29. September), die geſchälten Kaſtanien (le pelate) nach Simon Judä. Weil am Markustag zugleich die Weide beginnt und die Kühe Milch geben, heißt es auch: A San Marco le vacche passano il varco. Oder, wie man in Deutſchland die Maienlämmlein zu ſchätzen weiß, ſo in Rom die Chriſtuslämmer, deren Reihe durch das in dem Nonnenkloſter des Jeſuskindleins auferzogene eröffnet wird; dieſes kommt am Charfreitag auf die päpſtliche Tafel, worauf alle übrigen Fleiſcher Lämmer kaufen und ſchlachten dürfen, während vorher, ſeit Mariä Himmelfahrt (15. Auguſt), nur das Fleiſch von Sommerlämmern unter einem ganz andern Namen (abbacchio) oder das von Ziegenböckchen à la Horaz gegeſſen wird. Es erinnert das an den draſtiſchen Vorwurf des Biſchofs

Claudius von Turin, eines Zeitgenoſſen Karl's des Großen: „Isti perversorum dogmatnm auctores agnos vivos volunt vorare et in pariete pictos adorare“ (Borgia de cruce Vatic. p. 47).

Unter den Marienfeſten iſt für Rom noch ſpeciell das der Verkündigung, wie man in England ſagt: Unſerer Frauen Tag (25. März) wichtig, weil da junge arme Mädchen in der Minerva von der Brüderſchaft der S. S. Annunziata eine Mitgift erhalten. Sie tragen wie türkiſche Frauen einen Schleier über dem Geſicht, der nur die Augen und die obere Naſe frei läßt (ammantata, die Calyptra der Alten). An demſelben Tage zieht ganz Rom auf den Jahrmarkt von Grotta Ferrata, um weißen Wein zu trinken und Spanferkel zu eſſen.

Viele dieſer Kalenderheiligen leben zugleich als Lostage im Munde des Volkes fort. In Deutſchland nimmt man an, daß nach den Todestagen der Märtyrer Pancratius und Servatius (12. 13. Mai) kein bedeutender Nachtfroſt mehr eintritt und die Orangerie aus den Gewächshäuſern ins Freie kommen kann; in Italien, daß der Winter zu Sanct Clemens (23. November) einen Zahn anſetzt (Per San Clemente il verno mette un dente), aber zu Lichtmeß (2. Februar) vorüber ſei, wenn es nämlich an dieſem Tage ſchneie oder regne:

Per la Santa Candelora
Se nevica o se plora,
Dell' inverno siamo fuora,
Ma s' è sole o solicello,
No' siamo a mezzo il verno,

womit die deutſche Regel verglichen werden kann, daß, wenn der Bär zu Lichtmeß ſeinen Schatten ſieht, er wieder ſechs Wochen in ſeine Höhle kriecht. Ueberall glaubt

man, daß es, wenn es am Tage der Siebenſchläfer (27. Juni) regne, ſieben Wochen hindurch ſo weiter gehen werde; in Rom hält man in dieſer Beziehung den 2. December, den Tag der heiligen Bibiana, der Schutzpatronin von Sevilla, für ominös:

Santa Bibiana,
Piove un mese e una settimana.

Schnee hat man in Italien zu Sanct Andreas (30. November), ſonſt zu Weihnachten, ſonſt gar nicht zu erwarten:

La neve Sant' Andrea l' aspetta,
Se non a Sant' Andrea, a Natale,
Se non a Natale, più non l' aspettare.

Es heißt, daß die Krammetsvögel am Tage des heiligen Lucas (18. October) nach Deutſchland, die Saatkrähen am Tage des heiligen Haraſim (Erasmus, 4. März) nach Rußland, und die Schwalben am Tage des heiligen Benedict (21. März) nach Italien kommen:

San Benedetto
La rondine sul tetto;

daß Sanct Barnabas (11. Juni) die Trauben bringe:

Per San Barnabà l' uva viene e il fiore va —

Beiſpiele, die ſich leicht ins Unzählige vermehren ließen. Ich will nur noch eins anführen. Die Italiener glauben, wenn der Georgstag (23. April) auf Oſtern falle, was ſelten geſchieht, ſo bedeute das ein ſtürmiſches Jahr:

Quando San Giorgio viene in Pasqua,
Per il mondo c' è gran burrasca.

In den Jahren 1848, wo er auf den zweiten, und 1859, wo er auf den erſten Oſtertag fiel, iſt das in der That merkwürdigerweiſe eingetroffen.

Dem entſprechend treten die Heiligen ſozuſagen räum-

lich auseinander, indem ſie ſich geographiſch nach den Stätten ihrer Geburt und ihres Todes, zugleich den ihrer beſondern Verehrung eintheilen und merken laſſen, ja es ſcheint dieſes ein um ſo richtigeres Princip, als damit zugleich ihr beſonderer Wirkungskreis angedeutet zu werden pflegt. Nur Gott ſelbſt haftet an keiner irdiſchen Scholle; Menſch wird er in Nazareth. So iſt denn Rom die Stadt Sanct Peter's, weil er der Sage nach fünfundzwanzig Jahre lang Biſchof von Rom geweſen und endlich auf dem Janiculum gekreuzigt worden iſt; Spanien das Land Jacobus' des Aeltern, Schottland wie Rußland das des Apoſtels Andreas, Frankreich das Dionyſius' des Areopagiten, Deutſchland das Bonifacius', weil ſie alle das Chriſtenthum in dieſe Reiche brachten; der Schutzpatron Böhmens, Johann von Nepomuk, ſoll dagegen eine Umwandlung der ketzeriſchen Volkshelden Huß und Ziska in einen katholiſch-nationalen Heiligen vorſtellen. Sehr häufig iſt dieſen Patronen, z. B. dem heiligen Andreas, zu Ehren ein Orden geſtiftet worden; auch der ungariſche St. Stephansorden geht auf einen heiligen Mann zurück, König Stephan I., der gegen Ende des zehnten Jahrhunderts in Ungarn die chriſtliche Religion einführte und in Nachahmung der Apoſtel ſelber predigte, daher er bekanntlich vom Papſte Sylveſter II. den Titel „Apoſtoliſche Majeſtät" erhielt.

Ein neues wirkſames Mittel, die rohe Maſſe wie durch ein chemiſches Reagens zu ſondern und zu klären, gibt ferner der zeitliche Lebensberuf der Heiligen an die Hand; denn wenn auch viele von Haus aus Prieſter und Propheten, ſozuſagen Heilige von Profeſſion geweſen ſind, ſo gibt es doch andererſeits viele, die bei

ihrer Heiligkeit eine Kunſt, irgendein ehrſames Gewerbe trieben; und wiederum viele, die das urſprünglich thaten und ſich erſt ſpäter in den ausſchließlichen Dienſt der Kirche begaben. Waren nicht die Apoſtel ſchlichte Fiſcher und ſieht man nicht noch heute, wie fromme Römerinnen ſagen, in dem Schiff aus Erz unter dem Balkon des Belvedere im Vatican des heiligen Petrus Kahn? War nicht Paulus ein Grobweber, Hubertus ein Jäger, bis ſie beide durch eine übernatürliche Erſcheinung veranlaßt wurden, ein beſchauliches Leben zu ergreifen? „Pelliones egit, funes texuit", ſagt ein deutſcher Jeſuit von jenem Apoſtel, und er ſcheint daher zu glauben, daß er ein Seiler geweſen ſei. Jedenfalls galt der 25. Januar, Pauli Bekehrungstag, bisher als das Feſt der Seiler, was der Marquis von Paulmy vielmehr ſo erklärt: Sanct Paul ging aus, die Chriſten zu verfolgen, und wurde durch einen heftigen Sturm aufgehalten. Eine Stimme vom Himmel befahl ihm umzukehren, und er that's. Weil nun die Seiler ebenfalls bei ihrer Arbeit rückwärts gehen, haben ſie den reuigen Apoſtel zu ihrem Schutzheiligen erwählt. Aber ſo ſcheiden ſich denn die Heiligen kaſtenförmig von einander ab und bilden zu unſerer Ueberraſchung nicht eine Abtheilung der Geſellſchaft, ſondern eine ganze Geſellſchaft, welche alle ihre Bedürfniſſe ſelbſt befriedigt, wo vom Fürſten bis zum Bettler Alexius alle Figuren der Welt vertreten ſind, ja wo, mit Reſpect zu vermelden, nicht einmal die Hiob und die Magdalenen fehlen.

Alle Gewerbe werden von den Heiligen betrieben, und die gemeinſte Zunft kann einen Meiſter aufweiſen, der wegen ſeiner beſondern Frömmigkeit in Rom eine Kirche erhalten hat; Ménage ſpricht ihn nur den Sach-

waltern (procureurs) ab. So verſammeln ſich die Schneider in der des heiligen Goetman oder Homobonus, deſſen Name merkwürdig an den alten Evander, den erſten Anſiedler des Palatin, erinnert, in der Nähe des Capitols; die Schuſter in der der Gebrüder Crispin und Crispinianus, die beide in Soiſſons das Schuhmacherhandwerk übten und, um für die Armen Schuhe zu verfertigen, das Leder ſtahlen; die Zimmerleute in der des heiligen Joſeph, S. Giuſeppe de' Falegnami, ihres Collegen zu Nazareth (kraft eines Conſiſtorialdecrets vom 6. Mai 1872 iſt er Patron der katholiſchen Welt, und an ſeinem Tage (19. März), der „festa di Garibaldi" und faſt des fünften Manns in Rom, werden Berge von Beignets (frittelle) gegeſſen, die Läden mit Guirlanden, Fahnen und Garibaldibüſten geſchmückt und überhaupt ſehr viel Blumen verbraucht); die Schmiede in der des heiligen Eligius oder Alô, des Bekehrers der Flandrer, der als Goldſchmied nach Paris kam und daher mit Hammer und Zange in der Hand und einem Ambos daneben abgebildet wird (deshalb gilt er zugleich als Schutzpatron der Pferde); die Maurer in der des heiligen Marinus. In England galt Johannes der Täufer als Schutzpatron der Bauleute, weswegen die Freimaurer an ſeinem Namenstage ihr höchſtes Jahresfeſt zu begehen pflegen. Daß auch die Köche nicht fehlen werden, läßt ſich von vornherein vermuthen; der vornehmſte darunter iſt der vorzugsweiſe ſogenannte bonus cocus, Johannes de Leon.

Aber auch an eigentlichen Künſtlern, ja ſelbſt an Komödianten fehlt es nicht. Jedermann kennt den Maler Lukas; ſieht man doch noch gegenwärtig in einer Kapelle in der Nähe des Lateran (Sancta Sanctorum) ein Bild

des dreizehnjährigen Jeſus, das dieſer Evangeliſt gemalt hat; und ein ſchönes Gemälde Rafael's in der Accademia di San Luca ſtellt denſelben Lukas dar wie er die Mutter Gottes zeichnet; Rafael ſieht ihm zu und lernt dieſe ſeine göttliche Kunſt von ihm. Das Gildehaus der Bildhauer iſt die alte Kirche der vier Gekrönten (Ss. Quattro Coronati), Severus, Severianus, Carpophorus und Victorius, welche unter Domitian den Märtyrertod ſtarben, weil ſie ſich weigerten, heidniſche Götzenbilder zu machen; Sanct Veit beſchützt und begeiſtert oft nur allzu ſehr die Tänzer; und endlich hat wol niemand jene wunderbare Verherrlichung der Wirkung der Muſik in der Perſon der heiligen Cäcilie von Rafael's Hand geſehen, die ſich in der Pinakothek zu Bologna befindet, ohne ſich daran zu erinnern, daß dieſe Jungfrau die Muſik liebt und beſchützt, daß ſie die Orgel erfand, wie der heilige Paulin die Glocken, daß ihr zu Ehren noch alljährlich am 22. November herrliche muſikaliſche Feſte gefeiert werden.

Ja ſelbſt die Wiſſenſchaft iſt von den Heiligen nicht vernachläſſigt worden und es gibt darunter Gelehrte aller Facultäten. Cosmas und Damianus, die von Arabien bis in die Michaelskirche von München gewandert ſind, waren Aerzte zu Aegäa in Cilicien und heilten nach der Legende durch das bloße Auflegen der Hände und das Zeichen des Kreuzes die allerſchwerſten Kranken; daher nach einem alten Volksglauben an ihrem Feſttage (27. September) niemand an ſeiner Geſundheit Schaden leidet:

Per San Cosimo e Damiano
Ogni male fia lontano.

Sie gelten deshalb für die Patrone der Aerzte und Apotheker, zugleich in ihrer Eigenſchaft als medici für

die der Medici von Florenz, die nicht nur häufig ihren Namen tragen, ſondern auch in den florentiniſchen Nationalkirchen das Martyrium derſelben häufig haben darſtellen laſſen. Ivo von Rennes iſt der Schutzpatron der Advocaten und Juriſten, Auguſtinus der der Theologen, endlich die gelehrte Katharina von Alexandrien, königlichen Angedenkens, welche in ihrem Kerker funfzig heidniſche Weltweiſe niederdisputirte, die Patronin der Philoſophen, Redner und Schulen, insbeſondere des philoſophiſchen Lehrſtuhls an der Univerſität zu Paris, der Sorbonne.

Andere male ſind gewiſſe Heilige nur durch einen Zufall zu dem Protectorat gewiſſer Körperſchaften gekommen, ohne daß ſie dieſen ſelber urſprünglich angehörten. So gilt Sebaſtian als Patron der Schützengeſellſchaften, weil er angeblich unter Diocletian mauritaniſchen Bogenſchützen übergeben wurde, die ihn an einen Baum banden und mit ihren Pfeilen durchbohrten; in den Uffizien ſieht man ſeine in den edelſten Verhältniſſen gezeichnete Figur, und in der „Fabiola“ lieſt man die Legende. Der heiligen Barbara ſchlug ihr eigener Vater, ein fanatiſcher Heide, zu Nicomedia das Haupt ab und wurde darauf von einem Blitz getroffen; deshalb wird die heilige Barbara nicht nur noch jetzt bei Gewittern angerufen, ſondern ſie gilt auch als die Schutzheilige der Artillerie, zugleich der Bergleute, der Senſengewerke und der Schmiede, und ihr Bild wurde ſonſt häufig auf artilleriſtiſchen Etabliſſements, Pulvermagazinen u. ſ. w. angebracht, ja auf franzöſiſchen Kriegsſchiffen heißt die Pulverkammer noch immer Sainte Barbe. An ihrem beſonders in Steiermark ſolenn begangenen Feſte (4. December) wird in Rom vom Caſtel S. Angelo geſchoſſen, während die

„gegen Blitz und Donner“ ſchützenden Oelzweige vielmehr am 29. April (dem Tage des 1252 ermordeten Großinquiſitors Sanct Peter) in der Minerva geweiht zu werden pflegen. Es ſcheint hier eine Verwirrung der Daten obzuwalten, denn ſie ſind offenbar mit den Barbara-Zweigen identiſch, die in Oeſterreich wie die Palmkatzeln am Palmſonntag, ſo am Barbaratag vor den Kirchthüren ausgeboten und faſt ausſchließlich vom ſchönen Geſchlecht gekauft werden. Bartholomäus iſt wahrſcheinlich nur deshalb der Patron der Gerber und der Buchbinder geworden, weil er der Sage nach lebendig geſchunden wurde, daher er auf Bildern, z. B. Michel Angelo's Jüngſtem Gericht, ſeine Haut in der Hand zu halten pflegt. Um ſchließlich auch die Verbrecher, die zur Hinrichtung geführt werden und deſſen in der That mehr als andere bedürfen, nicht unverſorgt zu laſſen, ſo hat man ihnen Sanct Dismas, den guten Schächer, zum Patron gegeben, deſſen Bild man in Rom vielfach an den Hausthüren ehemaliger Gefangener angeheftet findet.

Endlich betrachtet das Volk viele Heilige, durch die Art ihres Martyriums oder ſonſt einen zufälligen Umſtand bewogen, als Helfer in gewiſſen Krankheiten und ſonſtigen Unglücksfällen, namentlich die ſogenannten Vierzehn heiligen Nothhelfer oder kurzweg Vierzehnheiligen, ein neues Unterſcheidungsmittel, hergenommen von der beſondern Wirkſamkeit der Heiligen. Einer von ihnen z. B., der heilige Blaſius, rettete einſt einen Knaben, den einzigen Sohn einer reichen Witwe, vom Tode des Erſtickens, indem er ihm eine Gräte aus dem Halſe zog; er wird daher noch jetzt bei Halsweh, Heiſerkeit und Huſten angerufen. Ein anderer, Sanct Erasmus, deſſen Feuer (fuochi di Sant' Elmo) zugleich den Schiffern

als günſtiges Zeichen gegen den Seeſturm gilt, ſoll die Macht haben, Kolik und andere Leiden des Unterleibes zu beſchwichtigen, weil ihm ſelbſt die Eingeweide mit einer Winde herausgehaſpelt wurden, ein Martyrium, welches man auf einem entſetzlichen Bilde Nicolas Pouſſin's in der Gemäldegallerie des Vaticans dargeſtellt ſieht. Zwei Heilige, die beide, der eine in der Enns, der andere in der Moldau, ertränkt worden ſind, Florian und Nepomuk, müſſen nun beide erſcheinen, wo Waſſer von nöthen iſt, der erſtere bei Feuersbrünſten, der letztere bei großer Dürre; zugleich ſtehen unter Nepomuk's Obhut die Brücken, und ſein Bild wird häufig darauf geſetzt, weil ihn Wenzel bekanntlich von der prager Brücke herabſtürzen ließ. Der heiligen Agatha ſind die Brüſte abgeſchnitten, der heiligen Apollonia die Zähne ausgeſchlagen worden; an jene wenden ſich die bruſtkranken Frauen und opfern ihr zum Danke tauſend ſilberne oder wächſerne Brüſte, mit denen ihre Kapelle im Cataneſer Dome prangt; an dieſe, wer Zahnſchmerzen hat. Laurentius iſt auf einem Roſt gebraten worden: ſo ſind ihm die Schultern und der Rücken heilig; in die Kirche von Santa Lucia gehen die Blinden; und wer weiß, wie der heilige Fiaker, ein iriſcher Mönch und Gärtner, zum Patronat der Hämorrhoiden gekommen ſein mag!

Es war bei den ältern Künſtlern Gebrauch, Märtyrer, welche mit dem Schwerte hingerichtet worden waren, mit dem Kopf in der Hand darzuſtellen, ſo z. B. den heiligen Dionyſius von Paris. Das Volk, welches dieſe Bilder ſah, glaubte nun nicht nur, daß ſie ihr abgeſchlagenes Haupt wirklich herumgetragen hätten — kommt es doch hierbei nach einem alten Witzwort nur auf den erſten Schritt an („ce n'est que le premier pas qui

coûte") — ſondern es machte ſie auch zu Patronen gegen Kopfweh, deren es infolge deſſen mehr als einen gibt.

Wenn man in den Heiligen trotz aller legendariſchen Ausſchmückung reale Perſonen vor ſich hat, die oft nicht ohne Reiz in die älteſte Geſchichte der Chriſtenheit verflochten ſind, ſo iſt es dagegen höchſt merkwürdig, wie das Volk die Feſte, die es ihnen zu Ehren feiert, wiederum perſonificirt und „die ſchwangere Phantaſie Gebilde von unbekannten Dingen ausgebiert". Aus dem Feſte der Reinigung Mariä, welches ſelbſt an die Stelle des Reinigungsfeſtes der Lupercalien getreten iſt, macht es, der Lichtmeſſe wegen, eine heilige Candelora, und aus der Epiphania, dem hohen Neujahr, die Befana, worauf nun das Phantasma wieder in die Wirklichkeit projicirt und bald zu einer Tochter des Herodes, bald zu einem alten Beſen, nicht unähnlich dem ewigen Juden, geſtempelt wird; als nämlich die heiligen drei Könige vorüber kamen, kehrte ſie das Haus; man rief ſie ans Fenſter, aber ſie fegte weiter und ſagte, ſie wolle ſie anſehen wenn ſie zurückkommen; und da dies nun nicht geſchehen, ſo muß ſie zur Strafe bis zum Jüngſten Tag mit ihrem Beſen darauf warten. Namentlich dieſer weibliche Knecht Ruprecht, der, in der einen Hand eine Laterne, ein langes Rohr in der andern Hand und einen Strumpf voll Näſchereien über der Schulter, in der Nacht vom fünften zum ſechsten Januar ſein Weſen treibt, und dem man jener Sage wegen mit brennenden Beſen folgt, ſpielt eine große Rolle. Dieſe Nacht iſt eine ſchlafloſe für alle Einwohner des Centrums. Auf Piazza Navona, dem Hauptquartier der Befana, ſtehen die Buden ſchon und hier wird heute eine hölliſche Muſik die Mitternacht aus ihrem bleiernen Schlummer aufſtören und der

baccchantiſche Tanz das Todtenreich in polternde Trümmer ſtampfen.

Die kleinen Leute kommen zuerſt; die Vornehmeren warten bis elf oder zwölf Uhr, um ihrerſeits das Mordſpectakel zu genießen.

Man ſieht was man nirgends ſieht: Scharen junger Burſchen entweder mit der ganzen Kraft ihrer Lungen in Trompeten aller Dimenſionen und kleine Pfeifen (merli) blaſend, oder mit Wuth auf Trommeln, Keſſel, Kaſſerole oder auf große Blechbüchſen ſchlagend. Es iſt eine wahre Katzenmuſik, urſprünglich offenbar gemacht, um die Ankunft der drei Weiſen zu verkündigen; denn das Charakteriſtiſche ſind die Trompeten: die Florentiner haben deren ſehr lange, gläſerne, mit denen ſich die Kinder geradezu Schaden thun. Und nicht nur die Jungen gönnen ſich dieſe Luſt, ſondern auch die Alten, ernſte Männer, Vierziger, Funfziger. Man muß ſie ſehen, die Graubärte, wie ſie ſich mit einer Petroleumkanne bewaffnen und mit Ueberzeugung drauf losdonnern, wie ſie in eine Trompete blaſen und einem Freunde nachlaufen, ihm die Ohren zu zerreißen.

Und die Damen! Die Damen vom beſten Ton, wenn's gefällig iſt. Sie kommen zu Wagen an, ſteigen auf Piazza Madama ab, thun ſich zuſammen, verſchaffen ſich eine Trompete oder eine Pfeife, wie ſie überall für einen Soldo ausgeboten werden, und miſchen ſich am Arme ihrer Ritter in den Schwarm, geben ſich ausgelaſſen dem tollſten Jubel hin. Voriges Jahr war ich bei dem Berninibrunnen Augenzeuge folgender Scene: Ein ſehr bekannter Advocat, Familienvater, pochte auf eine ungeheuere Trommel, die er ſich um den Hals gehangen hatte, während an zwanzig höchſt elegante Damen

und Mädchen die Runde um ihn machten, ſchreiend aus vollem Halſe. Der brave Mann lachte herzlich und teilte auf ſeine Trommel was er konnte. Er ſtrahlte vor Vergnügen, das Herz ging ihm über bei dieſer ſympathiſchen Kundgebung.

O Rom, aufgeſchlagenes Buch der Weltgeſchichte!

V.

Eine römiſche Paſſatella.

Vinum bonum cum sapore
Bibat abbas cum priore
Et conventus de pejore
Bibat cum tristitia.

Ave, felix creatura,
Quam produxit vitis pura,
Omnis fugit atra cura
In tua praesentia.

Becherpſalm aus einer mittelalterlichen Saufmeſſe.

„Aber Doctorle", ſagte eines Nachmittags die Gräfin, als ich ihr gegenüber im Wagen ſaß, „da ſtand heute ſchon wieder in den Zeitungen, ſie hätten in einer Oſterie bei der Porta Angelica eine Paſſatella gemacht, die Meſſer gezogen, die Thüre verſchloſſen, die Lichter ausgelöſcht, und einer ſei geblieben. Was iſt das nur, die Paſſatella?"

„Ein Spiel, Gräfin, ein Commers, ein höchſt ehrwürdiger, altrömiſcher Commers! Horaz, einer der hervorragendſten Dichter des Auguſteiſchen Zeitalters. . . ."

„Der iſt auch ſchon bei der Paſſatella erſtochen worden?"

„Nicht doch . . ich ſelbſt, der ich im vorigen Sommer die Ehre hatte. . ."

„Ach, Sie haben wieder einmal nichts als Tollheiten im Kopfe“, fiel die Gräfin ein, indem ſie nach ihrer Art ihren weißen Federmuff mit beiden Händen in die Höhe hob, als ob ſie ſagen wollte: Ueber den Albernen! „Erzählen Sie mir doch lieber!“ fuhr ſie ungeduldig fort.

„Aber ich will Ihnen ja ſchon erzählen“, erwiderte ich unerſchütterlich. „Sie wiſſen, Comteſſe, daß ich vorigen Sommer in Florenz geweſen bin.“

„Ja, das iſt ſtadtbekannt.“

„Und daß ich dort einen guten Freund hatte, der Giuſeppe hieß und Maler war.“

„Schon gut!“

„Und daß dieſer Giuſeppe, vulgo Beppe, in italieniſchen Dingen oft mein Mentor, mein Donat und Cicerone geweſen iſt.“

„Ein trefflicher Weg, um zu erfahren was in Rom vorgeht: es ſich in Florenz beſchreiben laſſen!“

„Geduld, gnädigſte Gräfin! Nicht blos beſchreiben laſſen. Aber um meine Sache gut zu machen, müſſen Sie mir geſtatten, Ihnen den ganzen Hergang zu erzählen.“

„Wiſſen Sie, Doctorle, daß Sie den Menſchen manchmal in Verzweiflung bringen können?“

„Alſo: Beppino, ſagte ich einſt zu dieſem Herzensfreunde, einem wie er nur in Italien wächſt, Beppino, wenn ich ſo durch die Straßen der Stadt Florenz ſpaziere, ſo ſehe ich immer an den großen Paläſten dem Haupteingange zur Seite ein halbovales Fenſterchen, mit einer kleinen hölzernen Thür verſchloſſen und ein Hämmerchen daran. Was ſteckt denn da dahinter?

«Ei», erwiderte Giuſeppe, «der Weinkeller, aus

dem der Factor durch dieſes Fenſterchen die Producte der Weinpflanzungen verkauft. Es mag ſich das noch aus der römiſchen Zeit herſchreiben, wo die Grundeigenthümer, die Weinberge an einer Landſtraße hatten, längs derſelben Schenken oder Tabernen anlegen ließen, um ihre Weine an Ort und Stelle zu verwerthen. Noch jetzt haben die römiſchen Fürſten, z. B. die Borgheſe, die Ceſarini, in oder neben ihren Paläſten Dispenſen, wo Käſe, Butter, Quark im großen zu haben ſind. Alle Wurſthändler und Kaffeewirthe machen hier ihre Proviſion am Morgen. Bei uns beſchränkt ſich das gewöhnlich auf den Wein.»

„Bravo," antwortete ich, „ſo etwas hab' ich ſelber ſchon vermuthet. Nun aber höre, Beppino, was mir weiter begegnet iſt. Es iſt nämlich nicht lange her, ſo kam ich in der Dämmerungsſtunde bei einem ſolchen Weinkeller vorüber und ſah ein ſonderbares, wie mir ſchien, geflügeltes Weſen davor ſtehen und vernahm ganz deutlich wie es rief: «Einen Fiasco Chianti vom gewöhnlichen für Frau Rahel im Paradies!» Der Fiasco wurde verabreicht, das Fenſterchen zugemacht, und das Weſen verſchwand mit ſeiner Flaſche in den Wolken, ehe ich noch Zeit hatte, eine nähere Bekanntſchaft anzuknüpfen.

„Giuſeppe lächelte fein.

„Ich fuhr fort: Alle Tauſend, wiederholte ich bei mir ſelbſt, für Frau Rahel im Paradies? Ja wenn's im Ghetto wäre! Seit wann trinken ſie denn Chianti da oben in den Wolken? War's denn auch wirklich ein ordentlicher toscaniſcher Fiasco, leicht zerbrechlich wie Menſchenglück, mit Stroh umwunden und mit Oel verſchloſſen? Ein Myſterium, beim Bacchus!

„Giuſeppe lächelte noch feiner.

„Ich fuhr abermals fort: Zwar, wenn ich meine Gelehrſamkeit zuſammennehme, daß die Seligen trinken, lieber Beppe, iſt nichts gerade Unerhörtes. Den Tapfern, welche nach dem Tode auf der Walſtatt zu Odin kommen, credenzen die Walküren in meinem Vaterlande aus den Schädeln der erſchlagenen Feinde Bier und Meth; die Homeriſchen Götter laben ſich an Nektar; Nektar reichte die roſenwangige Hebe dem vielgeprüften Helden, als er nach geendigter Erdenlaufbahn zum Olymp emporſtieg; ja dem Sohn der Semele ſelbſt träufelt, wie ich in den Uffizien bemerkt habe, Mercur, der Leichtbeſchwingte, Nektar in den Mund, um ihn langſam zu vergöttern.

„Giuſeppe lächelte immer feiner.

„Ich fuhr fort: Gelt, daß der Rahel der Chianti von Florenz behagt? Der Schönen, der Delicaten? Der Rahel, die zuſammen mit Dante's Beatrice im dritten Rang im Paradieſe ſitzt? Die, wie eure Weiſen ſagen, die Contemplation bedeutet? Contemplation — orphiſche Contemplation — o, o —

„Giuſeppe lächelte ſo fein, wie man es ſeinem wettergebräunten, ſcharfgeſchnittenen Geſicht gar nicht zugetraut hätte, und ſah mich mit einem unendlich ſchlauen Blicke an. Endlich rückte er heraus und ſprach: «Schalk, wir müſſen den Biſchof von Fieſole befragen, der in ſolchen Sachen am beſten bewandert und mein ſehr guter Freund iſt. Ich hab' dich ſchon lange zu dem wackern Prälaten bringen wollen; wir müſſen uns einen luſtigen Abend machen. Nicht umſonſt haben wir heute San Lorenzo.»

„Nächſt San Giovanni und San Pietro verehren

die Florentiner mit beſonderer Hochachtung und mit verſchwenderiſchen Luſtbarkeiten und Feſten den Märtyrer Laurentius.

„In dem prächtigen Tempel, der ſeinen Namen trägt, entzückt eine heilige und auserwählte Muſik die Ohren der Gläubigen; die Altäre funkeln, die Geräthe ſchimmern. In den ungeheuern Schiffen drängen ſich die Bürger; von den fieſolaner Hügeln, von den Ortſchaften der Ebene, von den nächſten Dörfern der florentiner Umgegend kommen Scharen von Bauern und Bäuerinnen, mit tauſend Kränzchen, mit tauſend Bändchen, mit tauſend Flitterchen auf dem Kopfe und auf dem Leibe.

„Wenn die kirchlichen Functionen vorüber ſind, ſo folgen die Feſtlichkeiten in der Stadt: das Wettrennen der Mähren (corso dei cavallacci) iſt die hauptſächlichſte.

„Von der Porta San Gallo bis zum Bogen des Erzbisthumes erwartet eine zahlloſe Menge den Ablauf der Pſeudo-Berberhengſte; die Balkons ſind geſchmückt mit reichen Teppichen, von den Fenſtern hängen Guirlanden und Feſtons von Blumen; verſchiedene Muſikchöre ſpielen zu gleicher Zeit. Iſt der Hof in Florenz anweſend, ſo verfehlt er nicht, dem ſonderbaren Schauſpiel beizuwohnen.

„Und nach den Rennen gibt es Feuerwerk, Böllerſchüſſe, bengaliſches Feuer überall — und durch die Schwärmer und die Raketen und durch den Laurentiusfeſtjubel mitten hindurch wanderte ich mit meinem Freunde Beppe nach dem ſchönen Fieſole, um dieſen weihevollen Tag im biſchöflichen Palaſte auf gottgefällige Weiſe zu beſchließen.

„Wir fanden den Hochwürdigen, wie er eben mit ein paar aufgehobenen Kloſteräbten, drei florentiner Dom-

herren und etlichen weltlichen Zechern zu Ehren des heiligen Laurentius lasagne (Nudeln) speiste, ein Fäßchen Landweins anstach und frische Nüsse knackte. Giuseppe und ich mußten sogleich Bescheid thun; man setzte sich an einen runden Tisch zusammen, und es wurde nun eine Art von Trinkerspiel, die römische Passatella, ausgeführt. Ludus erat culpa potare magistra. Dies geschieht folgendermaßen:

„Jedes Mitglied wirft eine Anzahl Finger aus; die Summe wird zusammengerechnet und an der Gesellschaft der Reihe nach ausgezählt; demjenigen, den sie trifft, gehört das erste Glas (la conta). Er wählt nun einen Vicepräsidenten (il sotto), welcher beim Antritt seines Amtes auf Einen Zug beliebig viel trinken darf, und hierauf einen Präsidenten (il padrone), welcher dem alten Magister oder Rex convivii entspricht. Dieser letztere trinkt wieviel er will, wann er will und wie er will.

„Die eigentliche Hauptperson beim Spiele ist nun der obenerwähnte Sotto, sozusagen der Fuchsmajor. Ist nämlich die Regierung auf die beschriebene Weise constituirt, so fordert der Padrone irgendeinen im Kreise zum Trinken, oder vielmehr zunächst dazu auf, sich vom Sotto die Erlaubniß zum Trinken auszubitten (Andate per licenza). Der Betreffende fragt also, schon nach dem Glase greifend, den Sotto: «Darf ich trinken (posso bere)?» Dieser erlaubt es ihm nun vielleicht; zehnmal für einmal aber trinkt er entweder selber, oder er ertheilt das Recht einem beliebigen andern, z. B. dem ihm günstig gewesenen Conta (beva chi c' ha fatto del bene), ja er kann es durch eine scherzhafte Bosheit dahin bringen, daß einer den ganzen Abend niemals

zum Trinken kommt; und gleichwol muß am Ende jeder ſeine Zeche zahlen. Daher entſpringen bei dem leicht auflodernden Volke der Römer ſo häufig heftige Zänkereien aus dieſem Commers, und faſt kein Abend vergeht, daß nicht ein paar Meſſerſtiche wegen einer Paſſatella ausgewechſelt werden.

„Ein paar gute Freunde begegnen ſich unterwegs, bleiben zuſammen, laden ſich gegenſeitig in die Oſterie ein. Es wird getrunken, es wird eine Paſſatella gemacht, ſie gerathen in Streit — und drauf los mit den Meſſern wie die Blinden. Wenn ſie die verfluchte Waffe nicht immer bei ſich hätten, würde es vielleicht Fauſtſchläge und Raufereien ſetzen; aber jeder Römer, ja jede Römerin hat eben immer ein langes und ſtarkes Meſſer in der Taſche, das beim erſten Anlaß aufgemacht und mit bemerkenswerthem Geſchick gehandhabt wird und das, ohne dolchartig geſchliffen noch mit einer das Umklappen verhindernden Feder verſehen zu ſein, nicht aufhört ein gutes Mordinſtrument abzugeben. Von den Blutthaten werden vielleicht vier Fünftel mit einfachen Klappmeſſern vollführt.

„Was bei dieſen Zänkereien auffällt, iſt die blitzartige Schnelligkeit, mit welcher von Worten zu Thätlichkeiten übergegangen wird. Oft bemerkt eine Geſellſchaft von Freunden erſt, daß ſie die Waffen ergriffen hat, nachdem ſie vom Blute geröthet worden ſind.

„Nun, ſolch eine aber unblutige Paſſatella machten ſie denn auch im biſchöflichen Palaſte zu Ehren des heiligen Laurentius, und der Biſchof, ein ungemein dicker, runder, freundlicher Herr, der ſich all ſeiner Paſtoralität für die Dauer des Spiels begab und einfacher Bruder geworden war, konnte ſich immer vor Lachen gar nicht halten,

wenn einer der trinkluſtigen Patres in ſeinen Aſpirationen vom Sotto elubirt und er dafür zum Trinken aufgefordert ward. Als nun die Unterhaltung in vollem Gange war und eine gewiſſe ſchwer zu ſchildernde Heiterkeit ſich aller Gemüther bemächtigt hatte, klopfte Beppe plötzlich ans Glas, erhob ſich und hielt mit komiſcher Gravität folgende Anrede an die Verſammlung:

«Domini Reverendi und Reverendissimi, wir ſind gekommen, um von Euch Aufſchluß über ein erſtaunliches und großes Wunder zu erhalten. Es iſt nicht lange her, ſo hörte mein erlauchter deutſcher Freund hier, Doctor Rudolf Kleinpaul, in unſerer guten Stadt Florenz am Palaſte Ricaſoli eine Perſon, die er für einen Engel hielt, vom Factor einen Fiasco Chianti für Frau Rahel im Paradies verlangen. Sind Eure Eminenzen geneigt, zu glauben, daß ſeine Ohren Wahrheit hörten und der arme Sünder wunderbarlich einen Boten der ſeligen Rahel zu Geſicht bekam, oder war das Ganze ein Blendwerk ſeiner erregten Sinne und Satans Trug und Liſt?»

„Die Pfaffen ſahen erſt den Redner an, dann ſahen ſie ſich untereinander an, dann ſahen ſie den Biſchof von Fieſole an. Dieſer nämlich guckte einen Augenblick tiefſinnig in ſein Glas, dann ſchlug er mit der Fauſt auf den Tiſch und rief: «Florentiner Chianti? Rahel? Ja, meine Kinder, das hat ſeine Richtigkeit. Seht Ihr, droben in Chriſti Garten wird guter Wein getrunken, da wird gewöhnlich Cyperwein durch Maria als Kellnerin geſchenkt, da 'ſolnd die edlen ſelen von minne trunken ſin'. Das ſagt er ſelber an verſchiedenen Stellen des Evangeliums ganz deutlich, und einer meiner Collegen, der hochſelige Biſchof von Karthago, Sanctus Cyprianus,

hat uns darüber eine ſchätzbare Nachricht aufbewahrt. Wart, wart!» Hiermit ſprang er auf, fing an das alte Lied vor ſich hinzuſummen:

Ich weiß mir einen Garten,
Dorinn iſt gut weſen,
Dorinn wachſt Win ſo zarte,
Den wöllen wir ableſen —

und ging in die Bibliothek; endlich kam er mit einem alten ſchweinsledernen Foliobande zurück, in dem er die 598. Seite aufſchlug und las:

Sed quoniam aliquot vini genera habebant: Passum habebat Jesus, Massicum Jonas, Surrentinum Pharao, Pellinum Adam, Gaditanum Moses, Creticum Isaak, Adrianum Aaron, Arbustinum Zachaeus, Arsineum Thecla, Albanum Johannes, Campanum Abel, Signinum Maria, Florentinum Rahel.

«Das heißt mit andern Worten», fuhr er interpretirend fort, «Jeſus — er nahm ſein Käppchen ab — hatte Sect (vinum passum); der Geſetzgeber Moſes Sherry (vinum Gaditanum); Zachäus fand wie Heinrich der Vierte von Frankreich Wohlgefallen am Arbois (vinum Arbustinum); die heilige Mutter Gottes — er nahm wieder ſein Käppchen ab — am Segni (vinum Signinum); er iſt ſehr ſauer; Iſaak begeiſterte ſich an Malvaſier, Abel an Falerner (Creticum, Campanum); Rahel endlich — und hierbei klappte er die Poſtille zu und legte ſie beiſeite — Rahel trank Florentiner.»

«Est, Est, Est!» rief Giuſeppe und klatſchte in die Hände, «da ſieht man doch, was die Gelahrtheit iſt. Jetzt begreife ich erſt, warum der Stellvertreter Gottes im Vatican alle Neujahr ſeinen Schweizern ein Faß Wein verabreicht. Damit ſie auch einmal in 'ons heeren

wijngaerd geweeſt zijn'; ut jucundius et devotius Deo sanctoque Petro inserviant, wie der Mundſchenk Giovacchino ſagt. Aber warum läßt er denn in aller Welt die ſchändliche Traubenfäule zu? Warum müſſen denn unſere Winzer Proceſſionen machen und im Büßerhemde und mit Dornenkronen über Feld und Acker ziehen? Erkläret mir, o Vater Abt, dieſes Räthſel der Wiſſenſchabt!»

«O, mein Sohn», antwortete er, «daran iſt gerade wieder die alte Rahel ſchuld. Du wirſt dich aus der Geneſis erinnern, daß ſie, aus ihres Vaters Hauſe fliehend, die Götter der Fruchtbarkeit ſtahl, und haſt das vielleicht ſogar von Profeſſor Aleſſandro Biggi aus Carrara auf der letzten neapolitaner Kunſtausſtellung in Marmor dargeſtellt geſehn. Verflucht ſei, wer uns den Bacchus entwendet hat! Denn die Götter der Fruchtbarkeit ſind niemand anders als Bacchus und Silen geweſen. Die Weiber brachten noch immer Unglück über die Erde. Das Paradies haben wir verloren; wenn ſie uns auch noch den Wein nehmen, was ſoll aus mir und meinen Diakonen werden?»

„Er hielt einen Augenblick inne, dann erhob er ſein Glas und ſprach: «Bring' dir's, Bacchus, du wahrer Gottesſohn, der für die Menſchen blutet; der wie Chriſtus die Erde erobert hat und nun im Himmel waltet; der mit ſeinem Thyrſus Wölfe, Ketzer und Biſchöfe bezaubert; der nach wie vor den Saft der Traube in ſeinen Becher ausdrückt oder ſeine Schläfe anmuthsvoll mit Weinlaub und mit Epheuranken kränzt!»

«Welchen von ſeinen Bechern reicht er den Seligen?»

«Nicht den Becher der Welt, der ſinneberauſchend uns entzündet und die gottentſtammte Seele in ein dumpfes Vergeſſen einhüllt. Den Becher des Heils, der

irdiſche Täuſchung wegnimmt und den ſchlafenden Gott in unſerm Buſen aufweckt, wie der Weinſtock ſelbſt aus dunkler Winternacht zum Leben auferſteht.»

«Und dieſen Becher», ſo fuhr er ſein Glas noch höher hebend und den Wein beriechend fort, «werde ich jetzt leeren. Ja, ja, meine Brüder, Ihr ſollt wiſſen, es iſt am Uranfange der Welt in Gottes Rath beſchloſſen worden, daß der Biſchof von Fieſole dieſes Glas neuen Chianti trinken ſolle. Proſit!»

«Mitnichten!» rief da auf einmal der ſchadenfrohe Vicepräſident dazwiſchen, «es iſt vielmehr am Uranfang der Welt in Gottes Rath beſchloſſen worden, daß der Domherr von San Lorenzo dieſes Glas neuen Chianti trinken ſolle.» Und trank's auf Einen Zug."

* *
*

Noch bekannter als die Paſſatella iſt ein Hazardſpiel, deſſen Zeuge man geradezu ſtündlich werden kann: die Mora, ein Wort, das vom keltiſchen meur, Finger, abgeleitet wird. Zwei Perſonen ſpielen es (fanno alla mora) folgendermaßen. Alle beide ſtrecken ſtehend die geſchloſſene rechte Fauſt aus; dann ſtrecken ſie zu gleicher Zeit jeder eine Anzahl von Fingern aus und rufen in demſelben Augenblicke eine Zahl, welche die Summe der von beiden Spielern ausgeſtreckten Finger repräſentiren ſoll. Wer richtig räth, hat gewonnen. Zum Beiſpiel, der eine ſtreckt alle fünf Finger aus, der andere zwei Finger; alſo iſt die Summe der ausgeſtreckten Finger ſieben. Wenn nun der eine der beiden Spieler im Augenblick, wo ſie beide gleichzeitig die Hand aufmachen, ſieben ſchreit, bevor er die ausgeſtreckten Finger hat zählen können, ſo hat er gewonnen; wenn es keiner errathen hat,

ſchließt man die Hände wieder; man ſchreit abermals eine Zahl, indem man die Hand öffnet; und das geht ſo fort, bis einer die richtige Nummer getroffen hat. Die alten Aegypter ſpielten daſſelbe Spiel — denn es geht bis in das höchſte Alterthum zurück und iſt auch in China und auf den Südſeeinſeln üblich — ſitzend und mit beiden Händen, was die Schwierigkeit und die Complication des Spiels jedenfalls erheblich ſteigerte, indem ſo ſtatt der Combinationen von nur zehn Ziffern die von zwanzig entſtanden. Zum Beiſpiel, auf einem altaegyptiſchen Grabbild hat der rechts alle fünf Finger der rechten und drei der linken Hand, der links zwei der rechten und drei der linken Hand ausgeſtreckt, die Totalſumme iſt alſo dreizehn, und es hatte gewonnen, wer dreizehn rieth. In der That, was auf den erſten Blick ſo einfach ſcheint, iſt ſehr ſchwer, mit der geringſten Chance von Erfolg auszuführen und erfordert mehr Berechnung und Geſchicklichkeit, als ſich einer träumen läßt, der es nicht ſelbſt verſucht hat. Jeder Spieler muß zunächſt mit ſich ſelber einig ſein, wieviel Finger er zeigen will, dann vermuthen, wieviel ſein Gegner wahrſcheinlicherweiſe darbieten wird: das thut er, indem er deſſen gewöhnliche Spielmanier beobachtet, indem er ſich ins Gedächtniß zurückruft, welche Nummern derſelbe zuletzt ausgeſchrien und wieviel Finger er bei den letzten Gängen präſentirt hat; dann addirt er die Ziffer, die er durch dieſen Calcul erhält, zu der Zahl der Finger, die er ſelber zeigt, und verſucht ſo, die Zahl, die er ausruft, auf eine rationelle Weiſe zu beſtimmen.

Da nun aber dieſes ganze Spiel, das einer ſo weitläufigen Auseinanderſetzung bedarf, in der Wirklichkeit äußerſt ſchnell ausgeführt wird, indem ſich die Hände ſo

raſch öffnen und ſchließen und die Zahlen ſo raſch ausgerufen werden, als man dieſe Bewegungen nur machen und dieſe Worte nur ausſprechen kann (daher die alten Römer dafür den charakteriſtiſchen Ausdruck micare digitis, fingerfunkeln, hatten): ſo muß ein Spieler, um nur irgendeine Chance des Gewinns zu haben, eine blitzartige Faſſungskraft und viel Entſchiedenheit und zu gleicher Zeit ein lebhaftes Auge und einen ſichern Blick beſitzen, um im Moment die Totalſumme der ausgeſtreckten Finger zu ſehen und weder ſeinen eigenen Erfolg unbeachtet hingehen, noch ſich durch einen falſchen Spieler täuſchen zu laſſen; das letztere geſchieht nur allzu leicht, und die alten Römer ſagten daher von einem, deſſen Rechtſchaffenheit über allen Zweifel erhaben war, ſprichwörtlich: man könne mit ihm im Finſtern Mora ſpielen, oder fingerfunkeln (dignus est quicum in tenebris mices. Cic. Off. III, 19, 77).

VI.

Die italieniſchen Todtenbrüderſchaften.

Es ſingen die Prieſter: „Wir tragen die Alten
Nach langem Ermatten und ſpätem Erkalten,
Wir tragen die Jugend, noch eh ſie's gedacht".

Goethe.

1.

O altes heiliges Rom, wo ſind deine 7486 Prieſter hin? Wohin deine langbärtigen Kapuziner in der braunen Kutte mit dem knotigen Geiſelſtrick? Wohin deine gelehrten Dominicaner, die wie weiß- und ſchwarzgefleckte Hunde die Heerde der Gläubigen bewachen? Wohin deine weltklugen Jeſuiten, deine Camaldulenſer, die geprüften Verehrer der Tafelfreuden? Wo ſind deine Proceſſionen, deine purpurtragenden Cardinäle, wo ſteckt dein Papſt? Wo iſt — Rom in Rom? — — Wer weiß, mich umfängt heute ein verruchter Zauber; ein wunderlicher Traum; morgen iſt er verſchwunden, und ich erkenne beim Aufwachen die Stadt Gottes wieder, das neue Jeruſalem, angelehnt an die Trümmer einer untergegangenen Welt!

So möchte etwa ein Schüler der Propaganda ſprechen, der in ſchwarzem Kaftan und gegürtet mit einer rothen Binde ausgezogen wäre nach der Inſel Formoſa, um den

Kannibalen die Lehre von der alleinſeligmachenden Kirche zu verkünden; der dann nach einem langjährigen Aufenthalte in partibus infidelium plötzlich zurückkehrte und ſtaunend den König von Sardinien auf Petri Stuhl erblickte.

In der That iſt es um ſich nicht wiederzuerkennen; wie man ſagt: die Zeit der Chriſtenverfolgungen und der Märtyrer kommt wieder. Die Bekenner der Kirche ſind gewiſſermaßen abermals auf eine kleine Gemeinde zurückgeführt, deren Mitglieder den Spottnamen Caccialepre tragen; ihre Schulen geſchloſſen, ihre Zuſammenkünfte verpönt; die mächtigen Biſchöfe, vor denen ſich einſtmals eine Welt in Ehrfurcht beugte, verſtecken ſich vor ihrer eigenen Unbedeutenheit und müſſen froh ſein, wenn ſie nicht öffentlich geſteinigt werden. Ja ihre Arme, ihre Stützen, die Mönche, die gleich einem ſtehenden Heere die Kirche vertheidigten, die ſich ihrem Dienſte durch ſtrenge Gelübde rückhaltlos geweiht, ſie ſehen ſich ohne Umſtände aus Zelle und Hof getrieben, ihrer Schätze beraubt, des Vaterlandes verwieſen, eine mitleidloſe Polizei reißt ihnen die Kapuze vom Kopfe und gebietet ihnen, ſich nach der Mode anzuziehen; und von dem großen Carneval, welcher nach einem Ausdruck Goethe's das ganze Jahr hindurch in Italien ſpielt, bleibt nichts übrig als etwa die Uniform eines Collegiums, die Maske einer Todtenbrüderſchaft.

Armer Miſſionär! Du ſiehſt noch deine ehemaligen Collegen von der Propaganda Fide, die untermiſcht mit Mohren und Mongolen eine Idee von der babyloniſchen Sprachverwirrung geben. Du ſiehſt noch die Seminariſten, die Findlinge, die Waiſen in ſchwarzem Frack und hohem Hut, die großen voran, die kleinen zuletzt, paar-

weiſe und gemeſſen die ewige Stadt durchſchreiten; du ſiehſt noch die Mädchen mit dem ſchwarzen Kleide und dem weißen Bruſttuch, wie ſie von Nonnen geführt die Alleen des Pincio oder der Villa Borgheſe beleben. Du ſiehſt noch die Zöglinge der Nationalcollegien in ihren Soutanen, die dem galliſchen Leibrock, der caracalla, nachgebildet ſind, die blauen Griechen, die violetten Schotten, die ſchwarzen Irländer, die weißen Engländer, ja deine alten Freunde ſiehſt du noch, die flachshaarigen Jünglinge in ziegelrothem Gewande von dem Collegium Germanicum. Daſſelbe wurde im Jahre 1552 von Loyola geſtiftet und war die erſte aller ähnlichen Anſtalten zu Rom; nach der Urkunde ein Gymnaſium mit einer theologiſchen Facultät, in Wirklichkeit ein klöſterliches Erziehungsinſtitut für deutſche und ungariſche Knaben, welche ſich zu lebenslänglicher Treue gegen die katholiſche Religion verpflichten. Gregor XIII. ſchenkte der Schule den Palaſt S. Apollinare und erweiterte ſie überhaupt ſo, daß man ſie als ſeine Schöpfung anſehen kann, wie denn auch von nun an die große Thätigkeit begann, die bei der Reſtauration des Katholicismus in den Ländern, denen die Zöglinge angehören, ſo ſchwer gewogen hat. Vielleicht gab ihnen dieſer Papſt auch die rothe Uniform zur Erinnerung an die Pariſer Bluthochzeit, die er auf verſchiedene Weiſe gefeiert hat. Sie heißen in Rom Geſottene Krebſe (gamberi cotti) und ſehen vom weitem wie Cardinäle aus, ja ſollen einmal bei einer Belagerung wirklich dafür gehalten worden und verſchont geblieben ſein.

Du ſiehſt ferner noch die Laienbrüderſchaften, geliebter Schüler von der Propaganda Fide; tröſte dich, bei dem allgemeinen Brudermorde ſind auch ſie noch am Leben erhalten worden. Gehe an einem Freitag durch die

Stadt, ſo wird dir ein Mann begegnen in grober Linnenkappe; er hat einen Strick um die Hüften und Sandalen an den nackten Füßen, auf ſeinem Rücken hängt ein Pilgerhut, an ſeiner Schulter ein Querſack, an der Seite ein Paternoſter; ohne ein Wort zu ſprechen, hält er von Laden zu Laden ſeine Büchſe hin. Der ſammelt Almoſen für ſeine Genoſſen ein. Bleibe nur auf den Straßen: am Abend deſſelben Tages biſt du vielleicht der begünſtigte Zeuge eines noch viel merkwürdigern Schauſpiels, denn es ſchreitet dann wol von ungefähr ein Leichenzug vorüber, und vor dem Sarge gehen zu zwei und zwei, barfuß und Gebete murmelnd, bußfertige Männer her. Männer? Fürwahr, ſie gleichen viel mehr nächtlichen Phantasmen, denn ſie ſind von Kopf bis zu Fuß in ein langes rothes Gewand gekleidet, welches oben in eine ſpitze Kapuze ausläuft, einen hermetiſch verſchloſſenen Sack, nur die Augen ſiehſt du durch zwei kleine Löcher blitzen. Die vorderſten tragen in beiden Händen Todtengebeine und einen Menſchenſchädel, dann folgen Kreuze und ein Ordensbanner (stendardo). Wohlan, hier iſt noch ein Stück vom tiefſten Mittelalter, hier haſt du noch etwas wie das Rom der Päpſte; jenes Rom, wo der Cultus des Todes ſo weit getrieben ward, daß man ganze Kapellen mit Arabesken und Roſetten von Menſchengebeinen ſchmückte; wo jedermann Mönch war und ſelbſt die Schuſter und Schneider ihre beſondern Kirchen und Univerſitäten hatten, und wo ſich die Menſchen zuſammenthaten, nicht um miteinander zu ſchmauſen und zu leben, ſondern um ſich gegenſeitig zu begraben und zur letzten Ruheſtätte zu begleiten.

2.

Die Brüderſchaften ſind eine eigenthümliche Erſcheinung des italieniſchen Lebens, ſchon ihres ſeltſamen Ausſehens wegen; denn bei jedem öffentlichen Auftreten ſind ſie durchgängig in einen großen Sack wie der oben beſchriebene gehüllt, nur daß er nicht immer von rother, ſondern bald von weißer, bald von aſchgrauer, bald von gelber, bald von himmelblauer, bald endlich von ſchwarzer Farbe iſt, weshalb ſie alle den Namen Sacconi führen könnten; indeſſen iſt derſelbe nur auf einige unter ihnen, in Rom namentlich auf die Confraternità dei Sacconi di S. Teodoro, beſchränkt geblieben; S. Teodoro iſt Patron der Kranken, daher man alle Donnerstage und Sonntage um 8 Uhr nach der Meſſe an ſeiner Kirche mit ſeinen Reliquien die kranken Kinder ſegnet. In Florenz nennt man ſie in der That ſammt und ſonders Incappati. Die Maske (man ſah eine ſolche auch auf den Geſichtern der Patricier von Nürnberg, die dem Sarge der 1657 verſtorbenen Pfalzgräfin Hedwig folgten) ſoll offenbar die Perſon verſtecken und von dem Individuum nichts als den „Bruder" übriglaſſen, ein namentlich bei den mildthätigen Vereinen bewunderungswürdiger und höchſt edler Zug von Selbſtverleugnung. Eine noch größere Aufmerkſamkeit indeſſen verdient die Beſtimmung dieſer Geſellſchaften, welche durchaus an Tod und Grab geknüpft iſt. Denn wie viele Wohlthaten ſie auch dem Individuum erweiſen, die vornehmſte bleibt doch die, ihm ein chriſtliches Begräbniß zutheil werden zu laſſen, und aus dieſem Grunde könnten ſie wiederum alle Todtenbrüderſchaften heißen. So ſind dieſe Geſellſchaften innerlich und äußerlich wohl geeignet, über die Straßen der großen ita-

lieniſchen Städte einen merkwürdigen Geiſt der Schwermuth zu verbreiten und hier beim hohen Feſt des Lebens die Rolle jenes Skelets zu ſpielen, das die alten Aegypter den verſammelten Gäſten bei der Tafel zeigten.

Wir können unter dieſen Vereinen zwei Hauptklaſſen unterſcheiden, je nachdem ſie zur gemeinſchaftlichen Ausübung der chriſtlichen Pflichten überhaupt, oder ſpeciell der Barmherzigkeit für andere, oder für ſich ſelbſt gegründet ſind. Jene bilden Diener und Werkzeuge der Kirche; dieſe ſozuſagen Kirchen in den Kirchen. Jene entſprechen den vorzugsweiſe ſogenannten Barmherzigen Brüdern, deren Orden 1540 von dem Portugieſen Juan di Dio (Johann von Gott) geſtiftet worden iſt, und welche in Italien Bonfratelli heißen, weil der ebengenannte Heilige mit den Worten: Fate bene fratelli, um Almoſen zu bitten pflegte; in Rom hat er zwei Hospitäler: das Mutterhaus mit 74 Betten auf der Tiberinſel beim Ponte de quattro capi, ein anderes bei S. Giacomo. Dieſe würden ihr Vorbild etwa in den Herrnhutern, der bei uns ſogenannten Brüdergemeine, finden, oder in den Brüdern des gemeinſamen Lebens zu Deventer, welche eine Nachahmung der erſten Chriſtengemeinden ſein wollten. Die einen wie die andern nennen ſich Confraternitates, und wenn ſie ſich wiederum in Zweigbrüderſchaften theilen, Archiconfraternitates, die Erzbrüderſchaften (da die Vorſilbe Erz aus dem griechiſchen und ſpätlateiniſchen archi, italieniſch arci, hervorgegangen iſt; ſie hat ſich bekanntlich ſelbſt in dem Worte Arzt erhalten, das von arch-iater, etwa Erz-arzt, kommt). Von beiden Klaſſen ſei es uns geſtattet hier die intereſſanteſten aufzuführen und zu dem Ende mit den wohlthätigen Vereinen den Anfang zu machen.

Unter diesen mit Recht weitberühmt ist die florentiner Misericordia, welche bereits im Jahre 1244 bei Gelegenheit einer Pest gegründet worden ist und die allgemeine Aufgabe hat, die Kranken zu besuchen und zu pflegen und die in den Straßen Verunglückten aufzulesen und in das Todtenhaus zu schaffen. Sie besteht aus zweiundsiebzig Brüdern (capi di guardia), von denen der Reihe nach sechs als Hauptleute (capitani) und andere sechs als Räthe (consiglieri) vier Monate lang im Dienst sind, und zwar zehn Prälaten oder andern Würdenträgern, zwanzig Priestern, vierzehn Edelleuten und achtundzwanzig Künstlern. Ihnen schließen sich hundertundfünf Gehülfen (giornanti) an, deren funfzehn per Tag (giorno) losweise thätig sind. Endlich gibt es noch eine dritte Klasse von Personen, deren Anzahl nicht bestimmt ist, doch gegen zweihundert zu betragen pflegt, und welche, da sie gewissermaßen nur vorläufig in einer kaufmännischen Strazze vermerkt, aber noch nicht in das Hauptbuch eingetragen sind, Strazzenblätter (stracciafogli), auch wol Freiwillige (bonevoglie) heißen und in der Hoffnung, zu Gehülfen befördert zu werden, jenen in ihrer Arbeit beistehen. Jede dieser drei Klassen rekrutirt sich durchaus nur aus der vorhergehenden, indem die einzelnen Mitglieder je nach dem an den Tag gelegten Eifer allmählich weiterrücken und niemand zum Bruder wird, der nicht vorher Freiwilliger gewesen wäre. So gilt in diesem kleinen Heere, das aus den höhern, aber doch so verschiedenartigen Ständen gebildet ist — wie denn der letzte Großherzog von Toscana, Leopold II., selbst dazu gehörte —, ausschließlich das persönliche Verdienst, sozusagen die Zahl und das Gewicht der guten Werke, die jeder aufzuweisen hat; und wer in die letzte Klasse aufgenommen worden ist, wirft

jedes auszeichnende Merkmal bis auf das der Geſtalt und Schönheit von ſich, um allein noch ſeinen guten Willen als barmherziger Bruder zu bewähren. Denn ſie kleiden ſich in Säcke von ſchwarzer Glanzleinwand, auf dem Rücken einen Pilgerhut, und vielleicht hat ſie mancher Neuling in Italien, höchſt betroffen von der unſäglichen Originalität dieſer ſchwarzen Masken, über den florentiner Domplatz ſchreiten ſehen; hier nämlich, ſchräg gegenüber ihrem ehemaligen Sitze, dem Bigallo, und mit dieſem den Eingang in die Via Calzajuôli bildend, iſt ihr Amt und ihre Kirche. Wenn der Florentiner das Glöcklein der Miſericordia im Dome läuten hört, ſo weiß er, daß ein Menſch verunglückt iſt; aber er weiß auch zugleich, daß liebreiche Brüder von ihm Kunde haben; ſie werden ſchnell wie Engel und leiſe wie die Vorſehung zu ihm eilen und ihn auf ihren Armen dahin tragen, wo ſeine Schmerzen gelindert werden können, oder, ſind ſie vorüber, in den Schos der großen Mutter, in das Grab. Will der Gerettete ſeinem Wohlthäter danken? Er kennt ihn nicht. Will er für ihn im Paradieſe beten? Er hat ihn nie geſehen.

Die florentiner Miſericordia wurde im Jahre 1425 durch Decret der Republik zeitweiſe unterdrückt und ihr Einkommen infolge der Maxime, wonach die Gaſtfreundſchaft jeglichem Liebeswerke vorzuziehen war, zu dem des Vereins für die Pilger und die Findlinge geſchlagen. Noch gegenwärtig beſtehen in den großen Städten Italiens Brüderſchaften, welche die Aufnahme der Pilger (pellegrini) beſorgen, namentlich in Rom, dem Wallfahrtsorte der Chriſtenheit, beſondere für jedwede Nation. Doch die Hauptanſtalt iſt in dieſer Hinſicht die von Philippus Neri, dem humoriſtiſchen Heiligen, im Jahre 1550 gegründete

fraternità della S. S. Trinità de' Pellegrini, welche ein Hospital mit 488 Betten und ein ſo geräumiges Refectorium beſitzt, daß in demſelben 900 Perſonen zu gleicher Zeit geſpeiſt werden können. Die Pilger müſſen, um hier aufgenommen zu werden, in einem über 60 Miglien von Rom entfernten Orte wohnhaft ſein und Zeugniſſe von ihren Biſchöfen oder ihrem Pfarrvicar aufweiſen, daß ſie die Abſicht haben, die heiligen Oerter und die ſogenannten ſieben Baſiliken zu beſuchen. Abgeſehen von den Jubeljahren fanden ſich ſonſt die meiſten Pilger zu Oſtern ein; die Italiener werden an dieſem Feſte drei, die Ueberalpiſchen vier, und die Portugieſen durch eine beſondere von dieſer Nation gemachte Stiftung ſieben Tage in dieſem Hospital unterhalten. In den übrigen Zeiten des Jahres werden die Italiener nur einen Tag, die Ueberalpiſchen zwei und die Portugieſen fünf Tage hier aufgenommen. Die letztern erhalten bei ihrem Abgehen noch überdies einen Zechin, und die Böhmen ebenfalls durch eine beſondere Stiftung einen römiſchen Scudo als Reiſegeld.

Den Tag bis zum Sonnenuntergang verwenden die Pilger zur Andacht in den obengenannten Hauptkirchen. Darauf haben ſie im Oratorium des Hospitals einer Predigt beizuwohnen; dann erfolgt die Fußwaſchung, die den Pilgern von Männern und den Pilgerinnen von Frauen geleiſtet wird. In den heiligen Jahren iſt dieſe Function auch zuweilen von den Päpſten verrichtet worden. Nach derſelben erhalten ſie die Mahlzeit, bei welcher ſie von der Brüderſchaft bedient werden, unter deren Mitgliedern ſich Perſonen vornehmen Standes befinden.

Dagegen gibt es auch in Rom ein der florentiner Miſericordia ſelber ſehr verwandtes Inſtitut (wie man

denn denſelben Namen, Miſericordiella, ſogar in Neapel wiederfindet): die Arciconfraternità di S. Maria della morte, oder, weil dieſer Name zu fürchterlich klingt und zu ihrer Beſtimmung auch die Verehrung des heiligen Sakraments gehört, dell' orazione. Sie wurde im Jahre 1551 zum anſtändigen Begraben derer geſtiftet, die in der Campagna verunglückt, ertrunken oder von einem wüthenden Büffel zertreten und zerfleiſcht worden waren, und erhielt 1575 die kleine Kirche unmittelbar am Tiber, hinter dem Palaſt Farneſe, gerade gegenüber der Villa gleiches Namens. Unter dieſer befindet ſich ein häufig überſchwemmter Friedhof, welcher ähnlich wie die Gruft der Kapuziner auf bizarre Weiſe mit Todtengebeinen ausgelegt iſt, indem dieſelben zu Decorationen aller Art verwendet wurden. Die Niſchen ſind mit Schädeln angefüllt, in deren Mitte gewöhnlich einer mit der Angabe der Todesart auf der Stirne, z. B.: Luigi Leonetti, annegato nel Tevere li 20 Luglio 1856 (ertrunken im Tiber 20. Juli 1856), oder: Lucia Carini, nostra sorella, morta 17 Avrile 1859 (unſere Schweſter, geſtorben 17. April 1859). Am Allerſeelentage, wo dieſe Kapellen mit Kerzen erleuchtet und mit erbaulichen Sprüchen bekleidet werden, ſieht man daſelbſt zahlreiche Beſucher aus der römiſchen Bevölkerung. Von jenen Sprüchen will ich nur einen erwähnen, den des Predigers: Vidi in omnibus vanitatem et afflictionem animi.

Endlich findet ſich noch in Rom der Name Miſericordia, aber für eine Brüderſchaft, welche die Verurtheilten zum Richtplatz zu begleiten und für das Begräbniß der Unglücklichen zu ſorgen hat, deren Vorbild nicht etwa der gute Schächer Dismas, ſondern der weiland von Herodes enthauptete Johannes der Täufer iſt. Die dem heiligen Vorläufer, S. Giovanni decollato, geweihte Kirche iſt die

ihrige, ſein auf einer Schüſſel liegendes Haupt ihr Abzeichen, welches nicht nur an den Pfoſten ihres Hospitals, ſondern auch auf dem Stirnſtück ihres ſchwarzen Sackes nebſt einem ſcharlachrothen Kreuz erſcheint. In Mailand hat ſich nach dieſem Muſter ein ähnlicher Verein gebildet, deſſen Mitglieder ſich weiß kleiden und Confratelli della Consolazione nennen. Die römiſchen Brüder verſammeln ſich am Tage der Hinrichtung in der ebenfalls Johannes dem Täufer gewidmeten Nationalkirche der Florentiner und holen den Delinquenten in dem großen daneben gelegenen Gefängnißgebäude (Carceri nuovi) beim Läuten des Armenſünderglöckleins ab. Ihnen voraus wird ein ſchwarzes, gelbgeſäumtes Banner getragen, worauf ein Todtengerippe mit der Senſe in der einen, der Sanduhr in der andern Hand abgebildet iſt; zu ſeiner Rechten ſchreitet ein Mann mit einem Strick um den Hals, zu ſeiner Linken ein anderer mit einem Todtenkopf in der Hand; ſie ſelbſt gehen, wie gewöhnlich, Paar und Paar, ſie ſind nicht gegürtet, über ihre gefalteten Hände fallen die weiten Aermel der Tunica herab. Die letzten tragen eine Todtenbahre und haben gelbe Wachskerzen; alle ſingen ſie in traurigem Chor das Miſerere — Exequien für einen Lebenden; denn freilich, indem ſie ihn in ihre Mitte nehmen und mit ihm zu dem in der Nähe ihrer eigenen Kirche, zwiſchen dieſer und S. Maria in Cosmedin, auf der Via de' Cerchi aufgerichteten Blutgerüſte ziehen, bilden ſie eine Schranke zwiſchen ihm und der übrigen Welt. Vornehmere Perſonen wurden ſonſt auf einem Wagen dahin gefahren, den ſchwarzgarnirte Ochſen zogen. Iſt der Verbrecher ſchließlich reuig geſtorben, ſo begraben ihn die Brüder in dem Hofe ihres Hospitals; ſonſt wird er irgendwo in einer Kalkgrube verſcharrt.

Die Gefangenen zu beſuchen (visitare i carcerati), iſt das vorletzte unter den ſieben Werken der Barmherzigkeit: daher wird in Rom die Erleichterung auch ihres Schickſals als eine vorzügliche Liebespflicht betrachtet, und zwei Brüderſchaften, von denen die eine den Namen S. Girolamo della Carità, die andere den der Confraternità della Pietà de' Carcerati führt, ſorgen nicht nur für das Seelenheil, ſondern auch für das leibliche Wohl der in dem obenerwähnten Gefängniß ſchmachtenden Verbrecher. Ehemals beſtritt die erſtgenannte ſogar den Unterhalt derſelben aus ihren eigenen Einkünften und nahm ſie in Penſion. An den Sonntagen wird hier von den Brüdern, welche die Weihen empfangen haben, den Gefangenen gepredigt und Religionsunterricht ertheilt, worin ihnen bisher auch die Jeſuiten Beiſtand leiſteten. An denſelben Tagen putzen die barmherzigen Samariter ihren Pflegebefohlenen den Bart, bringen ihre Betten in Ordnung und erzeigen ihnen andere Liebesdienſte, vornehmlich aber den Kranken unter ihnen. Von den die Unterkunft der letztern und die Verpflegung der Gefangenen überhaupt betreffenden Angelegenheiten wird der Generalverſammlung der Brüderſchaft monatlich von einer eigens dazu beſtimmten Deputation Bericht erſtattet. Die andere Confraternität ſchickt täglich einen Geiſtlichen in die Zellen der Verhafteten, um mit ihnen, was ſonſt niemand thut, zu reden und um die ihnen zugetheilte Nahrung hinſichtlich der Quantität und Qualität, namentlich auf die Geſundheit hin zu unterſuchen. Uebrigens beſchäftigt ſich dieſe Brüderſchaft vornehmlich mit der Tilgung der Schulden derer, die wegen ſolcher in den Thurm geworfen worden ſind.

Allgemein wird in den römiſchen Gefängniſſen über

Verſchlechterung der Koſt gegen früher geklagt. Unter dem Papſte bekamen die gemeinſchaftlichen Gefangenen (detenuti di larga) täglich eine gute Schmalzſuppe, 2 Brote (pagnotte) von 18 Unzen und eine halbe Fogliette Wein; die in Einzelhaft Befindlichen (di segréte) eine Brühſuppe, 4 Unzen Fleiſch ohne Knochen und Fett, Salat, anderthalb Pfund Brot und eine Fogliette Wein. Gegenwärtig erhalten die einen wie die andern nichts weiter als eine magere Nudelſuppe, Reis mit Kraut und zwei Pfund Brot, ohne Wein.

3.

Der Brüderſchaften, welche im Gegenſatz zu den vorigen zunächſt für ſich ſelbſt, zu eigener Erbauung und Unterſtützung gegründet worden ſind, gibt es zahlreiche in Rom: ſo die rothen, die weißen, die aſchgrauen Sacconi, die vom heiligen Herzen Jeſu, die von den fünf Wundenmalen (le sacre stimate) des heiligen Franciscus, die von der Kapelle Sancta Sanctorum u. ſ. w. Auch in Florenz ſind ſie noch ſehr verbreitet; ſie haben hier unterirdiſche Oratorien, wo ſie ſich abends verſammeln, um ihre geiſtlichen Uebungen abzuhalten, und die man allgemein buche oder Löcher nennt, z. B. la Buca di S. Girolamo, la Buca di S. Antonio. Vorzugsweiſe aber finden dieſelben ihren Typus in Neapel, wo es nicht weniger als 174 gibt und faſt jeder Mann, jede alleinſtehende Frau Mitglied einer von ihnen iſt, daher vielleicht die Neapolitaner, wie die Araber ihr „yâ achûi", die ſtehende Anrede „o fratello" haben. Dieſe große Menge ſchreibt ſich dort namentlich von dem Wunſche her, ein anſtändiges Begräbniß zu erhalten; denn

wenn die Brüderſchaften ihren Mitgliedern überhaupt alles gewähren, was ſie während ihres Lebens von der Kirche fordern, wenn ſie ihren Bruder in ihrer Kirche taufen, confirmiren, communiciren, verheirathen und ölen, wenn ſie ſeine Adoptivgemeinde in jedem Sinne vorſtellen, ſo beſtatten ſie ihn vor allen Dingen in einer eigenen Niſche und ſchützen ſeine irdiſchen Reſte vor einem unwürdigen und entſetzlichen Wegwurf. Warum aber und auf Grund welcher Einrichtungen, das wollen wir gleich auseinanderſetzen.

Die Adelsfamilien haben erbliche Kapellen in den Kirchen und neuerdings auf dem Campo ſanto, die mit Gold und Marmor und mit Kunſtwerken aller Art geſchmückt ſind. Die Armen werden in dem ſtädtiſchen Leichenwagen nach dem alten Kirchhof gefahren und in eine der 365 Gruben (lat. puticuli) verſenkt, welche dieſes ungeheuere, die Individuen in Maſſe verſchlingende und von keiner perſönlichen Erinnerung belebte Todtenfeld umſchließt.

Hoc miseræ plebi stabat commune sepulcrum.
Hor. sat. I, 8, 10.

In der That iſt dies gleich einer entehrenden Strafe, einer tiefen Erniedrigung; die Unglücklichen, die ihr ganzes Leben lang verachtet wurden, mußten die Schmach ihres Standes ſelbſt noch im Tode büßen. Und dennoch traf ein ſolches Los nicht einmal nur die Allerärmſten; denn es gab zwar auf dem neuen Kirchhof viele einzelne zerſtreute Niſchen, die durch Kauf erworben werden konnten, aber ihr Preis war hoch; denn zuerſt mußten die Leichname begraben werden und die ſieben Palmen Erde koſteten etwa 35 Frs.; nach funfzehn Monaten nahm man

ſie heraus und übertrug ſie in die Niſche, dieſe koſtete an hundert Dukaten; ſchließlich mußte die Niſche einen marmornen Deckel haben, worauf die Inſchrift kam, und dieſer Deckel koſtete der Dukaten vierzig — welcher Familienvater konnte immer dieſe Ausgaben erſchwingen? Und dabei waren noch gar nicht einmal die fabelhaften Summen berechnet, welche die Beſtattungsfeierlichkeiten ſelber mit ſich brachten, die Züge, die Ceremonien, die Särge, die Leichenträger; und doch ſind eben dieſe Feierlichkeiten der große Stolz des Neapolitaners. Um auch hiervon eine Idee zu geben, ſo iſt in Italien zu einem pompöſen Leichenbegängniß nicht nur der Prieſter, ſondern auch ein Zug von Mönchen und außerdem von eben ſolchen Laienbrüderſchaften nöthig, welche alle zuſammen den Todten mit Pomp von dem Trauerhauſe zu der Parochialkirche geleiten. Dieſe nun werden, ſobald ſie fremd ſind, nicht nur in klingender Münze bezahlt, ſondern ſie haben auch Wachskerzen zu bekommen, je dicker um ſo beſſer, und da dieſe einen Theil ihrer Einkünfte bilden, ſo iſt die Zahl derſelben genau geregelt. So erhält jeder Mönch eine Kerze gleich dem Prieſter; jedes Mitglied der beſtellten Laienbrüderſchaft dagegen zwei, der Fackelträger drei, der Bannerträger ebenſo viel, der Hauptmann vier; der letztere brennt natürlich keine einzige davon an, denn er hat das Zeichen ſeiner Würde, einen Stab von Ebenholz mit elfenbeinernem Knopfe, in der Hand und geht damit gravitätiſch hinter dem Sarge her. Den Schluß des Zuges machen in Neapel gewöhnlich die Armen des heiligen Januarius, meiſt alte Dienſtboten, die, weil ſie in der rechten Hand ein ſchwarzes Fähnchen an der Spitze einer Lanze tragen, Lancieri della morte heißen. Dieſe gehen nicht nur vom Trauerhauſe bis zur Kirche, ſondern auch

von dieſer zum Kirchhof mit und erhalten natürlich ebenfalls per Kopf ihre paar Carlin.

Daher alſo unter den Bürgern die Aſſociationen für die Leichenbegängniſſe, daher die gegenſeitigen nicht Lebens-, ſondern Todesverſicherungen. Dieſe nehmen nicht nur die geſammte Trauerfeierlichkeit im großen auf ſich, ſondern ſie bauen auch auf dem Campo ſanto große Katakomben, wo für jeden Bruder ſammt ſeiner Familie eine Niſche exiſtirt; hier wird er gratis und königlich gebettet; die Verwandten haben nur die Thränen zu vergießen. Ja am Allerſeelentage gewähren ſie ihren Mitgliedern noch ein eigenes Schauſpiel, was erſt nur auf Grund einer ſolchen Einrichtung möglich wird. Es ſind nämlich dann die Grüfte jeder Brüderſchaft dem Publikum geöffnet, die Wände mit ſchwarzem Sammt bezogen, Blumen und Weihrauchkeſſel in verſchwenderiſcher Fülle ausgetheilt und die Wohnungen der Todten erleuchtet wie die der Lebenden am Galatage. Zugleich ſtellt man die Skelete der im letzten Jahr verſtorbenen Brüder auf, kleidet ſie aufs beſte, und die Verwandten beſuchen ſie und zeigen ihren Freunden, daß ihre Familie auch noch im Tod auf Ehre hält.

So gibt es nun Brüderſchaften für alle Stände und für alle Klaſſen: für die Beamten, die Kaufleute, wie für die Arbeiter; ja ſelbſt die Edelleute pflegen ſich gegenſeitig zu ſolchen Vereinen zuſammenzuthun, z. B. der ariſtokratiſchen Arciconfraternità di San Ferdinando. Nur die Brüderſchaft der Pellegrini, eine der älteſten, läßt im Geiſte der erſten Kirche Patricier und Plebejer zu, ohne jedwedes Privilegium. Alle ſitzen auf denſelben Bänken, alle ſind in gleiches Gewand gekleidet, alle denſelben Geſetzen unterthan, und der republikaniſche Geiſt

iſt ſo weit getrieben, daß der an der Spitze ſtehende Hauptmann oder Prior ein Jahr unter den Edeln, das Jahr darauf unter den Gemeinen gewählt wird, eine Ordnung, die, ſeitdem Neapel ſteht, noch nicht ein einziges mal unterbrochen worden iſt. Alle Brüderſchaften haben ihre Renten, ihre Rechte, ihre unantaſtbaren Privilegien; um einzutreten, läßt man ſich durch ein Mitglied vorſtellen, worauf man durch geheime Abſtimmung zum Bruder ernannt wird und eine monatliche Abgabe zu entrichten hat.

Bei dieſer Gelegenheit ſei an einen merkwürdigen Proceß erinnert, den einſt die obenerwähnte Brüderſchaft der Pilger mit einem ihrer Mitglieder, einem gewiſſen Peretti, hatte und zwar aus keinem andern Grunde, als weil er ſich von ihr hatte begraben laſſen, ohne daß er geſtorben war. Gedachter Peretti, deſſen Exiſtenz allerdings eine gewiſſe Färbung von jener Abenteuerlichkeit hatte, wie ſie etwa den pariſer „Zigeunern" eignet, ein wahrer Robert Macaire, wohnte nämlich an der Toledoſtraße mit einem ihm befreundeten Schauſpieler zuſammen; dieſer verſchied plötzlich, und die Witwe übertrug jenem die Sorge für das Leichenbegängniß. Nun war zwar Peretti, nicht aber ſein Freund, ein Bruder, und der erſtere, was ihm oft paſſirte, ohne Geld. Was thun? In einem Anfalle von ſeltenem Edelmuth läßt er ſich ſelbſt auf dem Amte der Brüderſchaft für todt anmelden. Dieſelbe ſendet ihren Notar, um den Fall zu conſtatiren; ein Leichnam iſt, wie im arabiſchen Märchen, da, es wird ein reichciſelirter Sarg gebracht, die Brüderſchaft holt den entſchlafenen Bruder mit feierlichem Gepränge ab und trägt ihn in ihre Gruft. Alle Welt beweint den frühen Tod des erfindungsreichen Peretti. Nach ein paar Tagen, wie eben

der Prior auf dem Molo ſpazieren geht, klopft ihm der kaum begrabene Peretti auf die Schulter. Der arme Prior erſchrickt zu Tode, denn es ſcheint ihm ein Geiſt zu ſein; die Brüderſchaft wird zuſammengerufen, um in außerordentlicher Sitzung zu berathen, was von ſolcher Auferſtehung zu halten ſei; es wurde endlich beſchloſſen, Peretti zu verklagen, nicht regelrecht geſtorben und ohne Grund begraben worden zu ſein. Dieſer entgegnete, ein Leichenbegängniß habe ihm doch unbedingt gebührt, er habe es einem Freunde abgetreten und mache nun keinen Anſpruch auf ein zweites. Ich glaube, der Gerichtshof ſprach ihn frei.

4.

Bruder, das uralte Wort, iſt im Italieniſchen ausſchließlich für den Ordensbruder zurückbehalten worden, denn dieſen nennt man Frate, gerade ſo wie eine Ordensſchweſter Suora, während für die wirklichen Brüder und Schweſtern nur die Verkleinerungswörter Fratello und Sorella gelten. Ja im Spaniſchen und Sicilianiſchen hat ſogar der klöſterliche Brudername Fraile den natürlichen ganz verdrängt, denn Bruder und Schweſter heißen daſelbſt Hermano und Hermana, von dem lateiniſchen germanus, d. i. leiblich, echt. Dieſes letztere Wort hat mit unſerm Stammnamen Germanen nichts zu thun, welcher vielmehr „Speermänner" oder aber „Schreier", d. i. ungeſtüm tobende und Schrecken einflößende Krieger bedeuten ſoll.

So gibt uns die Kirche neue Aeltern, nämlich die Prieſter, die „Presbyter" der erſten Chriſten, und neue Väter, oder wie das Mittelalter ſagte: „Pfaffen", welches Wort man ſcherzhaft aus den Anfangsbuchſtaben von Pastor

fidelis animarum fidelium, treuer Hirte treuer Seelen, erklärte, das aber unſtreitig von dem lateiniſchen Papa herzuleiten und mit „Papſt“, dem heiligen Vater, identiſch iſt. Auch das Wort „Abt“ bedeutet einen Vater, da es aus dem ſyriſchen abba, mein Vater, entſtanden iſt: ſo ward dereinſt Antonius der Große, der Begründer des Mönchsweſens, in der Wüſte von ſeinen Einſiedlern, und ſo (abbûna, unſer Vater) wird noch heute das Oberhaupt der abeſſiniſchen Kirche genannt; und ſchließlich begrüßen die Laien auch wieder jeden Mönch mit dem Ehrennamen „Pater“.

Aus der ganzen Welt hat das Chriſtenthum eine große Familie gemacht, deren Vater im Himmel iſt; wir ſind ſeine Kinder, und Brüder unter uns.

Alle Menſchen, gleichgeboren,
Sind ein adliges Geſchlecht.

Wie viel größer und erhabener als ein Kloſter dünkt mir doch das weite Haus der Erde! Unſere Vereine und Bündniſſe löſen ſich und zerſtieben; es bleibt Gottes ewige Menſchenbrüderſchaft.

VII.

Das Findelhaus von Santo Spirito.

Non ignara mali, miseris succurrere disco.
Aeneis I, 630.

„Je ne connais", ſagt Rouſſeau, „rien de si beau, de si profond, de si touchant, de si vrai, que ce vers-là."

1.

In den erſten Jahren des 13. Jahrhunderts warf, wie es heißt, ein römiſcher Fiſcher eines Morgens ſein Netz in den Tiber aus und zog, o Wunder, ſtatt der erwarteten Störe und Alſen drei todte Knäblein herauf, wie vor ihm einmal ein bagdader Fiſcher im Tigris den Leichnam einer jungen Frau gefunden hatte. Er war mit ſeinem Fange nicht zufriedener und haderte mit dem ungerechten Glücke, daß es ihn grauſam um ſeinen kleinen Verdienſt gebracht habe.

Da ſchritt der Papſt vorüber, Innocenz III., der Nachfolger eines Menſchenfiſchers; und wie in dem arabiſchen Märchen der Khalif über die Unordnung in ſeinem Reiche erzürnt war, ſo beklagte er die arme Roma, wo Jammer und Elend ſtark genug wären, die Liebe der Mutter zu ertödten.

Innocenz war ein Vater der Witwen und Waiſen; die traditionelle Armuth der niedern Klaſſen Roms fand

in ihm ſtets einen bereitwilligen Helfer; während einer Hungersnoth ſpeiſte er Achttauſend und beſtimmte, daß alle in St. Peter dargebrachten und die ihm ſelber gewidmeten Geſchenke zur Linderung des Elends verwendet werden ſollten; aber ein bleibendes Denkmal ſollte er ſich auf Veranlaſſung der drei todten Knäblein ſetzen. Denn nach dem Hochamt in den Vatican zurückgekehrt, beſchloß er, zugleich ein Findelhaus und ein Hospital zu gründen, und ſo entſtand die berühmte Anſtalt am rechten Tiberufer, wo nach des Gründers eigenem Ausdruck die Hungernden geſpeiſt, die Nothleidenden gekleidet, die Siechen mit dem Erforderlichen verſehen, die Bedürftigen mit höchſtem Troſt getröſtet werden; ein herrliches Monument der chriſtlichen Barmherzigkeit, und nicht nur das älteſte und reichſte Spital von Rom, ſondern das ſchönſte und größte ganz Europas, des „apoſtoliſchen" Namens würdig; ein frommes Haus (pio luôgo), das zwar eine jährliche Rente von 90000 Scudi und einen Staatszuſchuß von 36000 Scudi und Länder bis hinauf nach Cività vecchia beſitzt, das aber noch außerdem von jedem ſterbenden Römer in ſeinem Teſtament bedacht wird; denn infolge einer alten Verordnung iſt der abfaſſende Notar, ſobald die Erbſchaft mehr als 50 Scudi beträgt, verpflichtet, einen Betrag von wenigſtens fünf Francs für das Heiligengeiſt-Hospital zu fordern. Freilich iſt es, wie Rom ſelbſt, nicht an einem Tage erbaut worden, vielmehr mit den Päpſten großgewachſen und ein verkörpertes Abbild ihrer ganzen Zeit.

Den Kern des ungeheuern Gebäudes in dem alten Borgo, ungefähr eines rechtwinkligen Dreiecks, deſſen Hypotenuſe der Tiber bildet, ſtellt das obenerwähnte Findelhaus dar, welches Innocenz III. unter Leitung des

Marchionne von Arezzo auf der Stelle eines angelſächſiſchen Pilgerhospizes (Schola Saxonum) errichten ließ; noch jetzt erinnert die im rechten Winkel ſtehende Kirche S. Spirito in Saſſia an die Gäſte, die urſprünglich auf dieſer Stelle beherbergt zu werden pflegten. Die nächſte große Erweiterung erfolgte durch Sixtus IV., aus dem Hauſe der Rovere, der Herren von „Steineich", welcher Baum an den Wänden dieſes Hauſes ebenſo oft wie an denen der Sixtiniſchen Kapelle zu ſehen iſt. Der florentiniſche Baumeiſter Baccio Pintelli, der dieſe entwarf, mußte bereits vorher hier einen großen Saal, 564 Palm lang, 55 breit und 60 hoch, mit Raum für eine dreifache Reihe von Betten auf jeder Seite, bauen, den ſogenannten Braccio vecchio; er faßt 326 Betten und bildete urſprünglich nach der Straße zu einen eleganten Porticus, wo Kohlenpfannen für die Armen ſtanden, welche auch die übriggebliebenen Speiſen bekamen. An dieſen ließ wiederum Benedict XIV. von Fuga nach Oſten einen neuen Saal anbauen, Braccio nuôvo, welcher 414 Palm lang, 55 breit und 59 hoch iſt und 287 Betten in ſich ſchließt: hier ſind ſehr paſſend die wunderbaren Heilungen Chriſti gemalt. Derſelbe Papſt bereicherte das Haus mit dem berühmten anatomiſchen Cabinet (teatrino), wo ſich der Muskelkörper aus Papiermaché befindet, den Goethe als einen geſchundenen Halbgott preiſt, und welches zu Pfingſten, am Feſte des Heiligen Geiſtes, geöffnet iſt. Endlich Pius VI., unter dem die Bevölkerung Roms auf 165000 Seelen geſtiegen war, fügte abermals ein neues Gebäude hinzu, das von dem alten durch die Straße geſchieden iſt, im erſten Stock eine Länge von 592 Palm, eine Breite von 74 und eine Höhe von 20, im zweiten eine gleiche Länge, eine Breite von 75 Palm und eine

Höhe von 45, in beiden Raum für 840 Betten hat. Alles in allem beſitzt das Hospital 1616 Betten, ja nahm zu zeiten 2000 Kranke auf.

Die letzte wichtige Erweiterung hat das Inſtitut durch den verſtorbenen Papſt Pius IX. erfahren, welcher in unmittelbarer Nähe, wenn auch bereits außerhalb des Borgo, jenſeit des Thores von S. Spirito, die große Irrenanſtalt in der Lungara errichtete. Wenn hiermit der Kreis der eigentlichen Krankenhäuſer des Hospitals abgeſchloſſen iſt, ſo gehört doch in die weitere Sphäre deſſelben noch eine außerordentliche Zahl von Wirthſchaftsgebäuden, Banken, Schulen und Erziehungshäuſern jeder Art, die bis über die Engelsbrücke hinüber reichen und von denen wir einige noch nachher zu beſprechen haben werden. Die geſammte Adminiſtration iſt in dem unter Gregor XIII., nach Angabe des Ottaviano Maſcherini, erbauten Palaſte neben der Kirche Santo Spirito in Saſſia vereinigt, wo der Comthur des Heiligen-Geiſt-Ordens wohnt, und welcher die Apotheke (spezieria) eine der vorzüglichſten in Rom, ſowie die ſchöne Bibliothek des Arztes Lanciſi in ſich ſchließt. Der letztere hat hier zugleich eine mediciniſch-chirurgiſche Akademie gegründet, deren Mitglieder während der Faſtenzeit fachwiſſenſchaftliche Abhandlungen vorleſen; die beſten erhalten dann Medaillen von Gold und Silber, die mit dem Stempel des Hospitals geprägt werden und auf der Vorderſeite die Anſicht deſſelben mit der Inſchrift: Nosocomium Praemia Studiorum, auf der Rückſeite das Bild eines leichenſecirenden Profeſſors mit den Kernſpruch enthalten: Sexcentos Exsecuit Ut Naturam Scrutaretur. Das Wort Nosocomium (νοσοκομεῖον) wäre das einzige des Alterthums, das etwa dem Begriffe eines Hospitals entſpräche.

Die früheſten öffentlichen Hoſpizien ſollen in Rom unter Einfluß des heiligen Hieronymus von vornehmen Frauen geſtiftet worden ſein; weder die Juden noch die Heiden hatten eine geordnete Krankenpflege, nur bei den Indern beſchäftigte ſich damit die Kaſte der Sudras.

Das iſt alſo das Arcispedale di Santo Spirito in Sassia, deſſen Name an das pariſer Hôtel Dieu erinnert, das aber dieſen vielmehr dem Orden des Heiligen Geiſtes verdankt, unter deſſen Obhut es geſtellt ward. Jener Orden hatte ſich zur Zeit Innocenz' III. in Montpellier gebildet, um die Kranken und namentlich die Waiſen und die Findlinge zu pflegen, ja unter ſeiner Aegide war bereits 1180 ein Findelhaus in Montpellier, 1188 ein anderes zu Marſeille entſtanden. Der gedachte Papſt berief daher den Gründer, Guido von Montpellier, nach Rom und ernannte ihn zum Großmeiſter des neuen Hoſpitals (Magister hospitalis); die Ritter von dem Heiligen Geiſt kleideten ſich wie Weltprieſter und unterſchieden ſich nur durch ein goldenes zwölfſpitziges Doppelkreuz, über dem eine ſilberne Taube ſchwebte, ein an den Mauern tauſendfach angebrachtes Wappen, das ſpäter auch von dem franzöſiſchen Ordre du Saint-Esprit adoptirt und an himmelblauem Bande (cordon bleu) getragen ward. Pius IX. hob 1847 den Orden auf und übergab die Krankenpflege den ſogenannten Ministri degli infermi, welche ein rothes Kreuz auf ſchwarzem Mantel trugen, während die Verwaltung der Einkünfte zeitweiſe bei dem Comthur von Santo Spirito verblieb. Der Kriegsminiſter Graf von Merode endlich ließ an die Stelle jener die blaugekleideten Brüder (Infermieri) treten, welche man noch gegenwärtig ſieht, während die Kapuziner die Seelſorge auf ſich haben. Seit der italieniſchen Occupation iſt auch der letzte Com-

thur, der Commendatore Fioroni, durch eine königliche Commiſſion verdrängt worden, an deren Spitze der einſt verbannte Doctor Pantaleone ſteht. Dieſer führt als erſter Arzt den früher erwähnten Titel Archiatro, welcher zwar im Laufe der Zeit auf die „Aerzte" ſchlechthin übertragen, urſprünglich aber nur dem Hauptleibarzt am kaiſerlichen Hofe gegeben wurde. Unſer heimiſches Wort für Arzt war lâchi; charakteriſtiſch bezeichnen engl. leech, ruſſ. lekar' nur noch den Wundarzt, während ſich für den feinern, innerlichen Arzt das fremde Wort geltend machte.

2.

O Menſch! Wer iſt unter der Sonne gebrechlicher als du? Und wer zählt die vielfachen Leiden, die dein armes Geſchlecht bedrücken? Wie viele Hiobs zeugſt du, was brauchſt du für Lazarethe! Wo ſoll ich hingehen, dein Schickſal zu beweinen, in das Haus der Ausſätzigen, an das Schmerzenslager der Verwundeten, zu den Fieberkranken?

Macies et nova febrium
Terris incubuit cohors —
(Hor. od. 1, 3. 30)

ein Vers, wie gemacht, um ihn über das Thor von Santo Spirito zu ſchreiben; denn Lungenentzündung, die oft geradezu epidemiſche Pneumonie, und Fieber — Fieber, Roms Fluch und Geiſel; Fieber, das wie ein Irrlicht aus dem Boden aufſteigt, wie ein wachſamer Dämon in der Luft ſchwebt, auf jede kleine Unvorſichtigkeit in der täglichen Lebensweiſe lauernd; Fieber, in dem ſich die blühende Jungfrau hülflos ſchüttelt und das die Gebeine des ſtarken Mannes aushöhlt und entnervt; Fieber, das verderbliche

(la perniciosa), — dieſe beiden Krankheiten, neben Magen-darmkatarrh und Bauchfellentzündung die gewöhnlichſten in Rom, werden vorzugsweiſe in unſerem Hospital, die Schwindſüchtigen in der nach dem heiligen Hyacinth benannten Abtheilung, behandelt, während die Hautkranken nach S. Gallicano, die Syphilitiſchen, die ſogenannten Unheilbaren, nach S. Giacomo, die Verwundeten nach S. Maria della Consolazione kommen. Der letztere Name ſchreibt ſich davon her, daß die dortige Madonna dereinſt zu einer Mutter, die um die Errettung ihres unſchuldig zum Galgen verurtheilten Sohnes bat, geſagt haben ſoll: „Vattene, che sei consolata (Gehe fort, du biſt getröſtet)"; und es heißt, es ſei gegründet worden, als ſich noch die Bewohner der Hügel einerſeits und die von Traſtevere andererſeits an Feſttagen über das Forum hinweg mit Steinen bombardirten.

Uebrigens hat das Erzhospital manche Eigenthümlichkeiten, z. B. die Einrichtung, daß an den Wänden zwiſchen den Betten der Kranken gewiſſe Täfelchen mit lithographirten Rubriken aufgehängt werden, auf denen der Zuſtand und die erforderliche Behandlung jedes Individuums bemerkt iſt; daß die Kranken, welche nicht auf halbe Koſt (mezzo vitto) geſetzt ſind und Fleiſch genießen dürfen, auf Grund des Vermächtniſſes eines Arztes auch die von den Römern ſo geliebte und ſo hochgeſchätzte gekochte Cichorie bekommen, während andererſeits das Zutragen von Lebensmitteln von ſeiten der Verwandten aufs ſtrengſte unterſagt iſt — viele halten nämlich einen Biſſen Brot, ein friſches Ei und einen Schluck Wein, die „dramma sermentina", für die beſte Medicin:

Una pillola formentina,
Una dramma sermentina
E la giornata d' una gallina
Fanno una buona medicina —;

daß während des Mahles dreimal in der Woche Orgel gespielt wird; daß die Reconvalescenten nicht beim Heiligen Geist verbleiben, sondern an die heilige Dreifaltigkeit (SS. Trinità) abgeliefert werden, u. s. w. Indessen wir wollen hier nicht eine Beschreibung der ganzen Anstalt versuchen, die wol in vieler Beziehung eine musterhafte zu nennen ist, sondern vielmehr zu dem kleinen Kern zurückkehren, an den alle übrigen Gebäude nach und nach krystallartig angeschossen sind, und der eben deshalb ganz von ihnen überwachsen und verborgen ist. Wir begeben uns zu dem Ende durch den schönen, von doppelten Arcaden umgebenen Säulenhof des Palastes, oder noch besser durch das Hauptportal an der Westseite, auf labyrinthischen Gängen in einen kleinen Hof, und hier stehen wir denn plötzlich vor einer Thüre mit der alten Inschrift: „Infantium expositorum cunabula", officiell auf Griechisch Brefotrofio (βρεφοτροφεῖον), vom Volke Baliatico, das Ammenhaus, genannt. Ehe wir indessen diese merkwürdigen Räume betreten, können wir uns einige Bemerkungen über die Entstehung derselben im allgemeinen nicht versagen.

Im alten Rom gab es noch keine Findelhäuser, und ein brephotropheum findet sich nicht vor der Epoche der christlichen Kaiser, wo „illi quorum patres et matres contra naturae jura sunt desertores" für frei erklärt wurden und das Gesetz den Adoptiveltern verbot, sie als Sklaven zu behalten oder zu verkaufen — ähnlich wie in Spanien alle Findlinge adelig sind und gesetzlich als solche

anerkannt werden, damit nicht etwa ein wirklicher Edelmann ſeiner Praerogative verluſtig gehe; denn, ſagen die Spanier, beſſer, ein bürgerliches Kind adeln, als ein adelig Kind verbürgern. Im alten Rom wurde das neugeborene Kind vor dem Vater niedergelegt; nahm er es nicht auf, ſo pflegte man es vor der Thüre kinderloſer Leute oder an beſuchten Orten, namentlich in der elften Region der Stadt auf dem Kohlmarkte (Forum olitorium), an der ſogenannten Milchſäule (Columna lactaria) auszuſetzen, um Ammen dafür zu finden; gerade ſo ſtand im 6. oder 7. Jahrhundert in Trier vor der Kathedralkirche eine Marmorſchale zur Aufnahme ausgeſetzter Kinder. Zuerſt unter den Kaiſern Valentinian I., Valens und Gratianus wurde die Ausſetzung verboten, dann auf mehreren Concilien eine Maßregel ergriffen, um die Barmherzigen, welche ſolche Findlinge aufnahmen, gegen ſpätere Beläſtigungen der Aeltern ſicherzuſtellen; nach zehn Tagen ſollten die letztern das Recht verlieren, ihre Kinder wiederzufordern. Aber erſt im Jahre 787 gründete der Oberpfarrer Dateo in dem durch ſeine Herzensgüte berühmten Mailand, und zwar in ſeiner eigenen Wohnung, ein Findelhaus, das er mit Anſpielung auf die gaſtliche Beſtimmung deſſelben ſchlechtweg eine Herberge, xenodochio (ξενοδοχεῖον), nannte, und wo die Kinder bis zu ſieben Jahren ernährt, dann in einem Handwerk unterrichtet und entlaſſen wurden. Die zweite Anſtalt dieſer Art ſoll in Novara (Ospizio di S. Michele), die dritte in Padua entſtanden ſein, worauf faſt in allen größern Städten Europas Findelhäuſer eingerichtet wurden. Der Bauart nach das originellſte iſt vielleicht das Spedale degli Innocenti in Florenz, ein wahres Prachtgebäude nach Brunelleschi's Entwurf, mit lauter reizenden Wickelkindern

zwiſchen den Bogen, die von Luca della Robbia aus glaſirtem Thon gearbeitet ſind.

Die Findelhäuſer waren alſo zunächſt durch die Ausſetzung der Kinder veranlaßt worden und wollten den Findlingen, die, wie der Name beſagt, auf der Straße gefunden wurden, das Obdach gewähren, welches ihnen die eigenen Aeltern verſagten, zu welchem ſich etwaige Adoptivältern nicht verſtanden. Dieſer Begriff erhält nun eine weſentliche Modification, ſobald die Kinder direct einem Findelhauſe übergeben werden können. Zu dem Ende exiſtirt eine Drehlade, die allerdings der obenerwähnten Milchſäule und dem Becken vor den Kirchthüren analog iſt, aber, weil ſie eine Verſorgung des Säuglings unbedingt vorausſetzt, eine ganz andere Bedeutung erhält. Es verſchwindet nämlich in dieſem Falle die Idee des Findlings und der Ausſetzung, ja es iſt von hier aus nur ein Schritt bis zu der Kleinkinderbewahranſtalt (σηκός), wohin Plato im fünften Buche ſeiner „Republik" alle geſunden Sproſſen ſeines Staates ſendet. Um dies dem Leſer recht anſchaulich zu machen, wollen wir einmal beſchreiben, wie es bisher in dem römiſchen Findelhauſe gehalten worden iſt.

Links vom Hauptthor des Hospitals ſehen wir in der Mauer einen drehbaren, nach vorn offenen runden Kaſten, auf deſſen Boden ein weiches Kiſſen liegt, die ſogenannte Ruota. Zu dieſer Lade begab ſich zitternd und voll Wehmuth eine arme Mutter aus Rom oder den Sabinerbergen und legte darauf leiſe und verſtohlen ihr neugeborenes Kind. Vielleicht that es auch an ihrer Statt eine Hebamme, die ihr im 7. und 8. Monat ihrer Schwangerſchaft in ihrem Hauſe für fünf Frs. pro Tag in einer ihrer fünf Kammern (scampoletti) ein

Aſyl gegeben hat. Eine halbe Münze von Silber oder Gold oder ſonſt ein Erkennungszeichen hatte ſie ihm vielleicht um den Hals gebunden, damit die Spur ſeines Daſeins nicht ganz verloren ſei in der weiten Welt. Noch einmal betrachtete ſie es und herzte und küßte es vielleicht mit heißen Thränen; dann drehte ſie die Lade um und verſchwand eilig, wie ſie gekommen.

Ohne es zu wollen und zu ahnen, ſetzt der kleine Ankömmling eine ganze Welt zu ſeinem eigenen Dienſte in Bewegung. Durch die Schwere des Wickelkindes wird ein Apparat freigemacht, welcher wie eine Weckuhr zu klingeln anfängt. Nun kommt der Thürſteher brummend und ſchläfrig an und trägt es zum wachthabenden Studenten (caporale degli studenti di guardia). Dieſer ſchneidet zuallererſt mit ſeiner Wundnadel das doppelte Kreuz von Santo Spirito in den rechten Fuß des Kindes und reibt den Schnitt mit einer Galläpfelſalbe ein, um ihn unauslöſchlich für die ganze Lebenszeit zu machen. Dann nimmt er über Tag und Stunde der Einlieferung, die beigegebenen Windeln und Werthſachen, endlich über die Perſönlichkeit des Individuums ſelber ein Protokoll auf und läßt es nun durch einen Krankenwärter zum Ammenhauſe (baliatico) tragen. An dieſem, das für fremde Menſchen durchaus unzugänglich iſt, befindet ſich eine zweite Drehlade, zu welcher man durch eine verſchloſſene Thür gelangt; auf dieſe Drehlade ſetzt der Wärter das Kind nebſt den erforderlichen Documenten in einer kleinen Wanne, worauf es von der Priorin und der Hauptamme (capobalia) in Empfang genommen wird, um zunächſt, falls kein pfarrliches Taufzeugniß vorhanden, bedingungsweiſe die Taufe zu erhalten.

In dem Ammenhauſe befinden ſich drei Säle mit

50 Betten, neben jedem Bett zwei Wiegen, und im ganzen etwa 40 Ammen, die gewöhnlich je zwei, mitunter auch drei Kinder säugen und unter Aufsicht von drei Barmherzigen Schwestern stehen. Sie haben außer Kleidung und Nahrung einen monatlichen Gehalt von 16 Frs., welcher mit dem Alter der Säuglinge steigt, essen in einem großen Speisesaal zusammen und werden sehr gut unterhalten, bekommen zum Beispiel täglich einen Liter Frascatiner Wein. Freilich werden jährlich in Rom durchschnittlich 834 Kinder ausgesetzt, und die Zahl der Ammen würde daher durchaus nicht genügen, vielmehr die oft gehörte Klage, daß die Kinder hier aus Mangel an gehöriger Nahrung sterben und, wie es bei uns heißt, „zu Engeln gemacht werden", begründet sein; aber nur die kranken und schwächlichen Kinder bleiben im Hospital zurück, die gesunden werden dagegen Ammen in der Stadt oder auf dem Lande übergeben. Die Bauern adoptiren dann die männlichen Kinder häufig, ja wenden ihnen (parentes facit amor, non necessitas!) oft eine zärtlichere Liebe als ihren Söhnen zu, während sie die weiblichen gern mit den letztern zu verheirathen suchen. Wer nämlich einen Findling an Kindesstatt annimmt und sich zu seiner Unterhaltung verpflichtet, erhält vom Hospital eine Prämie, für die Mädchen noch dazu eine Mitgift von 100 Scudi oder, was dasselbe ist, 25 Maringhi (die nach der Schlacht von Marengo geprägten Napoleons).

Zum Beispiel, ein sogenannter Borghettano holt sich, wenn seine Frau niedergekommen ist, ein Mädchen in Santo Spirito. Nun läßt er das von seiner Frau mit aufziehen und bezieht den monatlichen Gehalt. Späterhin läßt er seinen Sohn das Mädchen heirathen und

ſchluckt ſo auch noch die Mitgift. Scarpe grosse, cervello fino.

Sind die Knaben entwöhnt und nicht adoptirt, ſo kommen ſie in Waiſenhäuſer, zu Handwerkern oder Bauern, namentlich aber in die ſchöne Vigna pia, vor Porta Porteſe am rechten Tiberufer, jenes weiße, einen Hügel krönende Haus, welches weithin ſichtbar eine Art von Ackerbaucolonie des Hospitals iſt; und wer jemals zu dem Schloſſe Magliana oder zu dem heiligen Hain der Arvalenbrüder hinausgefahren iſt, der hat vielleicht an einem Sonntag die blauuniformirte Schar dieſer kleinen Ackerbrüder mit einem Prieſter am Ufer des Tiber ſitzen und ſtill nach der Baſilika von St. Paul hinüberblicken ſehn. Infantes exposti! Bastardelli! Trovatelli! Dachten ſie vielleicht einmal daran, daß hier dereinſt an dieſem ſelben Ufer ihre Ahnherren Romulus und Remus, Baſtarde gleich ihnen, ausgeſetzt und in einem Gefäß den Wellen des Tiber übergeben wurden? Dachten ſie daran, daß auch ſie noch die Wölfin ſäugte, wie die Zwillinge der Rhea Silvia? Daß ſie jetzt abermals bei einem Hirten in der Pflege waren, wie jene bei Fauſtulus und Acca Larentia? Ja daß eben dieſe Acca Larentia die Mutter der arvaliſchen Brüder war, mit denen ſie hier zufällig auf demſelben Felde zuſammenwohnen? Dachten ſie daran? Wer weiß? Wunderbar und märchenhaft ſind die Führungen der römiſchen Geſchichte, und ſo gar klein iſt die Brücke von einem armen Findling bis zum Gründer Roms!

Die Mädchen dagegen, welche dem Hospital wieder überantwortet werden, kommen in das hinter der Kirche gelegene Auguſtinerinnenkloſter oder Conſervatorium (Puellarum Parthenon), das urſprünglich den Nonnen

von S. Thekla angehörte. Hier werden ſie in weiblichen Arbeiten unterrichtet, bis ſie entweder heirathen oder den Kloſterſtand erwählen und hier ſelber Lehrerinnen werden; es beherbergt ungefähr 550 Kinder, mit einem jährlichen Zuwachs von 29; von dieſen wurden jährlich verheirathet etwa 14. In dem Conſervatorium wird die Wäſche für das ganze Hospital gewaſchen, werden die Windeln für das Ammenhaus und die Linnen für das Hospital gemacht; es bildet daher ein nützliches Glied in dem großen Körper von Santo Spirito, iſt zugleich Zweck und Mittel in dieſer merkwürdigen Welt.

Einer Welt fürwahr! Ein paar Schritte weiter, bei dem eleganten Pumpenhaus im Hofe vorbei, und wir ſtehen hart am Tiber, vor der Leichenkammer (camera mortuaria), wo die im Hospital den Tag über Geſtorbenen ihrer letzten Reiſe harren. So ſcheint denn hier ein Austauſch zwiſchen Tod und Leben ſtattzufinden: eine Generation, alt und unnütz, wird hinaus- und eine neue, friſche dafür hineingetragen. Die beiden Züge begegnen ſich auf ihrem Wege. Ja oft genug mag es vorkommen, daß hier endet, wer dort begann.

So iſt das Leben. Wir werden Findlinge geboren, ohne unſern Willen gerufen zu einem fremden Daſein und hülfebedürftig gleich wie ſie; unſer Ammenhaus iſt die Erde, unſer Conſervatorium der Staat; endlich ſind wir großgewachſen: dann rühren wir uns eine Weile und unterſtützen unſererſeits die Schwachen und die Kranken, ſpeiſen die Hungrigen und erziehen die Jugend. Aber ſchon geht es wieder abwärts, und abermals tauſchen wir die Rolle und ergreifen krank und alt die Hand des barmherzigen Bruders, ſo ſchnell wiederfordernd, was wir kaum geleiſtet, ja was wir kaum empfangen.

Si nasce — ſagt das Sprichwort — caldi, e si muore freddi.

Wie ſchön ſchwebt über dem ungeheuern Hospital der Geiſt der Caritas!

3.

Die Dichter erzählen uns, daß, als Zeus in einer Grotte des Berges Dikte auf Kreta geboren worden war, die Nymphen Adraſtea und Ida das göttliche Kind pflegten und mit der Milch der Ziege Amalthea nährten; Bienen trugen ihm Honig aus dem Gebirge zu, und die rüſtigen Kureten führten vor der Höhle lärmende Waffentänze auf, damit der grauſame Kronos ſeine Stimme nicht vernähme. Amalthea, die Ziege, wurde vom Zeus zum Lohn für ihre Dienſte unter die Geſtirne verſetzt, und ihr Horn galt fortan als ein Symbol von ſtrömender Segensfülle — hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.

Es iſt mir bei dieſer Sage immer die hübſche Epiſode aus Manzoni's „Verlobten" eingefallen, wo der Seidenweber Renzo zur Zeit der mailänder Peſt im Jahre 1630 das große Lazareth durchwandert, um ſeine Lucia aufzuſuchen; wie er da plötzlich in dem allgemeinen Tumult und Wehgeſchrei ein ſonderbares Gemiſch von winſelnden und meckernden Stimmen unterſcheidet, die hinter einem loſen Bretterverſchlag zu hören ſind; er guckt durch eine Spalte hinein und erblickt mit Verwunderung eine Art von Findelhaus, wo auf Matratzen, Kiſſen, Betttüchern, ausgebreiteten Decken kleine Kinder ringsumher zerſtreut, Ammen und Wärterinnen um ſie beſchäftigt, aber, was das Eigenthümlichſte, wirkliche Ziegen zugleich mit ihnen

angestellt und wie Adjutanten behülflich sind. Fest und gerade steht die eine über einem Säugling und reicht ihm ihre Zitze; wie mit mütterlichem Gefühl begabt, läuft eine andere zu dem kläglich schreienden, stellt sich zu ihm, möchte es ihm bequem machen, meckert und müht sich ab, als brauchten sie alle beide Beistand; eine dritte sucht eben begierig in einem Häuflein grünen Grases umher, als eine Frau ein Kind an ihr Euter legt, das unerfahrene Thier bald liebkosend, bald scheltend, um es zu dem neuen Dienste zu bewegen; eine vierte tritt ein Kind mit dem Hinterbeine, während sie ein anderes mit großer Behutsamkeit und scheinbarer Liebe säugte; eine Amme nimmt von der ausgesogenen Brust ein weinendes Knäblein ab und trägt es betrübt zu einer Ziege, die ihre Stelle vertreten soll; die freut sich und küßt das Kind, das an ihrer Brust entschlummert; die reicht die ihrige dem fremden Kind zum Himmel blickend, vielleicht des eigenen gedenkend, das an dieser Stelle vor Augenblicken starb — und was dergleichen rührende und seltsam anmuthende Scenen mehr.

Aber dieselbe alte Sage kann uns auch in Santo Spirito einfallen, weil wirklich noch heute im römischen wie im florentiner Findelhause Ziegenmilch nicht selten statt der Muttermilch in Anwendung kommt. Die Kinder, welche eine syphilitische Disposition von ihren Müttern mitbringen, läßt man an einem Schwamme saugen, der brustförmig zugeschnitten, mit feinem Batist bedeckt und am Halse einer Flasche voll Ziegenmilch angebracht wird. Noch immer nähren die römischen Nymphen ihre Zeuskinder mit der Milch der Amalthea — Zeuskinder, sind es keine? Hat Petrus, hat der römische Papst nicht eine gewisse Aehnlichkeit mit einem solchen klug versteckten, von

ſeinem heidniſchen Vater ſchier verfolgten, aber dann groß gewordenen, armen jungen Zeus?

Ein Kind des Kronos war das Chriſtenthum in einer Höhle geboren worden, und nach Italien gekommen ſäugte es die römiſche Wölfin, bis es groß wuchs. Wäre dieſer Findling nicht zufällig nach Rom verſchlagen und hier zum Biſchof ausgerufen worden, er hätte es nicht weiter gebracht als irgendein Judenkind. Die Kirche, wie wir ſie als eine Weltmacht über die Länder ausgebreitet ſehen, iſt nicht Chriſti, ſondern Petri Schöpfung, ſie iſt keine nazarener, ſondern eine römiſch-katholiſche. Der ſeltene Stern einer religiöſen Sekte leitete ſie zu dem bereits wankenden Throne des damaligen Herrn der Welt, den ſie unvermerkt in einen Biſchofsſtuhl zu verwandeln und, wunderbar genug, mit einem noch höhern Preſtige ſelbſt einzunehmen wußte; auf dem ſie Chriſtus und ſeine barfüßig wandelnden Apoſtel wahrſcheinlich mit tiefem Staunen ſitzen geſehen hätten. Durch Roms Vermittelung war, wie die tiburtiniſche Sibylle prophezeite, der arme Fiſcher von Galiläa zu Auguſtus' Nachfolger geworden. Nun baut der mächtige Zeus ſeinerſeits der Welt ein Findelhaus und ſchenkt ſeinen Wohlthäterinnen das abgebrochene Horn der Amalthea. Wird er endlich ſelber altern und ſchwach und krank Einlaß in das eigene Hospital begehren? Wer weiß es? Nur die Götter bleiben ſtet.

VIII.

Betten der Todten von ſonſt und jetzt.

Und laß dir rathen, habe
Die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne;
Komm, folge mir ins dunkle Reich hinab!
Goethe.

1.

Tod iſt unſer Körper; Leben der Geiſt, der ihn beſeelt. Aus ewigen Himmeln verſchlagen auf die Erde, liegen wir wie Lebendige im Grabe, ſchmachten wir gleich Sklaven im ſchweren Kerker der Sinne und der Stoffe. In dieſem Kerker gedenken wir der alten Freiheit und der einſt genoſſenen Seligkeiten; aus ihm hoffen wir unſerer Feſſeln ledig wieder zu entfliehen; Sehnſucht nach einem reinern Daſein iſt die einzige Frucht des Daſeins. Darum die griechiſchen Weltweiſen die Verbindung des Leibes und der Seele eine Marter nannten; ja der höchſte unter ihnen wußte für dieſe Qual kein treffenderes Bild als die, welche die etruskiſchen Seeräuber an ihren Gefangenen verübt haben ſollen: ſie banden ſie Geſicht auf Geſicht mit Leichen zuſammen und ließen ſie ſo ſterben.

Mich dünkt, die Römer ſind dem Beiſpiele der alten Seeräuber gefolgt, als ſie im Jahre 1837 ihren Friedhof

auf dem veraner Feld anlegten. Denn hier haben sie zwar nicht Lebendige, aber Leichen auf Leichname gehäuft und Gesicht auf Gesicht zusammengebunden; sintemal derselbe mitten in die Katakomben des heiligen Laurentius und der heiligen Cyriaka hineingeschnitten ist und dicht neben der ehrwürdigen Basilika liegt, welche Konstantin der Große über dem Grabe jener Märtyrer erbaute; die Katakomben sind zum Theil weggerissen worden, um Raum für den neuen Gottesacker zu gewinnen, und noch bemerkt man an der Nordseite gleich klaffenden Wunden die zerstörten Nischen, an welche sich unmittelbar die Grabmäler von neuestem Datum lehnen. Der unersättliche Boden verschlingt also die Generationen aller Zeiten und den jüngsten Deputirten so gut wie den Blutzeugen der ältesten Christenheit, ja wie den Protomartyr und Protodiakonus des Westens, der als solcher beständig mit dem heiligen Stephanus zusammengestellt zu werden pflegt. Ihr Staub vermengt sich zu einer unterschiedslosen Masse, und der Friedhof erscheint ebenso unbegrenzt im Raume wie ewig und fast ohne Anfang in der Zeit.

Dergleichen Wandlungen sind nun allerdings in Italien und in Rom nichts Unerhörtes, wo die Gegenwart mit den Schätzen der Vergangenheit auf die unbefangenste Weise schaltet und ein mal über das andere ein Denkmal zu einer Festung, eine Grabkammer zu einem Stall, einen Sarkophag zu einem Brunnenbecken, eine Rennbahn zu einer Begräbnißstätte macht. Hier wurde es kein Circus maximus, sondern eine Katakombe, ein alter Friedhof; wie wenig ist dieser Platz seiner ursprünglichen Bestimmung entwendet worden!

Noch mehr: der neue Friedhof ist selbst eine Katakombe, das heißt, er entspricht auf das genaueste nicht nur

dem in nächſter Nähe gelegenen, ſondern auch jedem andern Coemeterium in der römiſchen Campagna ſo genau, daß man beinahe nicht einſieht, warum ſie die alte Katakombe eingeriſſen und die Todten nicht lieber gleich in die vorhandenen Niſchen gebettet haben, um ſie in der That und in der Wahrheit Geſicht auf Geſicht mit bleichen Gerippen zuſammenzubinden und den obigen Vergleich noch ſchlagender zu machen. Ich glaube, man kann ſich keine beſſere Vorſtellung von jenen merkwürdigen Stätten in ihrem urſprünglichen Zuſtande verſchaffen, als wenn man eine Wallfahrt nach San Lorenzo unternimmt; denn wie ſehen Katakomben aus?

Ein geheimnißvoller Schauer pflegt bei dieſem Worte den Fremden zu überlaufen. Dieſe dunkeln Grabkammern, angefüllt mit tauſend langſam modernden Gebeinen unterhalb der Erde; dieſe labyrinthiſch verſchlungenen Gänge, wo ſchon ſo oft das Licht verloſchen und der Faden zerriſſen, ein unheimlicher Tod in Ausſicht geweſen iſt; dieſe vom Blute der Märtyrer durchtränkten Steine, dieſe Sargaltäre, dieſe myſtiſchen Embleme — wie manchem hat ſchon bei dem bloßen Leſen das Herz geklopft! Nun daß dies alles und noch mehr darin zu finden iſt, und daß überhaupt die römiſchen Katakomben einen tiefen und unauslöſchlichen Eindruck auf das Gemüth zu machen fähig ſind, ſoll nicht geleugnet werden. Nur erlaube man mir, es gerade herauszuſagen: im ganzen macht ſich, wer ſie nicht ſelbſt und wiederholt geſehen hat, eine ganz falſche Vorſtellung davon; falſch einmal inſofern, als er für das Weſentliche daran die Anlage unter der Erde nimmt, während doch nur die eigentlichen Grüfte unterirdiſch waren, dieſe aber ſozuſagen nur einen Reſt des geſammten Baues darſtellen; falſch nicht minder darin,

daß er die Katakomben als etwas ſpecifiſch Chriſtliches und ſpecifiſch Altchriſtliches betrachtet, während ſie doch vielmehr aus der allgemeinen Landesſitte hervorgegangen ſind und eben darum noch im heutigen Italien durchgängig angewendet werden. Dies recht anſchaulich zu machen, will ich einmal verſuchen, den Zuſammenhang der Katakomben mit den römiſchen Grabanlagen überhaupt zu zeigen, und dabei an die freundliche Bedeutung dieſer Ausdrücke, nämlich die von Ruhe- oder Schlummerſtätten, anknüpfen.

2.

O Campagna! Feld voll Beine, Gottes Acker, aller Chriſten Friedhof, Ruhe Roms! Deinen Buſen erſchließe mir und thue die Kammern vor meinen Augen auf, wo deine Gäſte ſchlummern. O Rieſenherberge! O Saal voll tauſend Betten! — Fremdling, rede leiſe — ſtöre die Schläfer nicht — im Schos der grünen Erde, auf hartem Felſenlager ruhen ſie ſanft und kühl!

Horaz, der lange genug geſpielt hat, legt ſich ermüdet in das Gras und ſchlummert, ein Kind nicht ohne Götter, auf den ſonnigen Halden ſeines Geiersberges. Die bunte Wieſe iſt ſein Pfühl, eine Hand voll Laub ſein Kiſſen, und Tauben breiten ihre Flügel ſchützend über das unſchuldige Haupt. Iſt er nicht beneidenswerth gebettet? Gebettet auf der Erde, dem großen Bette aller Menſchen.

Aber Polyphem, der raffinirte Cyklope, war nicht damit zufrieden; von ihm erzählt uns Homer, daß er nahe beim Meere eine große, von Lorberbäumen beſchattete Höhle hatte, wo er ſammt ſeinen Schafen und

Ziegen die Nacht über ſchlief, und noch jetzt ſieht ſich vielleicht mancher die „Grotta di Polifemo“ und die „Scogli de' Ciclopi“ bei Aci reale an. Reißender Löwen Schlupfwinkel und Brutſtätte war ſie einſt geweſen; nun hauſt er hier und verſchließt ſie mit einem Steine, ein neuer Löwe, der Ulyſſes' Gefährten hinterſchlingt: er hat ſich ſein Bette nicht gemacht, er hat's gefunden.

Ulyſſes dagegen hatte ſich wirklich eins gemacht und auf eine ſehr erfinderiſche Weiſe. Den noch in der Erde wurzelnden Stamm eines Oelbaums hatte er bis auf wenige Fuß von der Erde gekappt, denſelben glatt behauen und in ihn die das Bettgeſtell bildenden Breter derartig eingefügt, daß der Stamm den Fuß der Bettſtelle am Kopfende bildete, das Bettgeſtell mithin unbeweglich war. Mit Gurten hatte er hierauf den Bettkaſten überſpannt, wobei Schliemann, der das Bett gewiß noch auffinden wird, entſcheiden mag, ob dieſe Gurten, wie bei unſern Bettſtellen, auf einen beweglichen Rahmen geſpannt, den Boden des Bettkaſtens bildeten, oder ob ſie über den obern Rand des letztern gegürtet waren. Jedenfalls war das Ganze unverrückbar, und eben darauf beruhte die Liſt der Penelope, welche, um den unbekannten Prätendenten zu verſuchen, ſo that, als wolle ſie ihm das Bett außerhalb des Gemaches aufrichten laſſen — ein von Ulyſſes ſofort zurückgewieſenes Anſinnen (Odyſſee XXIII, 176 fg.).

Auf dieſes unbewegliche und noch im Boden wurzelnde Ehebett der Penelope wollen wir nun das ebenfalls berühmte und unter den Miniaturen des vaticaniſchen Virgil befindliche der Dido folgen laſſen, inſofern daſſelbe abermals eine Stufe höher ſteht. Nämlich auf derjenigen, welcher faſt alle unſere Betten bis auf den heutigen Tag

angehören: es iſt eine wirkliche, freie, tragbare Ruheſtätte, die von der unglücklichen Königin auf den Scheiterhaufen geſetzt und hier in ſelbſtmörderiſcher Abſicht beſtiegen werden kann —

sic, sic juvat ire sub umbras.

Das, worum ſich gewiſſermaßen das ganze Haus gruppirt, wie ſein Gehäuſe gruppirt, wandert alſo beliebig von einem Raum und von einem Stock zum andern, wenn es auch für gewöhnlich, wie billig, die Mitte des Geſammtcomplexes einnimmt und wie bei den alten Römern im Atrium, der Thür gegenüber ſteht; hier ſitzt wie auf ihrem Thron die edle Hausfrau und läßt, umgeben von ihren Kindern und Dienerinnen, mit kunſtgeübter Hand das Weberſchiffchen durch die aufgezogene Kette ſchießen. Heilig iſt dieſer Thron; die Bilder der Verſtorbenen, die Penaten des Hauſes ſehen ſegnend auf ihn herab; und daneben ſteigt vom Herde der Weihrauch für die wohlthuenden Laren auf.

Verfolgen wir einmal, während der Scheiterhaufen der ſchönen Dido ſammt ihrem Bett in Flammen aufgeht, den abtrünnigen Aeneas, der unbarmherzig über die blaue Flut dem gelobten Lande zuſteuert. Sein Schiff zeigt uns nämlich eine fünfte Art von Betten, die ſich wiederum aus der vorhergehenden entwickelt, und die ſich nicht nur in allen Schiffen bis auf unſere Zeit, ſondern auch in den Wohnungen ſeefahrender Völker, z. B. in niederdeutſchen und holländiſchen Bauerhäuſern, erhalten hat. Da befinden ſich nämlich die Schlafſtellen nicht wie die übrigen Mobilien im Zimmer, ſondern in den Stubenwänden der Länge entlang, oft mehrere übereinander, ſodaß ſie ſcheinbar gar keinen Raum einnehmen und man ſich nicht darauflegt wie auf Tiſche, ſondern

in sie hineinsteigt wie in Schränke. Sie können mit einem Deckel zugeschoben und auf diese Weise dem Blicke ganz entzogen werden. Hier ist also das Bett nicht nur vom Boden abgelöst, sondern gewissermaßen gänzlich aus dem Hause verschwunden und nichts davon übriggeblieben als eine Koje (caverna).

Diese fünf deutlich unterschiedenen Betten bilden auf eine überraschende Weise sämmtliche Methoden der Todtenbestattung vor.

Das Kind, das sich ins Gras legt, ist der Mensch, der begraben und mit Rasen zugedeckt wird. Die Höhle des Polyphem entspricht der Gruft, und das Ehebett des Ulysses dem aus lebendigem Gestein gehauenen Sarg darin. In dem beweglichen und die Mitte des Hauses einnehmenden Hochzeitsbett erkennen wir den Sarkophag, der in dem Grabmal steht und über dem sich bei großen Königen ein Mausoleum aufthürmt. Wird endlich der Sarg nicht frei geschnitzt, sondern gleichsam aus der Wand herausgeholt und darin gespart, sodaß er nicht nur am Boden, sondern an fünf Seiten von der Erde festgehalten und umklammert wird, so haben wir die Schlafschränke der Kajüten und der niederländischen Bauerhäuser.

Ein Beispiel für den ersten Fall ist jeder gewöhnliche Grabhügel; eins für den zweiten das Heilige Grab in Jerusalem; eins für den dritten das sogenannte Grabmal der Horatier und Curiatier bei Albano; eins für den vierten die Engelsburg, die ursprünglich den Sarkophag des Kaisers Hadrian umschloß; eins für den fünften eine altchristliche Katakombe, wo es gewissermaßen nur darauf ankommt, möglichst viel Wand, um möglichst viel Raum herauszuschlagen.

In einen körnigen Tuff ſind ſtollenartige Grubenbaue hineingetrieben und in deren Seiten viereckige Niſchen eingetieft, reihenweiſe übereinander, bald für Erwachſene, bald für Kinder, gleich den leeren Fächern eines Bücherbretes: dieſe vertieften Niſchen heißen die Särge (Loculi). In ſie wurde der in ein Leichentuch eingewickelte, oft auch einbalſamirte Todte mit über der Bruſt gekreuzten Armen hineingelegt, das Geſicht dem Morgen zugewandt, vielleicht irgend ein kleiner Lieblingsgegenſtand: ein Ring, eine Spange, ein Spiegel, ein Glöckchen, und die Zeichen des Altarſakraments dazu; und dann der Behälter mit einer Platte aus Marmor oder aus drei großen Backſteinen verſchloſſen. Requiescat in pace, ſo hieß es nun, und in Blenden oder an Ketten brannten irdene Lampen, gleich den in indiſchen und griechiſchen Grabmälern aufgefundenen Phallen tröſtende Zeichen der Wiedergeburt. Gar manchem Eutychius und mancher Irene war für das Unterhalten einer ſolchen Grablampe von ihrem Herrn im Teſtament die Freiheit verſprochen worden. Außerdem fand, wer dieſe Galerien mit aufmerkſamem Auge durchwanderte, in und neben den Gräbern: Phiolen mit rothem Wein angefüllt, dem Wein des heiligen Abendmahls, deſſen Bodenſatz kirchlich für Märtyrerblut gehalten wird; Oelgefäße auf Säulenſtümpfen, das heilige Oel zu ſammeln, welches man an den Feſten der Märtyrer auf deren Behältniß goß und als ein heilkräftiges und myſtiſches Mittel betrachtete; vor allen Dingen eine unglaubliche Menge von ſymboliſchen Bildern und Figuren, die gleich dunkeln Hieroglyphen auf ein fernes und erſehntes Jenſeits weiſen und uns mehr als etwas in der Welt den eigenthümlichen, abſtracten und entſagenden Geiſt des Chriſtenthums erſchließen.

Nun aber reißt plötzlich das vielverschlungene Netz der Nischen; die Wand wird wieder zur Wand, und wir stehen in einem weiten Raume von sieben bis acht Quadratfuß, viereckig, sechseckig oder rund, wie eine primitive Kapelle anzuschauen. Es ist ein sogenanntes Cubiculum, das heißt eine Schlafkammer, und hier kehrt also die vierte und bekanntere Form der Todtenbetten wieder. An der Hinterwand, der Thüre gegenüber, befindet sich nämlich in einer bogenförmigen Oeffnung (Arcosolium) ein Sarkophag, der die irdischen Reste eines Märtyrers beherbergt, und auf seinem Deckel, innerhalb der noch unausgefüllten Lunette, fand dann an Festtagen in der That wie auf einem Altare die Consecration des Brotes und Weines statt: daher auch rund herum größere Darstellungen des Abendmahls und der Taufe und vorbildlicher Scenen aus dem Alten Testament zu erblicken sind. Zur Ermöglichung größerer Versammlungen gruppirte man mehrere solcher Grabkammern zusammen, sie einem gemeinsamen Luft- und Lichtschachte (Lucernarium) unterstellend; die vielen kleinen, oben mit Glas gedeckten Häuschen, die man gegenwärtig beim Betreten eines Katakomben- (und ebenso eines italienischen Friedhofs-) Areals erblickt, bezeichnen die Stellen, wo diese Schachte an der Oberfläche münden. An solche Gruppen schlossen sich dann in weiterer Entfernung wieder andere Kammern an, sodaß schließlich über hundert Personen an der Eucharistie theilnehmen konnten.

Auf diese Weise wechseln also Schlafsäle, welche vermöge der tausendfachen Theilung ihrer Wände verticale Friedhöfe für ganze Massen bieten, und andere, welche wie gewöhnliche Zimmer ein bewegliches Bett für eine Person enthalten, miteinander ab und stellen in ihrer Vereinigung eine Stadt dar, wo große Miethhäuser und

Phalanſterien mit Privatpaläſten bunt durcheinander ſtehen. Oder, um bei unſerem Bilde zu bleiben, ſie ſtellen einen ungeheuern Schiffsraum dar, wo die Armen unterſchiedslos bei- und übereinander liegen, aber die Paſſagiere der erſten Klaſſe ihre eigenen Kajüten haben. Und wie dieſe am Bord eines großen Dampfers vom Kellner zunächſt empfangen und untergebracht und erſt dann die Diener und die kleinen Leute berückſichtigt werden, ſo ſind auch in den Katakomben die Maſſenbegräbniſſe erſt etwas Secundäres; die Schlafſtuben boten die Gelegenheit, auch Bettſchränke anzulegen. Waren die erſtern vorhanden, ſo fing man damit an, in den Seitenwänden derſelben neue Plätze auszubrechen; ſpäter, als dieſe nicht ausreichten, ging der Bergmann (Fossor) weiter und tiefte, hier anſetzend, mit ſeiner Keilhaue die obenerwähnten unterirdiſchen Stollen aus. So ſchloſſen ſich alſo die neuerdings ſo berühmt gewordenen Katakomben der heiligen Domitilla, der Nichte Domitian's, an die Familiengruft des chriſtlichen Zweiges der Flaviſchen Familie, die des Prätextat an die Ruheſtätte der Prätextati, die Calixtkatakomben an das Begräbniß der Cäcilier an — Namen, welchen man ſpäter die der darin beigeſetzten Märtyrer ſubſtituirte. Man benannte die Domitillakatakomben nach den Kämmerern der Domitilla, den Eunuchen Nereus und Achilleus, oder nach der Jungfrau Aurelia Petronilla, über deren Grabe ſich die im März 1874 aufgedeckte Baſilika erhebt; die Prätextatkatakomben nach dem heiligen Januarius; die Kalixtkatakomben nach dem heiligen Sixtus oder der heiligen Cäcilia, die zugleich Beſitzerin und Märtyrerin derſelben iſt. Cäcilia? Der Name iſt charakteriſtiſch für dieſen geweihten Boden und hallt wie ein Echo aus dem Heidenthum ins Chriſtenthum herüber.

3.

Wer jemals nach Rom gekommen und durch das Thor von Sanct Sebaſtian, durch den mächtigen, mit dem Kreuz in einem Kreiſe, einem Sgraffitobild, geſchmückten Bogen ins öde Feld geſchritten iſt, den großen Kirchhof der alten Römerwelt zu ſehn; wer dann bei dem Kirchlein Domine-quo-vadis abgebogen und nach unerquicklicher Wanderung zwiſchen hohen Mauern die ſiebente Baſilika erreicht hat: deſſen Blick wird wol zunächſt durch das ſtolze Grabmal der Cäcilia Metella gefeſſelt, welches ſich auf dem vorliegenden Hügel hinter den Ruinen des Circus des Maxentius erhebt und von den Stierſchädeln, die abwechſelnd mit Blumenfeſtons die Decoration des Frieſes bilden, den volksthümlichen Namen des Kuhthurms, Capo di bove, trägt. O wackeres Denkmal der Gemahlin des reichen Craſſus, einſamer Thurm, Wahrzeichen der Campagna, o Seufzer Byron's! Fremdlinge beraubten dich deines ehrwürdigen Inhalts; wilde Raubritter machten dich zur Burg: aber noch immer ſtehſt du mit eherner Stirne trotzig und erhaben, unzerſtörbar durch Menſchenhände, die nicht ſchwerer auf dir laſten mögen als die kleinen Eidechſen, wenn ſie an deinen ſonnverbrannten Mauern auf- und niederraſcheln.

Aber neben der Gemahlin des Triumvir, auf Rufweite zur Rechten derſelben Straße, iſt ihre Schweſter, die heilige Cäcilie begraben, welche vermuthlich in der letzten Zeit Marc Aurel's, um 177 den Märtyrertod erlitt. Vielleicht erhob ſich an dieſer Stelle ein nicht minder feſtes, nicht weniger fürſtliches Monument. Hier befand ſich nämlich ſchon zu Cicero's Zeit das Erbbegräbniß der Cäciliſchen Meteller, und von denſelben ſtammen allem

Anſcheine nach die chriſtlichen Cäcilier ab, die jenſeit des Tiber, in der Cäcilienkirche wohnten und ebenfalls von edelm, fenatoriſchem Range waren; hier wurde mithin die heilige Jungfrau vom Papſt Urbanus beigeſetzt und ſeinerzeit von Paſchalis I. um 820 aufgefunden. Er bewahrte den Leichnam in einem Sarge von Cypreſſenholz auf, der in einen ſteinernen eingeſchloſſen war, und brachte ihn nebſt andern Reliquien in die obenerwähnte Kirche in Traſtevere. Daſelbſt ruhte die Heilige bis zum Jahre 1599, wo man bei Gelegenheit einer Reparatur wieder aufmerkſam auf ſie ward. Ihr Kleid und das blutige Linnen ſoll bei dieſer Wiederentdeckung in vollkommener Erhaltung und der Körper in derſelben Lage gefunden worden ſein, welche die Märtyrerin nach ihrer Enthauptung zeigte, und in welcher ſie Stefano Maderno's anmuthsvolle Bildſäule wiedergibt. Sie liegt mit vorgeſtreckten Armen zu Boden, und ihr nach dem Rücken gewandtes Haupt iſt nicht völlig von dem Rumpfe getrennt, weil, wie die Legende ſagt, der Henker es nicht abzuſchlagen vermochte und das vollkommene Aufgeben ihres Geiſtes erſt drei Tage nach der Hinrichtung erfolgte. Gewiß konnte das Widerwärtige einer enthaupteten menſchlichen Geſtalt auf keine ſchönere Weiſe gemildert werden als durch die von der Tradition angegebene Lage, in welcher dieſe Figur einen lieblichen, rührenden Eindruck gewährt und als ein nicht unwürdiges Seitenſtück zu Rafael's herrlichem Gemälde oder zu ihrer eigenen himmliſchen Kunſt betrachtet werden kann.

Als mithin die Patronin der Muſik in der mehrerwähnten Gruft beſtattet wurde, hatte dieſelbe durchaus noch keinen kirchlichen Namen und Charakter, ſondern war nichts weiter als ein Sepulcrum gentis Caeciliae. Erſt

im Jahre 197 wurde es officieller chriſtlicher Friedhof, als es die Cäcilier der Gemeinde cedirten, die ſich nach Art der modernen Italiener, um ſich im Falle des Ablebens eine anſtändige Beerdigung zu ſichern, zu einem Leichenvereine oder einer Todtenbrüderſchaft zuſammengethan hatte, und als Zephyrinus zugleich die Gruft der römiſchen Biſchöfe von dem Vatican hieher verlegte. Der gedachte Papſt betraute mit der Leitung deſſelben einen gewiſſen Calliſtus, welcher ſpäterhin unter dem Namen Calixtus ſein Nachfolger geworden iſt. Derſelbe, welcher mit dem gleichnamigen Sklaven Caligula's nicht verwechſelt werden darf, war ein Freigelaſſener des kaiſerlichen Hauſes, als Chriſt zu den ſardiniſchen Bergwerksarbeiten verurtheilt und unter Commodus freigeſprochen worden. Er war alſo, um mich ſo auszudrücken, chriſtlicher Friedhofsinſpector und hat als ſolcher neben dem Gewölbe der Cäcilier die Papſtgruft und die ſich daranſchließenden Galerien angelegt, wahrſcheinlich auch die Fresken in den ſogenannten Sakramentskrypten ſelber angegeben, übrigens aber nicht einmal das Glück gehabt, in der nach ihm benannten Katakombe beigeſetzt zu werden. Im Jahr 222 wurde er nämlich das Opfer eines Volkstumults in Traſtevere; er flüchtete ſich vor ſeinen Verfolgern in ein Haus, die gegenwärtige Kirche S. Calliſto, wurde aber hier ergriffen und, mit Steinen zerquetſcht, in den noch daſelbſt befindlichen Brunnen hinabgeſtürzt. Der Nähe wegen brachte man ihn nun in das Coemeterium Calepodii an der aureliſchen Straße, welche von Rom an der Seeküſte nach Civitavecchia führt.

Außerdem iſt nur noch der Papſt Cornelius, deſſen Leichnam eine Anverwandte auf Grund eines Familienrechts reclamirte, in einer andern Gruft, der benachbarten

der Lucina, und ſelbſt der Papſt Euſebius, welcher während der Diocletianiſchen Chriſtenverfolgung in Sicilien geſtorben war, von ſeinem Nachfolger Melchiades hierher übergeführt und wenigſtens in der Nähe begraben worden. Es befinden ſich demnach in der erwähnten Gruft (Cubiculum Pontificium) die Gräber der römiſchen Biſchöfe vom Anfang des dritten Jahrhunderts bis zur Zeit des Kirchenfriedens unter Konſtantin dem Großen. Zephyrinus war der erſte, der hier beſtattet wurde, Melchiades der letzte, der Hauptmärtyrer der Gruft indeſſen Sixtus II., der am 6. Auguſt 258 in einer auf dem Friedhof des Prätextatus befindlichen Kapelle überfallen wurde, während er mit ſeinen Diakonen zum Darbringen des heiligen Opfers vereinigt war. Er hätte ebenſo gut in der Papſtgruft ſelber, wo er nachmals ruhte, überfallen werden können; denn dieſe iſt nicht minder eine primitive Kirche; noch heute ſieht man auf einer marmornen Erhöhung vor der Rückwand die Reſte des Altartiſches, an dem der Prieſter, das Antlitz gegen die Gläubigen gewandt, die heiligen Myſterien feierte; dahinter ſtand, wie überall, der Stuhl, welchen der Biſchof einnahm; und zwei metriſche Inſchriften, die eine in jenen zierlichen Charakteren, die der Papſt Damaſus für dieſe Zwecke verwenden ließ, erinnern den frommen Pilger an die hier opfernden, hier ſelbſt geopferten Oberhirten der chriſtlichen Gemeinde. Dann ritzt er wol auf dem Wege dahin nicht nur ſeinen Namen mit einem Kreuze und einer Sigle in die ſteinernen Wände ein, ſondern auch manch andächtiges Gebet, manche begeiſterte Anrufung des heiligen Sixtus: „Sancte Suste!“ — „Sancte Xyste, in mente habeas in orationes A. R.“; dann ſagt er wol nach den Worten des Pſalmiſten: „Gerusale civitas et ornamentum martyrum

Domini"; dann wünſcht er wol ſeiner geſtorbenen Freundin die ewige Seligkeit: „Sophronia dulcis semper vivas in Deo Christo", u. ſ. w. Dieſe oft kaum lesbaren Pilgeraufſchriften ſind die ſogenannten Proſcinemen oder Proſkynemen, die „Fußfällchen" der Wallfahrer, die von den Forſchern mit großem Fleiß geſammelt und klaſſificirt werden und ihnen, wenn die Namen der Märtyrer darin vorkommen, als Wegweiſer zu denſelben dienen.

Das Schwert traf des heiligen Sixtus Nacken, ſechs Diakonen theilten ſein Geſchick. Drei Tage darauf folgte ihm der Erzdiakonus der Kirche, Laurentius, welcher die Schätze, die er zu wahren hatte, während der Verfolgung an die Armen vertheilte und ſodann den Häſchern, die ihm dieſe Schätze abforderten, jene Dürftigen und Kranken vorführte: eine bekannte, von Fieſole's Hand im Vatican dargeſtellte Scene. Ueber dem Grabe dieſes berühmten Blutzeugen war es, auf dem veraniſchen Acker, wo ſich eine der bedeutendſten Baſiliken der Stadt erhob; und dicht neben derſelben, mitten in den nach ihm und der Cyriaka benannten Katakomben liegt der große römiſche Campo ſanto, der den Katakomben ſo genau entſpricht, daher ihn das Volk gewöhnlich ſelber San Lorenzo tauft. Sodaß hiſtoriſch die alte chriſtliche Nekropole mit der ganz modernen in einem nachweisbaren und merkwürdigen Zuſammenhange ſteht, während ſich räumlich verſchiedene andere Hypogäen, namentlich die Krypten der Lucina daran ſchließen, zu denen das überirdiſche Denkmal am rechten Rande der appiſchen Straße gehört; infolge davon iſt nun daraus jenes complicirte Grubengebäude geworden, das, den Boden meilenweit in mehreren Stockwerken durchbrechend, ſelbſt von einem Kenner nur ſchwierig überſchaut werden kann. Die Haupt-

krypte ließ Papſt Damaſus im vierten Jahrhundert reſtauriren und bei dieſer Gelegenheit in einem kleinen Hauſe mit drei Apſiden, dem Oratorium ad S. Sixtum et S. Caeciliam, eine Inſchrift anbringen. Dieſes Gebäude, woraus ein Weinkeller geworden war, hatte der berühmte chriſtliche Archäolog de Roſſi im Jahre 1844 entdeckt und Pius IX., den „zweiten Damaſus", zum Ankauf des Terrains bewogen. Im November 1851 ſetzte Se. Heiligkeit eine Commiſſion für chriſtliche Archäologie (archeologia sagra) ein, die nunmehr, de Roſſi an der Spitze, zu regelmäßigen Nachgrabungen ſchritt und zehn Jahre ſpäter in die Papſtgruft drang. Da die Arbeiten in den Katakomben unter dem päpſtlichen Regimente theils aus Staatsmitteln, theils aus perſönlichen Zuſchüſſen des Papſtes beſtritten wurden, ſo hat ſich dies ſeit 1870 in einer für die Erforſchung des unterirdiſchen Rom ſehr ungünſtigen Weiſe geändert. Der Staatszuſchuß zu den Ausgrabungen iſt weggefallen, da die königlich italieniſche Regierung kein Geld für ſolche Zwecke hat, und auch der Papſt iſt nicht mehr in der Lage, reichlich, wie in frühern Tagen, zu geben. So ſtockten denn während der letzten Jahre die Ausgrabungen, und nur der Cardinal Graf von Merode, der ſich im Dienſte der chriſtlichen Archäologie den Tod zuzog, hat dieſelben einigermaßen wieder in Fluß gebracht.

Doch welch ein Feſt iſt heute? Wie wird mir? O Wunder, Cäcilie, ewige Königin der Harmonie, biſt du's? Am 22. November, dem Gedächtnißtag der heiligen Jungfrau, zu deſſen Feier einſt Händel in London den „Meſſias" ſchrieb, wird ihr altes Grab mit Palmenzweigen ausgeſchmückt und an demſelben gleich neben dem an die Wand gemalten Chriſtuskopfe, desgleichen in der benach-

barten Papſtgruft die Meſſe celebrirt. Wie in den erſten Zeiten der Chriſtenheit wogt an ihrem Grabe eine andächtige Menge auf und ab. Lieblich helle iſt es, Blumen ſind über den dunkeln Gang geſtreut, und friſche Palmen kränzen triumphirend die Stirne der Siegerin. Dicht vor ihr kniet anbetend die fromme Römerin und lauſcht dem leiſen Flehn des Prieſters, der ſtill und feierlich das heilige Opfer darbringt. Da beginnt rührend und ſanft die himmliſche Muſik der Sphären; Engelchöre erheben weich und ſchmelzend ſelige Melodien; golden ſchimmert beim Schein der Kerzen das Kreuz im Nimbus des Erlöſers; verklärt ſchaut der fromme Urban, verklärt, dreifach verklärt Cäcilie von ihrer Niſche drein, während oben durch eine ſchmale Oeffnung das tröſtliche Licht des Himmels wie die Ahnung eines froheren Tages dringt.

4.

Indem wir nun von dieſem Ausfluge nach San Calliſto zu dem Platze zurückkehren, von dem wir ausgegangen ſind, ſo brauchen wir zwar zunächſt kein Wachslicht und keinen Führer; wir glauben den Friedhof zu ſehen, wenn wir nur ſo hin- und herſpazieren, und er kommt uns vor wie eine Stadt mehr hier auf der Erde. Und doch, das ſind nicht die Häuſer der Todten, die um uns ſtehen; die Todten wohnen darunter in einem tauſendfachen Hades. Hebe die Deckel auf, ſprenge die Marmorplatten, und du kannſt in ſeine dumpfe Tiefe blicken. Kurz, auch dieſer Kirchhof iſt eine Katakombe oder vielmehr ein Syſtem von Katakomben, jedenfalls großartiger als irgendeine, welche dieſen Namen vorzugsweiſe führt. Um indeſſen dieſen Zuſammenhang zu verſtehen, müſſen

wir zunächſt unterſuchen, was zwiſchen den alten und den neuen Katakomben liegt und beide als ein beſonderes Stadium vermittelt.

Die Friedhöfe der erſten Chriſten waren Kirchen, die Kirchen der nachfolgenden waren Friedhöfe. Das ganze Mittelalter hindurch, ja bis auf die allerneueſte Zeit war es in Rom Sitte, die Verſtorbenen unter den Gotteshäuſern zu beſtatten. Man holte die Reſte eines heiligen Märtyrers aus den Katakomben, ſie kamen unter den Hochaltar zu liegen; an dieſe ſchloß ſich wie vorher die ganze Gemeinde an. In jeder der ſechzig Parochialkirchen Roms gab es unter dem Fußboden etwa fünf ausgemauerte Kammern — zwei für die Männer, zwei andere für die Frauen, eine für die Kinder —, die durch ſteinerne Platten verſchloſſen waren, und in welche man die Todten mit oder ohne Sarg verſenkte; die den Deutſchen wohlbekannte Trattorie Gabbione, die wie ein Keller ausſieht, iſt in Wahrheit eine ſolche Kammer (sepoltura) der benachbarten Parochialkirche von S. Vincenzo geweſen. Die Leichen wurden darauf mit fleiſchauffreſſendem Kalk überſchüttet, was gleichwol nicht hinderte, daß namentlich beim Oeffnen der Grüfte ein entſetzlicher Geruch das ganze Haus verpeſtete. Vornehme und reiche Familien wurden in den Kapellen an den Seiten, einzelne Perſonen, wie die Päpſte, in freiſtehenden Sarkophagen beigeſetzt; endlich überließ man das ganze Schiff der Kirche dem Privatgebrauche, während die Armen neben der Kirche auf dem Kirchhofe beerdigt wurden. Die in den Familiengrüften Begrabenen bekamen einen dreifachen Sarg, von Zink, von Nußbaum- und von Kaſtanienholz, oder auch, wie in Paris, von Blei, Eichen- und Tannenholz, garnirt mit blauer Seide; ein beſon-

derer Platz in den Kirchen koſtete per Individuum 250 Scudi. So waren denn die Katakomben gewiſſermaßen nur in das Innere der Stadt verlegt und mit geringen Abänderungen als Kirchen wieder aufgebaut worden.

Als man nun auf Veranlaſſung der Cholera im Jahre 1837 anfing, die Leichname wiederum außerhalb der Stadt und zwar auf dem veraner Felde zu beſtatten, ſo höhlte man zunächſt Maſſengruben wie die obigen aus, die gleichfalls mit ſchweren ſteinernen Deckeln verſchloſſen wurden und die mithin den älteſten Beſtand des Friedhofs repräſentiren. Die Vornehmen durften bis zur Beſetzung Roms noch innerhalb der Kirchen beerdigt werden. Seitdem aber, mit alleiniger Ausnahme der Cardinäle, alles hinaus mußte, ſchloſſen ſich um jene Gruben herum auch einzelne Familienkapellen an, und es entſtand das, was man in Italien einen Campo santo zu nennen pflegt, und was man nur verſtehen kann, wenn man es als eine in die Campagna verpflanzte Unterkirche anſieht.

Ein länglich-viereckiger Platz wird von einem Porticus und dahinter von einer Reihe Kapellen eingeſchloſſen, ſodaß nur in der Mitte der einen Schmalſeite eine Oeffnung für den Eingang übrigbleibt; dieſem gegenüber, am höchſten Punkte des Ganzen, ſteht die Kirche. Dieſer Plan kann erweitert werden, ſodaß zwei zuſammenhängende Vierecke entſtehen, wie bei dem Campo ſanto zu Bologna, bei dem überraſchend großartigen genueſer und bei dem unſerigen. Leider genügt auch dieſe vergrößerte Anlage dem Bedürfniſſe noch nicht, ſodaß auch außerhalb dieſes claſſiſchen Raumes Begräbniſſe nothwendig werden und dieſer endlich nur dem Kerne gleicht, an den die übrigen Monumente unorganiſch an-

gewachſen ſind. Wenn er eine Kirche mit Hochaltar im großen, ſo ſtellt was um ihn liegt den Kirchhof dar, wo nun abermals lange Reihen von Kapellen längs der Grenze des unregelmäßigen Grundſtücks und Privatgräber mit Maſſenbegräbniſſen abwechſeln, denn der Berg im Nordoſten, jede Mauer, jeder Vorſprung wird mit dem Samen von Menſchengebeinen überſtreut; im Oſten dehnt ſich endlich eine ungeheuere mit Kreuzen bepflanzte Raſenfläche aus, die den kleinen Leuten angehört und am Allerſeelentage, wenn zahlreiche kleine Oellämpchen nach uralter Sitte darauf angezündet werden, einen geſpenſtiſchen Eindruck macht. Es iſt und bleibt alſo ein den ſtädtiſchen Pfarren analoges Ganzes, und als es der Generalvicar einweihte und beſprengte, da wurde Rom gleichſam wieder eine einzige chriſtliche Gemeinde, verſammelt in Einer Kirche, Eine gewaltige Heerde wie zuvor.

Wenn nun die Raſenfläche für die Menge, die Kapelle für die einzelne Familie beſtimmt iſt, ſo tritt für das bürgerliche Individuum die Niſche wieder auf, ein Mittleres zwiſchen beiden. Die das Ganze umſchließende Mauer und jede ſonſt künſtlich oder natürlich hervortretende Fläche muß nämlich genau die Dienſte einer Wand in der Katakombe leiſten. In dieſelbe ſind Niſchen gebohrt, in welche die Särge hineingeſchoben werden, und zwar der Raumerſparniß halber nicht der Länge, ſondern der Tiefe des Sarges nach, ſodaß es ausſieht, als ob man mit dem Kopfe des Todten die Wand durchſtoßen wolle; die Oeffnung wird dann ebenfalls mit Ziegelſteinen (in Genua mit einer Platte von dunkelgrünem Polcevera), darüber gewöhnlich mit einer weißen Marmortafel verſchloſſen, die den Namen des Verſtorbe-

nen trägt und genau die Form eines römiſchen Titulus hat. Die Niſchen, die nach Umſtänden eine oder mehrere Perſonen, alle Glieder einer Familie („per se e per i suoi") aufnehmen, und in deren engem Raume, nach den Worten einer Inſchrift, die vom Sturm des Lebens umhergeworfenen Schiffer den erſehnten Hafen finden, werden von der Adminiſtration mit mehreren hundert Francs erkauft; ſie bilden förmliche Galerien, wo rechts und links die Regiſter des Todes aufgehängt ſind.

Wenn dieſe frei ausgetheilten Niſchen mithin der Maſſe der Loculi entſprechen und in ihrer Geſammtheit eine große Katakombe repräſentiren, ſo iſt dagegen jede einzelne Kapelle für ſich das Bild einer kleinen Katakombe, da ſich unter derſelben gewöhnlich eine Gruft wiederum mit Niſchen in den Wänden ausdehnt, wo die Mitglieder der betreffenden Familie oder Brüderſchaft wie vorhin niedergelegt werden. Man muß in dergleichen Grabanlagen hinabſteigen, um ſich von der großen Ausdehnung einiger davon zu überzeugen; und wenn ſich auch nicht gerade eine Schule darin verirren und verhungern könnte, wie weiland in Syrakus, ſo ſind ſie doch labyrinthiſch genug. Die Kapellen ſelbſt, in denen ſich gewöhnlich dem Eingang gegenüber ein Sarkophag befindet, ſtellen dabei wieder, gleich den römiſchen Kirchen, die Cubicula, die Niſchen darunter die Loculi der Katakomben dar, und wenn zwei ſolche Kerne miteinander verbunden werden ſollten, ſo würde ein gleiches Conglomerat entſtehen wie bei den Grüften der Cäcilia und Lucina.

So zieht ſich z. B. im Hintergrunde des Friedhofs vor dem großen Armenfelde, auf einem ſtillen Platze, der weder durch Monumente noch durch Sarkophage ausgezeichnet iſt, eine lange Reihe von Grüften einfachen,

aber impoſanten Anſehens hin. Die zweite Gruft links, welche an das Gewölbe im Escorial erinnert und wohin kaum ein Lichtſtrahl dringt, iſt die der Geſellſchaft Jeſu. Da iſt's ganz wie in den Katakomben, nur faſt noch düſterer, faſt noch ſchauerlicher. Rechts und links vier Reihen Niſchen ſymmetriſch übereinander, mit einer eiſernen Platte verſchloſſen, wie Schubfächer etikettirt, geordnet wie in einem Muſeum ohne Inſchrift. Kein Name, nur eine einfache Nummer in römiſchen Ziffern hebt ſich von dem ſchwarzen Grunde ab und beſagt, daß der Vater Nr. X hinter dieſer Platte den Schlaf des Gerechten ſchläft. Der berühmte Padre Secchi, der im Februar 1878 hierher gebracht ward, iſt die Ziffer LIV. Die Jeſuiten bleiben ihren Grundſätzen getren: das Individuum iſt nichts, die Geſellſchaft alles. Während ſeines Lebens widmet es ſich ihr ganz; wenn es todt iſt, wird es nur noch durch eine Ziffer repräſentirt.

Dafür ſind allerdings andere Gräber mit religiöſen Bildern und Sculpturen überreich bedacht. Zeugniß das herrliche und rührende Monument, das der Bildhauer Lombardi ſeiner Frau errichtet hat — das Denkmal des am 20. September 1870 unter den Mauern Roms erſchoſſenen Offiziers Paoletti, das am Allerſeelentag mit Kränzen von Immortellen bedeckt zu werden pflegt, ſeltſam contraſtirend mit dem andern, das noch Pius IX. den bei Mentana gefallenen Zuaven weihte — und die Leichenſteine ſo vieler anderer, die, wie eine Inſchrift ſagt, in hac omnium gentium urbe quieverunt.

Namentlich aber ſind ſie auch mit allen jenen Geheimzeichen und Symbolen ausgeſchmückt, die den Katakomben einen ſo eigenthümlichen Reiz verleihen. Wenn ſchon auf

den Marmordeckeln der Niſchen etwa das griechiſche Monogramm Chriſti, ein Palmzweig, ein Herz, oder wenigſtens die Abbreviatur R. I. P. (Requiescat in pace) niemals fehlen wird, wie viel mehr wird man hier den größern Raum benützen, der zugleich durch ein Dach gegen die Unbilden der Witterung geſchützt iſt. Der gute Hirte, der das Lamm auf ſeinen Schultern trägt, der Pfau, ein Sinnbild der Unſterblichkeit, der Fiſch, eine ſeltſame Hieroglyphe für den Namen Chriſti, der Hirſch, ein Gleichniß der nach dem Waſſer des Lebens dürſtenden Seele, der Dreizack, ein Symbol des Kreuzes — alle dieſe Myſterien ſind entweder mit Bewußtſein den Katakomben entlehnt, oder beruhen wirklich auf einer uralten Tradition, die ſeit ſo vielen Jahrhunderten noch nicht erloſchen iſt. Und wo war dieſe alte Symbolik angemeſſener, wo war ſie tröſtlicher als hier auf einem Friedhof, wo in der That der Leib und die ſinnliche Welt erſtirbt und ein dunkles, unentdecktes Jenſeits anhebt! Die blühende Roſe welkt, all ihr Reiz iſt hin, und vom Abendwind entblättert ſeufzt ſie über den kaum genoſſenen Lenz des Daſeins. Da kommt das Chriſtenthum, die Religion der Hoffnung. „Siehe", ſpricht ſie, „was dir ein Leben dünkte, war ein halber Tod; was dir eine Welt dünkte, nur ein Schatten; all dein Denken nur eine Vorbedeutung! Das Grab iſt die Pforte zu göttlicher Erkenntniß. Wenn ſich das Auge ſchließt, kehrt der wache Geiſt aus einer düſtern Fremde in ſein ſeliges Vaterland zurück!"

5.

Der Beſuch der Gräber iſt bei den ſüdlichen Völkern allezeit eine Gelegenheit zu Feſt und Schmaus geweſen, wie die Türken ihre Friedhöfe als öffentliche Gärten betrachten, wo ſie täglich ſpazieren gehn und ſich dem Genuſſe des Kaffees, der Pfeife und der Unterhaltung hingeben. Die italieniſche Sonne duldet die Schatten nicht, die bei uns über dieſe Stätten gelagert ſind, der Campo Verano erglänzt in ihr wie ein Muſeum, und für die große Menge hat die Erinnerung an den Tod nichts Melancholiſches noch Trübes. Am Allerſeelentag belagern daher, während die einen ihre frommen Pflichten auf dem Campo ſanto erfüllen, die andern, welche ſie ſchon erfüllt haben, die Osterie di campagna, die „Schenken zum ewigen Leben", die um den Friedhof zerſtreut ſind, trinken ihre Mezzi und eſſen Bohnen, das gewöhnliche Allerſeelentagsgericht; Puffbohnen ſäten bereits die alten Römer um die Gräber, ſetzten ſie den Schatten der Verſtorbenen als Speiſe vor und vertheilten ſie bei Leichenfeierlichkeiten unter die Armen. Es war, vielleicht der farbloſen und düſtern Blüten wegen, eine Todtenfrucht. Dieſer geſammte Todtencultus nun würde zwar nicht verſchwinden, aber eine ganz andere Form annehmen, wenn die Friedhöfe überhaupt abkämen und eben jene Spaziergänge, die von einigen für eine unnöthige, ja ſchädliche Terrainverſchwendung gehalten werden, von der Bildfläche der Erde gänzlich ausgerottet würden.

Bei den großen Anſtrengungen, welche man gegenwärtig aller Orten für die Leichenverbrennung macht, wird man vielleicht auch in Rom einmal wieder die Scheiterhaufen lodern, die glühende Aſche mit Wein löſchen

und die Anverwandten die Gebeine ihrer Lieben in den Schurz ihrer Trauergewänder ſammeln ſehen.

Wenn der Funke ſprüht,
Wenn die Aſche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu.

Dann wird man keine Katakomben mehr, ſondern die alten Columbarien nachmachen, die übrigens jenen ähnlich genug, ja geradezu Miniaturkatakomben ſind. Man nennt ſo bekanntlich unterirdiſche Grabkammern, in welchen an den vier Wänden oder auch noch an beſondern Maſſiven in der Mitte wie in einem Taubenſchlage (columbarium) Reihen von kleinen Niſchen übereinander angebracht ſind, viereckig oder halbrund, die Curven nach oben gewandt, und die einzelnen oder mehreren Familien dazu dienten, die Aſchenkrüge (ollae) ihrer Angehörigen aufzuſtellen. Jede Niſche war dazu eingerichtet, zwei Urnen, wie Tauben in ihren Neſtern, aufzunehmen. Die Namen der Perſonen, deren Aſche ſie enthielten, ſind darunter auf die Mauer geſchrieben, in der die Krüge ſtecken, ſo daß man nur die Deckel derſelben ſieht; mitunter fehlen auch die Krüge und die Aſche wird unmittelbar in zwei von der Mauer ſelbſt gebildete Kämmerchen geſchüttet, die aber ebenfalls vermittelſt eines runden Deckels in der aufliegenden Marmorplatte zu verſchließen ſind. Daneben ſtanden in größern Niſchen auch noch marmorne Aſchenkäſten in Form von kleinen Sarkophagen und Tempelchen mit den Wachsbildern der Verſtorbenen (aediculae) umher.

Auf den Armen des Kreuzes, das in Moſaik am Gewölbe einer uralten Baſilika gebildet iſt, erheben ſich zwölf Tauben; Tauben legte man als Symbol der Auf-

erſtehung in die Gräber der Märtyrer; ihre Reliquien barg man in goldenen Tauben; ja ſogar die kleinen Grablampen bekamen die Geſtalt von Tauben.

(Geht doch die Sage, daß ſchon die ſterbende Semiramis in eine Taube verwandelt worden und mit einem Taubenſchwarm aus dem Palaſt geflogen ſei, daher ſie die Aſſyrer als eine Unſterbliche und die Taube als Gottheit verehrten.)

Dann werden uns vielleicht die Prieſter ſagen, daß die Geiſter der Verſtorbenen wie weiße Tauben aus ihren Niſchen fliegen; daß wir ihr Flattern vernehmen, wenn es durch den freundlichen Raum weht und ſäuſelt; daß die Seelen hier bei ihrer Aſche, ungewohnt der neugewachſenen Flügel, noch Tage lang verweilen, bis ſie ſich aufſchwingen zu den Wolken.

Sei ihnen der Flug leicht!

IX.

Die Symbolik der altchriſtlichen Kunſt.

Der Symboliker iſt gleich einem einſamen Denker, der am Morgen des Tages ein uralтes Räthſel fand, in einen ewigen Felſen gehauen. Er glaubt an das Räthſel, aber er bemüht ſich vergeblich, es aufzulöſen. Er trägt es den ganzen Tag mit ſich umher, lockt wichtigen Sinn heraus, prägt ihn aus zu Lehren und Bildern, welche die Hörer erfreuen, mit edeln Wünſchen und Ahnungen beleben; aber die Auflöſung mislingt, und er legt am Abend ſich nieder mit der Hoffnung, daß ein göttlicher Traum oder das nächſte Erwachen ihm das Wort ſeiner Sehnſucht nennen werde, an das er ſo feſt geglaubt hat.

1.

Ich weiß nicht, ob einer meiner Leſer einmal einen Hecht gegeſſen und dabei die Werkzeuge der Paſſion Chriſti herausgeſucht hat, welche nach einem alten Glauben in dem Kopfe dieſes Fiſches enthalten ſind. Wenigſtens entſinne ich mich wohl, als Kind in Deutſchland von meiner Mutter dazu angeleitet und auf das Kreuz, die Säule, die Lanze, die Leiter u. ſ. w. aufmerkſam gemacht worden zu ſein. Warum denn nicht? Das Beſte in dieſer

Art iſt nur Schattenſpiel, und das Schlechteſte iſt nichts Schlechteres, wenn die Einbildungskraft nachhilft.

So finden bekanntlich in der Paſſionsblume fromme Gemüther nicht minder zahlreiche Beziehungen auf das Leiden Chriſti. Denn ſie ſoll nicht nur, gleich der Roſe von Jericho, regelmäßig in der Chriſtnacht aufblühen, ſelbſt wenn ſie bereits verwelkt geweſen wäre; nein, die drei keuligen Griffel bedeuten die Kreuzesnägel, die fünf Staubbeutel die Wundenmale, und der Fadenkranz, der ſich zwiſchen der Blumenkrone und den Staubgefäßen ausbreitet, iſt nichts anderes als die Dornenkrone, die, wie die Sage meldet, ſelbſt wieder aus den Zweigen der Chriſtusakazie (Gleditschia) oder auch des Judendorns (Zizyphus) geflochten wurde.

Wir begegnen unzähligen Allegorien derſelben Art, die das Volk im Thier- und Pflanzenreich entdeckt hat und womit es die ganze Natur zu einer geheimen Bildlichkeit erhebt. Bei den Indern ruht der Weltenſchöpfer auf einem Lotos, und die Blume iſt ihnen ein Sinnbild der Erde, inſofern die Piſtille auf den Berg Meru, die Staubfäden auf die Gipfel des Himalaja, die vier Hauptblätter des Kelchs auf die Cardinalpunkte deuten, und die übrigen Blätter gleichſam die Erdtheile darſtellen, welche rings um das heilige Land der Brahmanen gelagert ſind. Ihr Heliotropismus erregte die Phantaſie. Ja beſitzen wir nicht ſelber den ſogenannten Adamsapfel, der unſerm Urvater in der Kehle ſtecken geblieben und von ihm als Wahrzeichen auf alle ſeine männlichen Nachkommen vererbt worden iſt? Nennen wir nicht die Fäden kleiner Spinnen Mariengarn, die Marienkäfer Gottesküfer? Bis zu den mit Erde bedeckten Wurzeln dringt der Scharfblick der beobachtenden Menge: ſie findet unter

den Galgen Alraunmännchen, an Scabioſen Teufelsabbiſſe, und Salomon's Siegel am Stocke einer in Laubwaldungen häufigen Pflanze (Convallaria).

Ja ſelbſt die Speiſen und Gebäcke hat man bei dieſer frommen Betrachtung nicht außer Acht gelaſſen, beſonders ſofern ſie an gewiſſen Feſttagen üblich ſind. So ſoll der Weihnachtsſtollen das Chriſtkind in Windeln vorſtellen, die Faſtenbrezel Chriſti Bande oder das Ohr, das Petrus dem Malchus abgehauen hat, der ebenfalls der Paſſionszeit angehörige Pfannkuchen den Schwamm, mit dem man Chriſtus am Kreuze tränkte, der Baumkuchen die Dornenkrone. Daß die Mohnſenſen, welche man in deutſchen Gegenden zur Faſtenzeit genießt, eine Beziehung auf Chriſti Tod haben mögen, ſcheint daraus hervorzugehen, daß man Mohnkuchen in alten preußiſchen Familien überhaupt bei Todesfällen aufzutragen pflegt, vielleicht ihrer einſchläfernden Wirkung halber. Wie man in Oſtpreußen zu Oſtern die Butter in Schäfchenformen drückt, ſo wird in Rom am Charfreitag von den Nonnen des Kloſters Bambin Geſù ein daſelbſt auferzogenes Lamm zum Papſt gebracht und im Vatican geſchlachtet, worauf alle übrigen Fleiſcher Lämmer ſchlachten und verkaufen dürfen. Verſucht könnte man ſein, auch die Fiſche, welche in ganz Europa am Weihnachtsabend, namentlich in Rom in ungeheurer Menge gegeſſen werden, gemäß einer unten zu erörternden Anſpielung als ebenſo viele Chriſtkinder aufzufaſſen; denn ſind ſie weiter nichts als eine Faſtenſpeiſe, warum wären ſie denn an Vorabenden anderer hoher Feſte nicht gebräuchlich? — Man wende ſich nur an uns, wir ſind freigebig mit derlei Myſterien; bäckt man am Reformationsfeſt ein danach genanntes Brödchen? Es iſt eine zertretene Biſchofsmütze.

So ſcheint ſich denn fürwahr alles Vergängliche in ein Gleichniß zu verwandeln und die ganze Erde dem Gläubigen ein großes Symbol zu werden. Wie der Menſch ſelbſt das Ebenbild Gottes iſt, und die Welt wiederum ein Ebenbild des Menſchen, und der Menſch der Welt: ſo iſt auch im Beſondern alles Kleinſte nur ein Schatten; was wir mit Augen ſehen und mit Händen greifen, nur eine Andeutung; die Wahrheit liegt gleich einer ewigen Idee im Jenſeits und erſcheint dem ahnungsvollen Denker dunkel, wie dem Reiſenden tief am Horizonte ein erſehntes Land. Aber nicht blos Wiederholungen idealer Urbilder zeigt ihm die Natur, der Begriff des Symboles reicht viel weiter.

Symbol iſt Sinnbild, das heißt, es bildet die Dinge für das geiſtige Auge ab und verknüpft ſozuſagen Erde und Himmel. Sein Grund iſt nicht die Aehnlichkeit von Umriſſen und Farben, ſondern die Analogie zwiſchen den Zuſtänden des Leibes und der Seele. Es iſt kein Maler, ſondern ein Philoſoph, es ſpricht nicht zu den Sinnen, ſondern zum Verſtand, man kann es nicht ableſen, ſondern nur errathen — errathen wie ein uraltes Räthſel in ewigen Fels gehauen und ſterblicher Menſchen Traum.

2.

Wir machen Jagd nicht auf gemeine Spiele der Natur; eine flüchtige Uebereinſtimmung reizt uns nicht, nur der geheime Zuſammenhang, die innere Analogie der Dinge; aber dieſe allerdings. Denn irgendwelche Aehnlichkeit muß da ſein, wenn anders von einem eigentlichen Symbol die Rede ſein ſoll. Im weitern Sinne verſteht man nämlich darunter überhaupt ein Zeichen, wodurch

uns ein Gegenſtand ſeine Bedeutung offenbart, wodurch er ſich uns wie ein fremder Gaſtfreund durch ſein Täfelchen zu erkennen gibt, ohne daß natürlich zwiſchen beiden die geringſte Verwandtſchaft exiſtirte. Bekanntlich iſt es eine der wichtigſten Bedingungen, ſich in Muſeen zurechtzufinden, mit den Attributen vertraut zu ſein, welche die alten Künſtler ihren Geſtalten zu ertheilen pflegen und durch die ſie eine Juno von einer Ceres, einen Mercur von einem Apollo wie durch Aufſchriften unterſcheiden; ja üben wir nicht alle Tage in der Welt dieſelbe Kunſt der Hermeneutik, wenn wir den Krummſtab als Biſchof, den Roßſchweif als Paſcha, den Hut als Landvogt grüßen? Zu ſolchen Merkmalen können nun zwar auch wirkliche Sinnbilder, wie die Eule der Minerva, der Pfau der Juno, verwendet werden, in den meiſten Fällen jedoch beſitzen ſie keine weſentliche Kraft, ſondern beruhen nur auf einer zufälligen, durch die Sitte geheiligten Aſſociation. Weil ſie indeſſen in der Kunſt eine kaum minder wichtige und jedenfalls ſehr verwandte Rolle ſpielen, ſo können wir nicht umhin, hier einige Worte darüber zu verlieren.

Die älteſten darunter ſind vielleicht diejenigen, welche, wie die ſchon erwähnten, für Zeichen einer Würde gelten und als ſolche den Namen Inſignien führen. Beſtimmte Gewänder und Kopfbedeckungen, koſtbare Stoffe, ſeltene Farben ſind von jeher angewendet worden, um die Großen der Erde auch äußerlich auszuzeichnen; ein Granatapfel und der Spruch: Con la corona naci (mit der Krone geboren), war die Deviſe des Königs Boabdil von Granada. Zugleich aber liegt es nahe, ihnen die Werkzeuge, deren ſie bei ihrem Berufe bedürfen, in die Hand zu geben, dem Jupiter den Blitz, dem Richter ein Beil, dem Hirten einen Stab, welcher letztere, wenn es ſich um

Völkerheerden handelt, zu einem Scepter wird. Mercur, der Beſchützer der Schafheerden, und Chriſtus, der gute Hirte, tragen beide ein Lamm auf ihren Schultern; wie die Stirn der Diana ein Halbmond ſchmückt, ſo ſehen wir, nach Offenb. 12, 1, die empfangende Maria auf einem Halbmond ſtehen; Pluto, der Kerkermeiſter, und Petrus, der Himmelspförtner, führen beide ein Schlüſſelbund, das im Lauf der Zeit zu nicht geringen Ehren gekommen iſt. Oder, wie die Lichtgottheiten der griechiſchen Mythologie mit Bogen und Pfeilen bewaffnet ſind, ſo ſcheint den chriſtlichen Heiligen, geiſtigen Sonnen, eine Glorie ums Haupt, welche zunächſt wol nur eine Helligkeit um ſie ſelber, mittelbar aber auch in der Welt verbreiten ſoll.

Ihnen ſchließen ſich weiter diejenigen Attribute an, welche auf den erſten Blick nichts weniger als eine Würde, vielmehr eine erlittene Strafe, ein vollzogenes Gericht anzeigen, nachgerade indeſſen zu nicht minder ehrenvollen Zeichen geworden ſind: die Werkzeuge, mit denen man die chriſtlichen Märtyrer gefoltert hat. In dem Kreiſe von Apoſteln, Heiligen und Engeln, welcher die Maria und den Heiland auf Michel Angelo's Jüngſtem Gericht umgibt, gewahren wir auf Wolken ruhend verklärte Geſtalten, die bald ein Meſſer, bald einen Roſt, bald ein Rad in den Händen halten: es iſt der heilige Bartholomäus, dem man lebendig die Haut abgezogen hat; es iſt der heilige Laurentius, der auf einem Roſt gebraten wurde und mit demſelben das Modell zu einem ganzen Kloſter hergab; es iſt die heilige Katharina von Alexandrien, die frevelnde Prätorianer auf ein Rad mit Meſſern flochten. „In rota venustas" unter einem radſchlagenden Pfau, ſo lautet die Deviſe dieſer königlichen Jungfrau,

die Heinrich Mücke auf ſeinem bekannten Bilde: Die heilige Katharina von Engeln auf den Sinai getragen, vergeſſen zu haben ſcheint. So erſcheinen das Kreuz, die Geiſel, das Schwert, der Scheiterhaufen, wie allgemeine Verdienſtorden, auf den Bildern der Heiligen unzähligemal. An ihre Stelle treten nicht ſelten die abgeſchnittenen oder ausgeriſſenen Theile ſelber, daher z. B. S. Agatha ihre Brüſte, S. Lucia ihre Augen, S. Apollonia ihre Zähne auf einer Schale trägt — immer noch leichter, als mit dem Haupte in der Hand ſpazieren zu gehen, was gleichwol nicht wenigen gelungen iſt.

Bald aber verwandeln ſich die Märtyrer in wirkliche Triumphatoren und die Blutzeugen in Ueberwinder, Sieger des Siegs, den ſie über Welt und Sünde davongetragen haben. Wie wir noch immer Lorberkränze um die Stirnen der Helden und der Dichter winden, ſo legen wir noch heutzutage Palmzweige auf die Särge ſelig entſchlafener Todten; denn zu allen Zeiten ehrte man den rechten Kämpfer mit den Blättern dieſer Fürſten des Pflanzenreichs, wahrſcheinlich weil ihr Holz eine ſo große Elaſticität und beinahe Unzerbrechlichkeit beſaß (Aul. Gell. III, 6). Palmbäume bedeuten auf Medaillen die Eroberung einer Provinz, Palmzweige wurden den Athleten, den Lenkern ſiegreicher Wagen und alſo auch den Märtyrern in die Hand gegeben (Offenb. 7, 9), ja gewöhnlich auch in den Katakomben auf ihr Grab gemalt, ſodaß eine Palme und ein mit Blut gefärbtes Fläſchchen, gemäß einem Decret der Congregation der Reliquien und Indulgenzen, die vorzüglichſten Kennzeichen eines Märtyrergrabmals ſind (Cum de notis disceptaretur, ex quibus verae sanctorum martyrum reliquiae a falsis et dubiis dignosci possint: eadem S. Congregatio, re diligentius

examinata, censuit palmam et vas illorum sanguine tinctum pro signis certissimis habenda esse. Dat. Romae die X. Aprilis 1668). Am 22. November, wenn in den Calixtkatakomben am Grabe der heiligen Cäcilie Meſſe geleſen wird, die dunkeln Gänge hell erleuchtet, die Wege mit Blumen beſtreut, die Geländer mit Teppichen behangen ſind und die verſammelte Menge ein merkwürdiges Bild der erſten Zeiten des Chriſtenthums gewährt, kann man jenes Grab mit wirklichen Palmen bekränzt erblicken.

Dem gegenüber fehlt es freilich auch nicht an demüthigenden Attributen, welche an die Schwächen, die Sünden unſers Geſchlechts erinnern und nur als Zeichen der darauf erfolgten bußfertigen Geſinnung eine Stelle gefunden haben können. Hierher gehört: der Apfel, eine in den Katakomben um ſo natürlichere Darſtellung, weil durch ſeinen Genuß die Sünde, und durch die Sünde der Tod in die Welt gekommen iſt; die Sirene, die einen Fiſch in der Hand hält, wahrſcheinlich die Seele, welche, von den Wogen der Welt umhergetrieben, ſich von dem verlockenden Meerweib hat fangen laſſen; der Hahn, der zwar zugleich ein Bild der chriſtlichen Wachſamkeit ſein ſoll, zunächſt aber eben mit dieſer ſeiner Wachſamkeit dem Apoſtel Petrus die Urſache zu Thränen bitterer Reue geworden iſt. Ihm ſchließt ſich tröſtlich die Taube mit dem Oelzweig an, welche zu den gewöhnlichſten Darſtellungen auf Sarkophagen und in Grabkapellen gehört und der Geſchichte des Noah entnommen iſt. Mit ihr, die das Aufhören der Sündflut und die neue Verjüngung der Erde in der Arche verkündete, wird der Friede mit Gott angedeutet, den der Chriſt durch die Erlöſung erhalten, den er ſich durch die Taufe angeeignet hat.

3.

Aber wenn nicht die Attribute, ſo ſind vielleicht die durch ſie gekennzeichneten Perſonen ſelbſt Symbole und die verſchwiegenen Ziffern eines Göttlichen, Unausdrückbaren? — Freilich ſind ſie das, ſie ſind nicht ſie ſelbſt, ſondern etwas ganz anderes, das keinen Namen hat. Wenn wir in die Säle treten, wo die erhabenen Bilder der alten Götter und Heroen in herrlicher Verſammlung uns umſtehen, ſo ſehen wir nur Bilder, Bilder, Bilder. Aber Symbole möchten wir ſie nicht nennen, ſondern Perſonificationen von Elementen, von Zuſtänden, von Kräften.

In dem Capitoliniſchen Muſeum befindet ſich ein merkwürdiger Sarkophag, welcher die Geſchichte der Prometheiſchen Menſchenbildung vorſtellt und einer ſehr ſpäten Zeit anzugehören ſcheint. Hier ſehen wir alſo den Titanen einen Menſchen formen und die Minerva ihm in Form eines Schmetterlings die Seele auf das Haupt ſetzen; aber zugleich bildet der Künſtler, ein neuer Prometheus, ſelber Menſchen, indem er die Stoffe, deren ſich jener zu ſeinem Bilde bedient, in menſchlicher Geſtalt erſcheinen läßt: das Feuer als Schmiede Vulkan's, das Waſſer als den Ocean mit dem Ruder und Seedrachen, die Luft als den aus einer gewundenen Muſchel blaſenden Gott der Winde, die Erde als eine ſitzende Frau mit einem Füllhorn, ja indem er die Vereinigung und Belebung dieſer Elemente wiederum als die wechſelſeitige Umarmung von Amor und Pſyche auffaßt. Welch ein Meiſterwerk entſteht! Die Quinteſſenz vom Staube. Die geheimnißvollen über ihn waltenden Schickſalsgöttinnen ſind bei der Geburt zugegen: Klotho ſpinnt den Faden

ſeines Lebens, Lacheſis zeichnet mit einem Griffel auf der Himmelskugel die ihm durch den Lauf der Geſtirne beſtimmten Schickſale, und bei der im Mantel eingehüllten Figur der Atropos deutet eine Sonnenuhr auf das Maß der Zeit und die Dauer des menſchlichen Daſeins. Er ſtirbt; der Grabesgenius löſcht die Fackel des Lebens auf der Bruſt des Abgeſchiedenen, über dem die aus dem Körper entflohene Seele in Geſtalt eines Schmetterlings ſchwebt; und neben der entſeelten Hülle ſitzt Nemeſis als Richterin, das Buch aufrollend, in welchem die Thaten ſeines Lebens verzeichnet ſind. Kaum hat ſich Aurora aus der Tiefe des Meers erhoben und das Licht gebracht, ſo lenkt Luna, das Sinnbild des Abends, ſchon wieder ihren Wagen abwärts und beſchließt den kurzen Lebenstag. Ein Menſch iſt abgefallen, ein anderer ſteht auf. Mercur, der Todesengel, führt die Seele in Geſtalt der durch Schmetterlingsflügel bezeichneten Pſyche in die Unterwelt; ja die Erlöſung derſelben Seele nach ihrer durch die Büßung vollbrachten Reinignng anzudeuten, wird der urſprüngliche Schöpfer ſelber dargeſtellt, an einen bärtigen Mann, d. i. den Kaukaſus, gefeſſelt und den einen Fuß auf das Haupt der ein Füllhorn haltenden Erde ſetzend. Hercules naht zu ſeiner Befreiung und ſpannt den Bogen gegen den Geier, der ſein Leben zernagt. Und ſo nimmt denn auf dieſem ſeltſamen Werk in Wahrheit ein ganzer Kosmos unſere Geſtalt und Bildung an: wir, die geprieſene Zierde des All, leihen unſere Züge Göttern und Dämonen; in unſerm Antlitz ſpiegelt ſich die Luft, das wackere, umwölbende Firmament; in einen Leib wie der unſerige verwandelt ſich der Schemel unſerer Füße, der Berg, an dem wir lehnen; in unſerm Innern wohnen, ein neues Volk von Menſchen, unſere Seelen, unſere Begierden und Leiden-

ſchaften; und wenn ſchließlich an der Querſeite deſſelben Monuments bei einem Baume zwei menſchliche Figuren abgebildet ſind — mögen wir nun darin Adam und Eva, oder Deukalion und Pyrrha, oder die vom Himmel in die Sinnenwelt herabgeſtiegenen Seelen ſehen —, ſo ſtehen ſie hier wie Boten jenes myſtiſchen Anthropomorphismus, wo von der Natur nichts übrigbleibt, in ihr nichts anderes entdeckt wird als der Menſch.

Eine derartige Verperſönlichung iſt bekanntlich die geſammte Mythologie der Alten, die das Himmelslicht zum Jupiter, die mütterliche Erde zur Demeter, das wogende Meer zum roßerſchaffenden Neptunus machten; ſie, eine verhängnißvolle Liebhaberei des Menſchengeſchlechts, zieht ſich auch durch die chriſtliche Kunſt hindurch. Selbſt der heilige Jordan, das Sinnbild der Taufe, muß ſich gefallen laſſen, in den Moſaiken der Tribünen als Flußgott zu erſcheinen; an die Stelle des alten Amor iſt die Caritas, an die des Pluto, der die Proſerpina entführt, das Todtengerippe getreten, welches die Sterblichen wie Gras mit ſeiner Senſe mäht; Himmel, Erde und Meer in Menſchengeſtalt bei der Kreuzigung Chriſti vorzuſtellen, iſt namentlich auf Elfenbeintafeln ſehr gewöhnlich; ſo erſcheint auf dem Sarkophag des Junius Baſſus in den vaticaniſchen Grotten Chriſtus auf einem Seſſel ſitzend: Zum Fußſchemel dient ihm der Himmel, vorgeſtellt wie auf heidniſchen Denkmälern unter dem Bilde eines Mannes, welcher über ſeinem Haupte einen in der Form eines Halbcirkels wallenden Schleier hält. Gottvater reichte aus den Wolken ſeine Hand, und im Augenblick ergriff ſie der kecke Künſtler. Gleichwol haben dieſe mythologiſchen Figuren keinen eigentlich ſymboliſchen Charakter. Denn ſie beruhen nicht auf einer kühnen Analogie, ſondern auf einer phantaſti-

ſchen Gleichſtellung. Neptun wird im Meere nicht ſowol geahnt als vielmehr buchſtäblich daraus gemacht, während in der Symbolik Sinn und Bild wirklich geſondert bleiben und jener durch dieſes nur wie ein wunderbares Licht hindurchſcheint. Darum man denn auch dort ganz unperſönliche Dinge, todte Stoffe, körperloſe Kräfte, hier lebendige Gegenſtände, Thiere und Pflanzen, in Betracht zu ziehen pflegt.

Zum Beiſpiel, wenn Chriſtus mit einem Fiſche (griechiſch ἰχθύς) oder einem Haſen (λαγός) verglichen wird. Gemäß einem ſibylliniſchen Verſe wählten nämlich die Chriſten dieſe Bilder, um einerſeits den Namen Jeſu (Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ), andererſeits den Namen des Wortes (λόγος) auszudrücken, ungefähr wie man aus den Anfangsbuchſtaben der Namen Cliſford, Arlington, Buckingham, Aſhley, Lauderdale, des berüchtigten Staatsraths Karl's II., das Wort Cabal gemacht hat. Nur daß dies gleichſam blos eine Art von Bilderſchrift iſt, die man ſich am beſten klar macht, wenn man an die Hieroglyphen oder an unſere Rebus denkt, und die in einer Uebereinſtimmung des Bildes nicht mit dem Weſen, ſondern mit dem Worte, ja man möchte ſagen allein mit dem Buchſtabenwerth beſteht — eine kürzere Schreibweiſe, keine eigentliche Symbolik. Vielmehr könnte man den Fiſch mit dem bekannten Monogramme Chriſti ☧, häufig nach Offenbarung 1, 8 als das Ewige und Allumfaſſende zwiſchen Alpha und Omega, vergleichen; oft wird das X nur durch einen Strich, welcher mit dem Schaft des P ein Kreuz bildet, angedeutet.

4.

Wir kommen alſo nach mehreren Umwegen darauf zurück, wovon wir bei dieſer Betrachtung ausgegangen waren, daß wir Symbole nur ſolche Dinge nennen, welche ihrem ganzen Weſen oder einer einzelnen Eigenſchaft nach andern analog ſind und deshalb als Vorbilder oder Nachbilder derſelben betrachtet werden können. Schon der weiſe Pythagoras ſoll ſich des Ypſilon, des ſogenannten Pythagoräiſchen Buchſtabens (Y) bedient haben, um die Scheidung des Lebensweges entweder zum Guten oder zum Böſen daran zu verſinnlichen, etwa wie wir für die Dreieinigkeit ein Dreieck, für die Ewigkeit eine Schlange, die ſich in den Schwanz beißt, malen, oder wie der Dreizack, der Schiffsmaſt, der von einem Delphin umſchlungene Anker Geheimzeichen des Kreuzes bilden: in der That eine einfache und glückliche Parallele. Oder wenn der Granatapfel wegen der Fülle ſeiner dicht beiſammenliegenden Samen zu einem Sinnbild der Fruchtbarkeit des Weibes, ja ſein Genuß zu einer Art von zweitem Sündenfall geworden iſt, wenn man noch heute Joſua und Kaleb's Weintrauben auf Taufbecken erblickt: ſo hat man hier nicht minder einen Zuſtand auf den andern übertragen und ein beſonders bekanntes Beiſpiel zum Typus einer ganzen Gattung erhoben. Gewöhnlich aber findet hierbei nicht blos eine Uebertragung überhaupt, ſondern ſpeciell eine Uebertragung ſinnlicher auf überſinnliche Dinge und damit eine Vergeiſtigung des irdiſchen Daſeins ſtatt. Irgendein Gegenſtand wurde metaphoriſch zum Repräſentanten einer an ihm beſonders hervortretenden Eigenſchaft erwählt. So hat ſeit alten Zeiten das ſtille Leben der Pflanzen und namentlich die fünfblätterige Roſe, die be-

deutungsvoll auf die lärmende Tafel niederhängt und an Beichtſtühlen abgebildet iſt, für ein Zeichen der Verſchwiegenheit gegolten, ein Storch für das der Zärtlichkeit, ein Elefant für das der Keuſchheit, ein Einhorn für das der Jungfräulichkeit, ein Käfer für das der Weisheit, ein Bienenkorb für das der Beredſamkeit (Spr. Salomo 16, 24). Die Sage, daß das Hermelin lieber durch Feuer als durch Koth laufe, und lieber ſterbe als ſich beſchmuze, machte es uns zum Symbol der Reinheit und Unſchuld. Was iſt ſinnvoller, als auf dem Sarge eines Jünglings den hinwelkenden Adonis oder den frühzeitig weggerafften Ganymed, oder mit Anſpielung auf die Schnelligkeit der Zeit und die Kürze der Lebensbahn die Circenſiſchen Spiele abzubilden? Wie man dem Apoſtel, der in der Schrift den Beinamen vas electionis führt, ein Gefäß zur Seite ſetzt, woraus eine Pflanze entſprießt, auf der ein Vogel ſitzt: ſo entſprießt aus dem ſinnlichen Gefäße die Blume des Gedankens und auf ihr ſingt ein wundervoller Vogel leiſe von den Geheimniſſen der Welt.

An ſolchen Symbolen iſt namentlich das Chriſtenthum reich. Sie, die freilich mitunter nur auf einem Hauch, einem Schimmer von Aehnlichkeit beruhen, ſind vor allen von Chriſtus ſelbſt, weiter von den bibliſchen und chriſtlichen Schriftſtellern in ungewöhnlichem Maße geſchaffen und durch die Kunſt in merkwürdigen Darſtellungen aller Art verewigt worden. Wer jemals in das Dunkel der chriſtlichen Katakomben hinabgeſtiegen iſt und etwa in der Sakramentskapelle von S. Calliſto die ergreifenden Darſtellungen des Abendmahls und der Taufe mit andächtigem Auge betrachtet hat; oder wer auch nur auf einen Augenblick vor den feierlichen Reſten alter Moſaiken in den Baſiliken von Rom oder Ravenna ſtehen geblieben

iſt: den weht es an wie der fremdartige Odem einer neuen Welt, einer Welt, wo die Gegenſtände nicht mehr um ihrer eigenen Schönheit willen da ſind, ſondern ein Fernes, Höchſtes, Ueberſchwengliches bedeuten, wo ſich der unmittelbare Sinn verſchließt und der Geiſt in ſich gekehrt die innere Geſchichte der Welt und den verborgenen Zuſammenhang der Dinge wie ein Prophet in göttlichem Traume lieſt: wo dieſe ganze lebensfrohe Wirklichkeit zum Schleier, zum Myſterium der tiefſten Wahrheit wird.

Kraft dieſer Symbolik wird zunächſt die ganze Weltgeſchichte zu einem großen chriſtlichen Gedicht und die Vergangenheit zu einem Vorbild, die Zukunft zu einer Erfüllung des Chriſtenthums erhoben. Nur ein chriſtlicher Künſtler konnte den erhabenen Gedanken faſſen, in einer Sixtiniſchen Kapelle die Schickſale der Welt und des Menſchen als ein Ganzes darzuſtellen, wo von der Schöpfung bis zum Jüngſten Gericht ſich Eine mächtige Idee entwickelt. Denn wie die altteſtamentlichen Propheten ausdrücklich das Kommen des Meſſias verkündeten, die heidniſchen Sibyllen, ein Licht in der Finſterniß, dem Kaiſer Auguſtus das Jeſuskind auf den Armen der Maria zeigten, ja ſelbſt die vierte Ekloge des Virgil als eine ſolche Weiſſagung gedeutet ward, ſo traten unzählige Perſonen und Ereigniſſe ein in dieſen Zauberkreis, indem ſie ſelbſt als Typen Chriſti, als leibhaftige Vorfahren des Heilands angeſehen wurden. Die griechiſche Mythologie und namentlich das Alte Teſtament ward ausgebeutet, um Bilder für die Hauptepochen des Lebens Jeſu zu gewinnen; und für jede hat man denn auch ſchließlich mehr als eins gefunden.

Zunächſt für jenes wunderbare, unbegreifliche Ereigniß der Menſchwerdung überhaupt und des Eingehens der

Gottheit in den Schos Maria's; dies iſt man nicht müde geworden ſymboliſch zu erklären und auszumalen. Bald erſcheint die Madonna als der feurige Buſch, der mit Feuer brannte und doch nicht verzehret ward (2. Moſe 3, 2), bald als der ſproſſende Stab Aaron's, bald als das Widderfell auf der Tenne Gideon's, das allein auf der ganzen Erde mit göttlichem Thau befeuchtet war (Richter 6, 37). Oder, wie er aus dem Schoſe der Jungfrau geboren ward, ſo entſprang unter dem Schlage Moſis eine Quelle aus dem Felſen, und der wunderbare Felſenquell labt nun tauſend Durſtige, ja zu ihm flattern als Tauben die Seelen der verſtorbenen Kinder (1. Kor. 10, 4): eine Darſtellung, die faſt auf jedem der großen Sarkophage wiederkehrt, die in dem chriſtlichen Muſeum des Lateran aufgeſtellt ſind. Befremden kann es uns hiernach nicht, wenn wir in einem merkwürdigen Buche des 14. Jahrhunderts, dem „Defensorium inviolatae virginitatis b. Mariae virginis", ſogar die Danae erblicken, hinter einem vergitterten Fenſter ſtehend, wie ſie von den goldenen Strahlen des Halbmondes beſchienen wird.

Dagegen finden wir Chriſtus ſelbſt in den Calixtkatakomben zweimal als Orpheus vorgeſtellt, der genau ſo wie in einem neuentdeckten Wandgemälde in Pompeji die wilden Thiere, die Bäume, ja die Steine mit ſeinem himmliſchen Geſang bezaubert; wie Theſeus wegen ſeines Kampfes mit dem Minotaurus auf David bezogen wurde, der den Goliath erſchlägt, ſo dieſer wieder auf Chriſtus, den Beſieger des Heidenthums; und es iſt wahrſcheinlich, daß der ältere Typus des Chriſtusbildes, wo er in jugendlicher Geſtalt, ohne Bart, in idealer Auffaſſung erſcheint, urſprünglich kein anderer als der des Apollo iſt, mit dem die alten Chriſten vom vierten Jahrhundert kein Bedenken

fanden den Heiland zu vergleichen. Vorbildlich auf ihn, den von Judas Verrathenen, iſt der verkaufte Joſeph; auf ihn, den für uns Geſtorbenen, der Widder, der für Iſaak geopfert ward; auf ihn, den Gekreuzigten, die Schlange, die Moſes in der Wüſte erhöhete (Ev. Joh. 3, 14); auf ihn, den Auferſtandenen, Jonas, der vom Walfiſch verſchlungen und wiedergegeben wurde, nachdem dieſem wieder Hercules vorausgegangen, der der Sage nach drei Tage in dem Bauche des Seeungeheuers verweilte, um die Heſione zu befreien. Was bedeutet der Mann zwiſchen zwei Löwen? Den Daniel in der Löwengrube und mithin Chriſtus, der zur Hölle gefahren iſt. Was der Mann mit zwei Thoren? Den Simſon, der die Stadtthore ausgehoben, und dieſer Chriſtus, der die Pforten der Hölle zerbricht. Wie fährt er gen Himmel? Als der Prophet Elias, auf einer Quadriga wie Helios.

Neben dieſer hiſtoriſchen Symbolik geht aber nun eine ebenſo umfaſſende naturgeſchichtliche nebenher, welche die Welt wiederum räumlich in ihrer ganzen Ausbreitung durchdringt und namentlich die Thiere gewiſſermaßen in zwei Reiche ſcheidet, ein gutes und ein böſes. Denn wenn Chriſtus das Lamm iſt, das der Welt Sünde trägt (Joh. 1, 29), ſo erſcheint der Teufel als Schlange um einen Baum gewunden, ein Motiv, das der antiken Kunſt entlehnt ſein ſoll, indem die Schlange eine Wiederholung des Drachens beim Raube der Hesperidenäpfel iſt; wenn man jenen unter dem Bilde des Pelikans verehrt, der ſich die Bruſt aufreißt und ſeine Jungen mit dem eigenen Blute nährt, ſo ſah Dominicus dieſen als einen Sperling, Hieronymus als einen Raben; und wie der Heilige Geiſt in Geſtalt einer Taube vom Himmel herniederſtieg, ſo entſandte die Wüſte einen Dämon in Geſtalt eines Cen-

tauren, der mit ſeinen feurigen Pfeilen den neunzigjährigen Antonius erſchreckte (Epheſer 6, 16). Freilich müſſen bei der Willkürlichkeit dieſer Anſpielungen die Bilder bisweilen ineinander laufen und bald dem Himmel, bald der Hölle dienſtbar werden, wie denn ſelbſt die Schlange Chriſtus, und unter dem Schleier die chriſtliche Dialektik bedeuten kann. Ebenſo nennt die Offenbarung Johannis (5, 5) Jeſum den Löwen aus dem Stamme Juda, ein Vers, der mit großen Buchſtaben auf dem Obelisken des St. Petersplatzes eingegraben iſt, die erſte Epiſtel Petri dagegen (5, 8) den Teufel einen brüllenden Löwen, der ſuchet, welchen er verſchlinge: wonach nicht nur in dem Dom zu Worms Löwen gebildet ſind, die Menſchenköpfe im Rachen tragen, ſondern auch im Münſter zu Baſel die Geſchichte von Pyramus und Thisbe als eine durch den Trug des Böſen verurſachte Tragödie gefaßt iſt. Ein ander mal wurde wieder Chriſtus als Panther und der Teufel als Drache dargeſtellt, weil man glaubte, daß dem Panther ſeines ſüßen Athems wegen alle wilden Thiere nachziehn, nur der Drache nicht, der davor flieht, weil er davon getödtet wird. Ja Albrecht Dürer hat in einem Gebetbuch ſogar den Bezwinger des nemeiſchen Löwen, Hercules, zum Typus des über die Heidenwelt triumphirenden Gottesreichs genommen. Aber ſelbſt innerhalb eines und desſelben Kreiſes ſchwanken und wechſeln dieſe Beziehungen nur allzu oft.

In dem alten Rundtempel am römiſchen Forum, der den Heiligen Cosmas und Damianus gewidmet iſt, befinden ſich herrliche Moſaiken, welche, die ſchönſten Roms, namentlich im Abendlichte einen tiefen Eindruck machen: die erhabene Geſtalt des Heilands — die Weltkugel haltend,

auf der sich das heilige Kreuz erhebt, und ihm zu beiden Seiten eine Reihe von Männern, die ihm ihre Märtyrerkronen zum Zeichen des Sieges darbringen; unter ihnen die Gläubigen, die nach dem siebenten Kapitel der Offenbarung in weißen Kleidern und mit Palmen herbeikommen, um Heil dem Sohne Gottes zuzurufen; zuhöchst als Sinnbild des ewigen Vaters eine Hand, die einen Lorberkranz mit einem Kreuze über dem Erlöser emporhält — ist in ihrer stillen Größe wol niemals übertroffen worden. Daneben aber erblickt man am Triumphbogen denselben Christus in seiner symbolischen Figur, als Lamm auf einem reichgeschmückten Stuhle, bei dem das Buch mit sieben Siegeln ruht, ihm zu beiden Seiten die sieben Leuchter und die symbolischen Bilder der Evangelisten, Engel, Löwe, Stier und Adler (Offenb. 5, 7); und in der untern Abtheilung der Tribüne abermals das Lamm, dem sich aber hier zwölf Lämmer zuwenden. Wer sind diese Lämmer? Die aus Jerusalem und Bethlehem kommenden Apostel; denn Christus selbst hat ja seine Gemeinde wiederum mit Schafen verglichen, für die er, der gute Hirte, sein Leben läßt, die er seinen Jüngern zu weiden anbefiehlt (Joh. 10, 12). Infolge davon erscheint er selbst zugleich als Lamm und Hirte, mit aufgeschürzter Tunica und dem kurzen Mantel, der Penula, darüber, den Stab in der einen, den Milcheimer in der andern Hand; und aus dem letztern Bilde mag sich der spätere Typus des Christusgesichts entwickelt haben. Im Kapitelsaale des Dominicanerklosters von S. Maria Novella in Florenz hat Simone Memmi da Siena die Dominicaner im Eifer gegen die Ketzer dargestellt. Wölfe wollen Lämmer verschlingen, werden aber von Hunden kräftig zurückgetrieben. Die letztern sind schwarz und

weiß, wie der, welcher den heiligen Dominicus gewöhnlich begleitete und wie ihn ſeine Mutter mit einer Fackel im Maul im Traum geſehen hatte. Schon Demoſthenes bediente ſich, als er mit andern Rednern dem Alexander ausgeliefert werden ſollte, eines ähnlichen Vergleichs (Plut. Dem. 23); während er hier durch den Anklang an „Domini canes" zum wenigſten begünſtigt worden iſt.

„Ich bin der Weinſtock, und ihr ſeid die Reben", ſo ſagt Chriſtus ein anderesmal (Joh. 15, 5) und hat damit die Veranlaſſung zu einem der beliebteſten Sinnbilder gegeben. Ein Weinſtock mit ſchneckenförmigen Zweigen, auf denen Pfauen und Vögel anderer Gattung ſitzen, iſt auf Sarkophagen und Kirchenwänden eine ſozuſagen unentbehrliche Decoration. Nicht ſelten iſt nicht ein bloßer Weinſtock, ſondern eine förmliche Weinleſe abgebildet, wo Trauben von Knaben geſammelt und gekeltert werden; und vielleicht hat mancher, der ſonſt dieſen Gegenſtänden fremd iſt, das ſogenannte Grabmal des Bacchus in dem Eingangsſaal des vaticaniſchen Muſeums zu Geſicht bekommen, den mächtigen Porphyr-Sarkophag der Konſtantia, Tochter Konſtantin's des Großen, auf welchem eine ſolche Leſe ohne alle bacchiſche Beziehung vorkommt. Dies ſoll nun wol im allgemeinen ein Bild der Todesernte ſein, bei welcher ſich die Seele wie der Wein aus der zerſtörten Traube durch Vernichtung des Leibes zur Unſterblichkeit erhebt; namentlich aber bedeuten die Weintrauben in Verbindung mit der Garbe vermöge einer leichtverſtändlichen Allegorie das Blut Chriſti und, unter der Preſſe, das der Märtyrer.

Desgleichen wird keinem aufmerkſamen Beſucher Roms das ſogenannte Schifflein des Giotto entgangen ſein, welches ſich ehemals im Vorhofe der alten Peterskirche

befand, gegenwärtig aber die Lunette über dem mittlern Eingange der Vorhalle ſchmückt, und zu deſſen Reſtauration ihrerzeit die Copie in Waſſerfarben in der Kapuzinerkirche verfertigt worden iſt. Das Moſaik ſtellt den heiligen Petrus vor, wie er auf dem galiläiſchen Meere zu Chriſto wandelt, während das Schiff, in dem ſich die übrigen Apoſtel befinden, heftig von den Winden bewegt wird, und hat ebenfalls eine durchaus ſymboliſche Bedeutung. Das Schiff iſt ein der Geſchichte des Noah und des Jonas entnommenes Sinnbild der kirchlichen Gemeinſchaft der Gläubigen untereinander und mit dem Erlöſer, der Kirche die bald den Anker der Hoffnung in den Grund der göttlichen Liebe ausgeworfen hat, bald wie hier ſich durch göttlichen Beiſtand bei allen Erſchütterungen aufrecht erhält. Die Widerſacher ſind in den beiden in der Luft ſchwebenden Dämonengeſtalten, den perſonificirten Figuren der Winde, angedeutet. Ueber ihnen erſcheinen, wie zum Schutz der Kirche und der Bezeugung ihrer Wahrheit, vier auf Wolken ruhende Heilige, vermuthlich die vier Großen Propheten des Alten Teſtaments. Der Angelfiſcher, auf dem Vorgrunde links vom Beſchauer auf einer Klippe ſitzend, iſt wie auf alten chriſtlichen Reliefs eine ſymboliſche Vorſtellung des Erlöſers nach ſeinen zu den Apoſteln Petrus und Andreas geſprochenen Worten: „Ich will euch zu Menſchenfiſchern machen“.

Dieſes Gefühl der Zuſammengehörigkeit mußte bei den älteſten Gemeinden lebhafter ſein als jetzt, daher waren es vorzugsweiſe darauf bezügliche Darſtellungen, mit denen ſie ihre Heiligthümer ſchmückten. Indeſſen auch das chriſtliche Leben ſelbſt, ſeine Stufen, ſeine vornehmſten Momente wurden mit einer ſeltenen Innigkeit erfaßt und

in einfachen, aber rührenden Bildern zum Ausdruck gebracht. In der Tribüne von S. Maria Maggiore ſehen wir vor dem obenerwähnten Weinſtock ein Waſſer fließen und in und bei demſelben Barken mit menſchlichen Figuren und mancherlei Thieren angefüllt, unter den letztern, dicht neben der heiligen Jungfrau, befindet ſich ein Hirſch. Ebenſo erſcheint an dem Bogen der alterthümlichen Kapelle in S. Praſſede, die den Namen Paradieſesgarten führt, Chriſtus unter dem Bilde des Lammes mit vier Hirſchen, und aus ſieben ſilbernen Hirſchen und einem goldnen Lamme ergoß ſich das Waſſer in das ſilberne Taufbecken in dem prachtvollen Baptiſterium Konſtantin's des Großen. Was bedeuten dieſe Hirſche? Die Menſchen, die nach dem Sakrament der Taufe dürſten; „wie der Hirſch ſchreiet nach friſchem Waſſer, sicut cervus desiderat ad fontes aquarum“ (Pſalm 42, 2), ſo beginnt noch heute das Rituale der Conſecration des Taufquells. Zugleich findet ſich bei derſelben Gelegenheit das bereits erwähnte Symbol des Fiſches und zwar als ſolches wieder; wie nämlich dieſer des Waſſers zu ſeinem körperlichen Leben bedarf, ſo der Geiſt zu ſeinem inneren: „Nos pisciculi secundum ἰχθὺν nostrum Jesum Christum in aqua nascimur“, ſagt Tertullian (De bapt. c. 1.).

So ward andererſeits die Ehe als Symbol der untrennbaren Vereinigung Chriſti mit ſeiner Kirche aufgefaßt; namentlich aber erſcheinen, gemäß dem ganzen Geiſte des Chriſtenthums, durch welchen es der antiken Lebensfreudigkeit ſo entſchieden entgegentritt, und zugleich den düſtern Stätten entſprechend, wohin dieſe Darſtellungen vorzugsweiſe gehören, die verſchiedenſten Beziehungen auf das Jenſeits, die große Hoffnung der Armen, der Verfolgten, der Märtyrer. Denn nicht nur

daß das alte und ſchöne Sinnbild der Unſterblichkeit, der Schmetterling, beibehalten wurde, nein, ganz andere, neue Thiere werden herbeigezogen, um dieſen einen tröſtlichen Gedanken des ewigen Lebens zu verſinnlichen. So namentlich der Vogel, der zugleich wegen ſeiner Eitelkeit ein Zeichen der Buße iſt, der Pfau.

Die beiden Pfauen von Bronze, welche gegenwärtig in dem kleinen Garten des Vatican zu ſeiten des großen Pinienapfels ſtehen, ſie waren dereinſt auf Säulen zwiſchen goldnen Tauben, marmornen Lämmern und unzähligen andern Thieren im Vorhof der alten Peterskirche aufgepflanzt und ſollen dorthin wieder vom Mauſoleum des Hadrian gekommen ſein. In letzterm bildeten ſie vermuthlich nur eine zufällige Zier; im Grab eines chriſtlichen Kaiſers wären ſie ein tief bedeutungsvoller Schmuck geweſen. Das Fleiſch des Pfaus galt nämlich für unverweslich, daher ſchon Auguſtin (De civ. Dei 21, 4) ein Argument für die Auferſtehung daraus ſchöpft: quis enim nisi Deus creator omnium dedit carni pavonis mortui ne putresceret? An dieſem Glauben war aber niemand anders als die Gläubigen ſelber ſchuld, die den Pfau unverweslich machten und dann ſagten, er ſei unſterblich; und es kommt mir vor wie bei den alten Aegyptern, die vielleicht auch nur deshalb an eine Fortdauer nach dem Tode glaubten, weil ſie die Leichen einbalſamirten und dadurch vor der Auflöſung ſchützten. In frühern Zeiten war ein Pfauenbraten die Zierde und das Prachtſtück jeder großen Tafel; und zwar ſervirte man ihn ganz, mit all ſeinem Federſchmuck. Dabei verfuhr man ſo, daß man den Vogel nicht rupfte, ſondern ihm die Haut mit ſämmtlichen Federn abzog, ihn ausnahm, mit Zimmt, Gewürznelken und aromatiſchen

Kräutern füllte und am Spieß briet, wobei man Hals und Kopf, an denen man die Federn gelaſſen hatte, mit einem naſſen Tuche umhüllte. War der Braten fertig, ſo zog man ihm die Haut mit den Federn wieder an, zupfte ihm die Halsfedern und den Federbuſch zurecht und breitete den Schweif aus, ſo daß es ausſah als ſei er gänzlich unverſehrt geblieben. Dies Gericht, welches nur die vornehmſte und ſchönſte Dame bei großen Feſtlichkeiten auf goldener Schüſſel zur Tafel bringen und dem Hausherrn oder einem preisgekrönten Ritter vorſetzen durfte, war nur für die Augen, denn niemand berührte es. Der Vogel hielt ſich auf dieſe Weiſe jahrelang ohne zu verderben, und man hielt das für eine Eigenthümlichkeit des Pfauenfleiſches, was doch augenſcheinlich nur an den aromatiſchen Kräutern und der Art der Zubereitung lag. Aber ſo kam es, daß der Pfau in der chriſtlichen Kunſt zu einem neuen Phönix ward, einem Sinnbild unſerer eigenen Unvergänglichkeit, das auf Sarkophagen in Relief, und in Farben auf den Wänden der unterirdiſchen Gräber ungemein häufig wiederkehrt. Uebrigens iſt auch der Phönix ſelbſt nicht fallen gelaſſen worden; umgeben mit einem Nimbus und auf einem Palmbaum erſcheint auch dieſes uralte Symbol der Auferſtehung und verräth eben damit, daß auch die Palme mehr als eine bloße Märtyrerkrone ſei.

Bereits im Alterthum nämlich ging die Sage, daß ſich die Palme mit dem Phönix zugleich vernichte und von neuem aus ſich ſelbſt erzeuge (Plin. hist. nat. 13, 9). Sie, die alle Monate neue Zweige anſetzt, war in Aegypten ein Bild des Jahrescyklus, und die Aſſyrer preiſen in Geſängen die dreihundertundſechzig guten Eigenſchaften des Palmbaums (Strabo 16, 742); die Palme

wäre daher gewiſſermaßen das Symbol des Sieges in der Hand des Sol invictus, das Symbol der Wiederſchöpfung nach dem Todesſchlafe der Natur, nicht unähnlich dem immergrünen Epheu oder Lorber und ein Gegenſtück zu der Cypreſſe, die man ſeit alter Zeit auf die Gräber pflanzt, weil ſie einmal abgeſchnitten nicht wieder ausſchlägt. Uebrigens gab zu der durchgängigen Verbindung des Phönix mit dem Palmbaum vielleicht nur der im Griechiſchen übereinſtimmende Name Veranlaſſung, da φοίνιξ das eine wie das andere bedeutet, wie denn namentlich die Stelle Pſalm 92, 13: Der Gerechte wird grünen wie ein Palmbaum (ὡς φοίνιξ), auch auf den Phönix bezogen worden iſt.

5.

Die Zeit der Symbole iſt vorbei, die alten Moſaiken ſind verblaßt, die Sarkophage verſtäubt und leer; in den dunkeln Räumen, wo ſie ſtanden, verſammelt ſich keine Gemeinde mehr, aus ihnen Troſt und Begeiſterung zu ſaugen. Man möchte von neuem mit dem deutſchen Dichter einen Klaggeſang über die entſeelte und entgötterte Natur anſtimmen. Und doch, das Volk bewahrt noch heute der tiefſinnigen Bilder viel, und die Löwen, die Adler der alten Kirche leben fort in Wappen, in Emblemen, in Deviſen.

Dieſe ſind nämlich nichts anderes als Symbole, welche man zu Idealen, zu Muſterbildern für das Leben einer einzelnen Perſon oder einer ganzen Familie gemacht, von Geſchlecht zu Geſchlecht überliefert und gewöhnlich noch mit einem erklärenden Sinnſpruch oder Motto begleitet hat. Wenn z. B. die Provinz Zeeland einen ſchwimmenden

Löwen (Luctor et emergo), der Templerorden einen fliegenden Raben mit einem Todtenſchädel in den Klauen (Gare le corbeau), die Stadt Neapel ein wildes Pferd (Dominum generosa recusat) im Wappen führt, ſo ſoll hier mit Löwe, Rabe und Roß die eigenthümliche Natur dieſer Geſellſchaften gleich oben auf eine ſinnliche Weiſe zum Ausdruck kommen, wie mir denn derſelbe bei der holländiſchen, durch Dämme dem Meere trotzenden Landſchaft beſonders glücklich gewählt erſcheint; er erinnert an das Bild der Sphinx, womit gewöhnlich Aegypten charakteriſirt wird, das aber dort nur ein Symbol des Königs war. Oder, wenn der Graf von Soiſſons eine geſpannte Piſtole mit „Si tangar!“ zur Deviſe nahm, und der frühe Tod eines vielverſprechenden königlichen Kindes durch das muſterhafte Bild beklagt wurde: ein Blitz in der Wolke, darunter „Morior dum orior“ — ſo haben ſie hier ebenfalls den Gegenſtand nicht unmittelbar, ſondern ſinnbildlich, ja mit Steigerung ſeiner Eigenſchaften ausgedrückt, und mußten dies ſogar nach den ſtrengern Regeln der Heraldik thun, denn dieſe verlangen, daß die Menſchengeſtalt nicht unter den Bildern der Deviſe vorkomme. Man kann ſich hiernach vorſtellen, welche Kritik Sulla von ſeiten der Kunſtrichter erfahren haben würde, welcher, wie Plutarch erzählt, einen Siegelring mit der Auslieferung des Jugurtha durch den König Bocchus von Mauritanien an ihn, den damaligen Quäſtor des Cajus Marius, Zeit ſeines Lebens führte.

Viele dieſer ſogenannten Deviſen mögen neu erfunden ſein: ſo der überaus häufige Paradiesvogel, der bekanntlich erſt ſeit 1522 nach Europa gekommen iſt; die Sonnenblume (soli soli), eine amerikaniſche Staude; der den Seidenwurm einſchließende Cocon, dem man eine Be-

ziehung auf das Geheimniß der Empfängniß Mariä gegeben hat (chi mi formò nel mio sen riposa, der mich ſchuf, ruht in meinem Schoſe); Sultan Soliman wird ſeine vier Leuchter, von denen einer angezündet iſt und die die vier Welttheile oder die vier Religionen bedeuten ſollen (Allah vere! Gebe Gott! Wollte Gott!), nicht aus der „Offenbarung" entnommen haben. Im Gegentheil, man möchte mitunter bedauern, daß ſie ſich in den Katakomben und Baſiliken nicht finden, denn viele würden den chriſtlichen Künſtlern Ehre machen und könnten ebenſo wol in einer Grabkapelle wie im Vorzimmer eines fürſtlichen Palaſtes ſtehen. Oder wäre nicht ein Tannenzapfen mit den Worten: Nisi fregeris (nur wenn du ihn zerbrichſt, kommt ſein Keim zu Tage), für den Sarg eines Märtyrers ein vortrefflicher Schmuck? Nicht ein Feuer im Winde (Crescit adversis), Deviſe der Königin Marie von Medicis, ein guter Ausdruck der kirchlichen Standhaftigkeit? Nicht ein Kranich, der einen Stein in der Klaue hält (Ne improviso) und ein Schwan im Waſſer (Tangor non tingor) ſo gut wie der Hahn und wie die Taube ein Sinnbild der chriſtlichen Wachſamkeit und Unſchuld geweſen? In der That hat man auch dergleichen weltliche Abzeichen mitunter auf die Kirche angewandt, z. B. in dem ſinkenden Elefanten, der den Drachen, der ihn ſtach, erdrückt (Etiam post funera victor), den Tod Guſtav Adolf's, und in dem mit einer Schildkröte über einem Felſen ſchwebenden Adler (Ad petram allidet) das Zerſchellen der Irrlehre am Felſen Petri erkennen wollen.

Andere Deviſen ſtimmen zwar, wie der Löwe, der in die Sonne ſchauende Adler (Amica luminis et numinis), die Hirſchkuh der Lucrezia Gonzaga (Nessun mi tocca), dem Bilde nach, aber nicht dem Sinne nach mit den

chriſtlichen Symbolen überein und erinnern viel mehr an die jungfräuliche Diana als an den Täufling, der nach friſchem Waſſer dürſtet; ja ſelbſt wo ſie mit denſelben ſachlich und geiſtig durchaus zuſammentreffen, wie z. B. die Deviſe Richelieu's: ein Schiff im Sturme (Furentibus eminet austris), oder die des Miniſters Olivarez: ein Schäfer und ſein Hund (Fiel y segredo, treu und verſchwiegen), braucht dieſes Zuſammentreffen dennoch kein anderes als ein zufälliges zu ſein.

Manche endlich ſcheinen wirklich aus dem Chriſtenthum entlehnt zu ſein, wie die Taube des Wilhelm von Montjoye (Forte verité) oder der Phönix des Herzogs von Longueville (Morir por no morir). Und ſo mögen denn dieſe beiden Vögel den Abſchluß unſerer Betrachtung bilden und uns zu Symbolen der Symbolik ſelber werden: denn hinter dem Bilde verbirgt ſie ſich, eine ſtarke Wahrheit, und erhebt ſich, phönixgleich und unſterblich, aus dem Grab der Sinnen!

X.

Der Triumph des Todes.

Ἐπάμεροι· τί δέ τις; τί δ' οὔτις; σκιᾶς ὄναρ ἄνθρωπος. ἀλλ' ὅταν αἴγλα διόσδοτος ἔλθῃ, λαμπρὸν φέγγος ἔπεστιν ἀνδρῶν καὶ μείλιχος αἰών.

Pindar Pyth. VIII, 135.

1.

Wer kennt nicht jenen eigenen Platz in Piſa, den ſchon Byron einen Traum des Orients genannt hat? Abgeſchieden vom ſtädtiſchen Gewühl, auf grüner Flur ſteht ein erhabener Dom; daneben, ſäulengetragen, die runde Taufkapelle; rechts, in Wolken hängend und über die vergangene Herrlichkeit mitleidig geneigt, der ſchiefe Thurm; und dahinter öffnet ſich, auf heiligem Feld ein heilig Feld, die Galerie der Todten — wunderwürdiger Campo ſanto, vom Calvarienberg hierhergetragen, mit ewigen Bildern ausgeſchmückt, Herberge der Kunſt, Palaſt der Schatten, Triumph des Todes!

In den Lüften ſchwebt er, den Leib gepanzert, ſeine Senſe ſchwingend, und mäht die Menſchheit nieder. Komm zu mir! ruft der Bettler und ſtreckt ihm die zitternde Hand entgegen; komm, Freund des Elends! fleht eine

Schar von Krüppeln; komm, o komm! so seufzen Millionen Dulder. Er kommt nicht; er rauscht finstern Flugs vorüber und trifft die Glücklichen. Wo die Lebenswelle freudig schäumt und blitzt, wo die Rose blüht, die Harfe klingt, die Liebe lächelt, der Falke steigt — da fährt er vernichtend nieder. Du fühlst dich, arme Quintessenz des Staubes? Ein Augenblick — du stirbst.

Eine Schar fürstlicher Reiter sprengt vorbei; mit ihnen die schönsten Frauen; Kronen prangen an ihren Hüten; das Hifthorn klingt — hurrah, die hohe Jagd! Wer tritt ihnen in den Weg? Der Tod, der weit fürstlicher ist. O, Graun! Drei offene Särge, drei todte Könige drin. Der eine Leichnam schwillt, der zweite ist im Zustand der Verwesung, der dritte schon Gerippe — Würmer- und Schlangenspeise. Ha, großer Cäsar! In Entsetzen starrt die stolze Jagdgesellschaft, Schrecken lähmt ihren Troß, ahnungsvoll scheuen selbst die edeln Pferde und schnopern mit langvorgestrecktem Halse nach dem Ort der Fäulniß — während ein uralter Einsiedler gelassen auf seiner Krücke lehnt und die tiefsinnige Mahnung wiederholt:

Nasci poena,
Vita labor,
Necesse mori.

Erwacht, ihr Seelen, zum Weltgericht! Heran, ihr Teufel, faßt die Gottlosen an! ihr Engel, helft den Frommen! Die Flammen der Hölle lodern, erschrickst du, heuchlerische Nonne? Beißest du dir in die Hand, Unseliger, und fluchst verzweifelnd deinen Aeltern, deinem Geschlecht, der Stätte deiner Geburt, dem Samen, der dich gezeugt? Wehe, wehe, die Zeit ist aus, die Ewigkeit beginnt; Gott sei uns gnädig! Bitte für uns, Maria!

2.

Der Leſer erräth leicht, daß dieſe Zeilen unter dem Eindruck der großen Fresken im Campo ſanto zu Piſa geſchrieben ſind und eine Paraphraſe der Gemälde, angeblich des Andrea Orcagna, enthalten, welche unter dem Namen „Triumph des Todes“ und „Weltgericht“ ſo große Berühmtheit und neuerdings in dem „Zug des Todes“ von G. A. Spangenberg ein höchſt originelles Pendant erhalten haben. Allerdings ſind ſie ſchon als bloße poetiſche Fictionen ergreifend und wundervoll; aber angeſichts Piſas und von den Erinnerungen dieſer Stadt durchzittert, glaubte ich noch mehr darin zu ſehen. Vor meiner Einbildungskraft ſchienen ſich die drei offenen Särge in hiſtoriſche und wirkliche Särge zu verwandeln, und ich lieh den verblichenen Reitern Orcagna's die Gabe, mit mir im tiefen Spiegel der Zeit die erſchütternden Triumphe zu erkennen, die der Tod hier über unſere Landsleute gefeiert hat. Ja, ſie riſſen mich in Gedanken noch über Piſa hinaus, auf andere berühmte Friedhöfe Italiens und an andere offene Gräber von Königen, die dennoch alle durch dieſe Stadt gegangen und mit dieſem Boden verwachſen ſind; und überall ſtand der alte Macarius dabei, lehnte ſich auf ſeine Krücke und ſprach ſein Memento mori.

Drei todte Könige? Wer ſind ſie? Drei deutſche Könige, die erſt lebend und dann wieder todt in Piſa eingezogen oder bei Piſa vorbeigetragen worden ſind: Otto III., Konradin von Schwaben der letzte Staufer, und Heinrich VII. Seht, da zieht durch Italien, das er ſo heiß geliebt, von den tapfern Deutſchen in geſchloſſenen Reihen umgeben und gegen die Scharen der ſeinen Sarg

umſchwärmenden Römer mit dem Schwert vertheidigt, der ſchöne kaiſerliche Wunderknabe Otto III. als Leiche zu ſeinen Ahnen zurück, während ſein Vater im Atrium des Sanct Peter begraben liegt. Und ſeht, da wirft ſich der flüchtige Konradin beim Schloß Aſtura in ein Boot, hoffend, das befreundete Piſa zu erreichen, in deſſen Hafen er wenige Monate vorher triumphirend auf Schiffen der Republik und mit fünfhundert Rittern eingelaufen war — umſonſt, denn Johann Frangipane nimmt ihn ſammt ſeinen Begleitern feſt und liefert ihn den Truppen Karl's von Anjou aus, und das Haupt des letzten Hohenſtaufen fällt. Ja hier an der Oſtwand unſers Campo ſanto ſelber erblickt ihr auf ſeinem Sarkophage einen dritten deutſchen Kaiſer, jenen Kaiſer, der ſich vorgenommen hatte, die Hohenſtaufen zu rächen und, als Todtenopfer für Konradin, Robert von Neapel zu enthaupten; und um ihn verſammeln ſich die Schatten aller jener römiſch-deutſchen Kaiſer, die von der alten Reichsidee getragen über die Alpen gingen; über ihn neigt ſich trauernd die deutſche Nation als über ein letztes der welſchen Erde dargebrachtes Opfer; um ihn, den hohen Heinrich, mit dem ſeine eigenen Hoffnungen ſtarben, klagt der große Dante — klagt Piſa ſelber, die edle Ghibellinenſtadt, die dieſes Mauſoleum immer als einen heiligen Schatz und als ein Vermächtniß des deutſchen Reichs geehrt hat; die dereinſt, als der Leichnam auf einer Bahre durch die Maremmen in ihre Mauern zurückgetragen ward, von unendlichem Wehgeſchrei erſcholl; die ihn, wie niemals einen deutſchen Kaiſer eine italieniſche Stadt, beweinte. Ausgeſtreckt liegt auf einem Marmorſarge, den die Bildniſſe der zwölf Apoſtel zieren, Heinrich VII. von Luxemburg, an ſeinem Mantel eine Borte von deutſchen Adlern, das edle Haupt ein wenig

seitwärts gewandt, mit einem tiefen Ausdruck des Leidens im Gesicht. Bekanntlich raffte ihn am 24. August 1313 zu Buonconvento bei Siena ein schneller Tod hinweg, als dessen Ursache bald das Fieber, bald die Vergiftung durch einen Dominicanermönch, Bernhard von Montepulciano, angegeben wird; es hieß, er habe ihm beim Abendmahl eine vergiftete Hostie gereicht, die Heinrich aus Frömmigkeit sich scheute durch ein Brechmittel zu entfernen, weshalb die aufgeregten Deutschen nach dem Kloster stürzten und die Mönche niederstachen. „Wenn ich", so sagte einst ein anderer Mönch, Gregor VII. zu Canossa, indem er die Hostie brach und die eine Hälfte einem andern deutschen Kaiser kalt und ruhig zu gleichem Gottesurtheil darbot, „wenn ich der gegen mich erhobenen Anklage schuldig bin, so werde mir der Genuß dieser Oblate zum augenblicklichen Tod." Das Schicksal, welches dieser gewaltige Papst vor dem unglücklichen Heinrich IV. herauszufordern wagte, es schien sich an Heinrich VII. wirklich erfüllt zu haben; und je tragischer sein Tod mitten in seine vielversprechenden Entwürfe und in die großen Pläne der Ghibellinen Italiens hineinfiel, um so mehr ist sein Sarkophag geeignet, die bittere Enttäuschung thatsächlich hervorzubringen, welche dort im Bilde an der Wand die drei offenen Särge den Reitern Orcagna's bereiten.

Und abermals, wer sind die drei Könige? Drei Dichter, deren Namen nicht minder aufs engste mit Pisa verkettet und alle drei, von Deutschland bewundert und geliebt, werth sind, neben jenen gekrönten Häuptern genannt zu werden — wenn anders der Sänger mit dem König gehn soll, und dem „Nebenbuhler Ovid's und Schüler Newton's" der „Große König" dies Denkmal nach seinem eigenen Entwurfe errichten ließ: Graf Algarotti, „der Schwan

von Padua", der lange Zeit am Hofe Friedrich's II. und Auguſt's III. in Berlin und Dresden lebte, bis er 1754 in ſein Vaterland zurückkehrte und zu Piſa ſtarb; Lord Byron, der hier, ehe er nach Griechenland überſetzte, in dem ſchönen von Michelangelo entworfenen Palaſt Lanfranchi wohnte, lebhaft an den politiſchen Beſtrebungen der Italiener betheiligt; und Shelley, Byron's Freund, Shelley, der auch hier wohnte — Shelley vor allen Dingen. Denn eine ſüße Melodie ſchleicht über die Mündungen des Arno und meldet, wie einſt vom König von Neapel:

Fünf Faden tief liegt Vater dein,
Sein Gebein wird zu Korallen,
Perlen ſind die Augen ſein.
Nichts an ihm, das ſoll verfallen,
Das nicht wandelt Meereshut
In ein reich und ſeltnes Gut.
Nymphen läuten ſtündlich ihm,
Da horch, ihr Glöcklein: Bim! Bim! Bim!

Wem läuten ſie? Wem gilt das wunderbare Liedlein, deſſen Ton der Erde nicht gehört? Es gilt dem ertrunkenen Shelley und ſeinen zwei Begleitern — drei Leichnamen abermals.

Am 26. April 1822 verließen die Familien Shelley und Williams Piſa, um in die Lunigiana zu gehn und die Caſa Magni zwiſchen Lerici und San Terenzo am Golf von Spezia, ein ehemaliges Jeſuitenkloſter, zu beziehn. Der Dichter hatte bereits im vorhergehenden Sommer einen flüchtigen Beſuch an dieſer Küſte gemacht und die Annehmlichkeiten bemerkt, die hier Land und Meer während der heißen Jahreszeit gewähren, ja die noch neuerdings den italieniſchen Schriftſteller Paolo Mantegazza zum Bau einer „Serenella" veranlaßt haben.

In der That ist diese entzückende, von sanften Hügeln umschlossene Meeresbucht, scheinbar ein See, zum Ausruhn wie geschaffen und ein Lieblingsplatz des Genius, der Friede und Genuß an allen Enden bietet. Die Lebensmittel müssen von Sarzana, dreiundeinhalb Miglien weit beschafft werden, und der Comfort ist gering; dafür gibt es aber auch kein Wagengerassel, keinen Staub, keinen Lärm und Getös von Reisenden und Fremden, die nicht anders als von Lerici übers Meer hierher gelangen können und die erst jetzt etwas zahlreicher geworden sind, seitdem jene Engländer wie Columbusse diesen stillen und lauschigen Versteck, diesen patriarchalischen Winkel der Welt entdeckten.

Am 12. Mai kam ebendaselbst der Don Juan, ein kleiner Schoner an, den Williams von England mitgebracht hatte und der ihm und Shelley gemeinschaftlich gehörte. Zu seiner Lenkung nahmen sie einen jungen Matrosen, Carlo Viviani, in Dienst, und ihre ersten Versuche fielen befriedigend aus. Natürlich waren sie immer draußen auf der See, die Ausflüge zu Land traten ganz in den Hintergrund. Shelley war freilich zu Wasser äußerst ungeschickt, abgesehen davon daß er den Kopf nie bei der Sache hatte; Williams versprach eher etwas, ermangelte aber der Erfahrung. Beide waren von einer unbegrenzten Zuversicht und gaben den Warnungen eines Freundes von dem pisaner Cirkel, des Kapitäns Edward John Trelawny, kein Gehör, wenn er sagte, es sei ein gewaltiger Unterschied zwischen der offenen See und der landumschlossenen Bucht von San Terenzo. In diesem Boote war es, wo Shelley seinen „Triumph of Life" verfaßte.

Wunderbare Anzeichen schienen längst eine bevor-

ſtehende Kataſtrophe zu verkünden. Am 6. Mai gingen Shelley und Williams auf der Terraſſe ihres Hauſes im Mondſchein ſpazieren. Plötzlich faßte der Dichter ſeinen Begleiter heftig am Arm, ſtarrte unbeweglich in die Brandung und rief aus: „Da iſt es wieder, da!“ Er erklärte dann, er habe, deutlich wie ihn ſelber, ein nacktes Kind aus der See auftauchen, gleichſam vor Freude in die Hände klatſchen und ihm lächelnd zuwinken geſehn. Dieſes Kind war die am 20. April im Kloſter Bagnacavallo am Fieber geſtorbene Allegra.

Faſt zu gleicher Zeit hatte er eine andere Viſion. Eine in einen ſchwarzen Mantel gehüllte Figur erſchien ihm um Mitternacht und führte ihn in den Saal. Hier nahm ſie die Maske ab, zeigte dem ſchaudernden Shelley ſeine eigenen Züge und verſchwand mit den Worten: „Siete soddisfatto?“ (Sind Sie zufrieden?) Am 29. Juni behaupten einige Freunde Shelleys, der, wie ſich alte Leute noch erinnern, in dieſer wilden und halb unbewohnten Gegend häufig Krankenbeſuche machte, in einem kleinen Wäldchen bei Lerici gehen geſehen zu haben, während er in Wahrheit ganz wo anders war.

Unter ſolchen Auguricn geſchah es alſo, daß Shelley am 20. Juni erfuhr, der Schriftſteller Leigh Hunt ſei mit ſeiner Familie in Genua angelangt. Hunt war nach langen Ueberlegungen nach Italien gekommen, um ſich mit Byron über die Herausgabe einer Vierteljahrsſchrift: „The Liberal“, zu einigen, und Shelley ſollte zwiſchen beiden die Vermittelung übernehmen. Mit eins beeilte er ſich demnach vor, im Don Juan nach Livorno zu fahren, wo der neue Ankömmling mit ihm zuſammentreffen ſollte; und am 1. Juli, nach zwei Monaten Abweſenheit in San Terenzo, vielleicht den glücklichſten ſeines Lebens, kam

In der That ist diese entzückende, von sanften Hügeln umschlossene Meeresbucht, scheinbar ein See, zum Ausruhn wie geschaffen und ein Lieblingsplatz des Genius, der Friede und Genuß an allen Enden bietet. Die Lebensmittel müssen von Sarzana, dreiundeinhalb Miglien weit beschafft werden, und der Comfort ist gering; dafür gibt es aber auch kein Wagengerassel, keinen Staub, keinen Lärm und Getös von Reisenden und Fremden, die nicht anders als von Lerici übers Meer hierher gelangen können und die erst jetzt etwas zahlreicher geworden sind, seitdem jene Engländer wie Columbusse diesen stillen und lauschigen Versteck, diesen patriarchalischen Winkel der Welt entdeckten.

Am 12. Mai kam ebendaselbst der Don Juan, ein kleiner Schoner an, den Williams von England mitgebracht hatte und der ihm und Shelley gemeinschaftlich gehörte. Zu seiner Lenkung nahmen sie einen jungen Matrosen, Carlo Viviani, in Dienst, und ihre ersten Versuche fielen befriedigend aus. Natürlich waren sie immer draußen auf der See, die Ausflüge zu Land traten ganz in den Hintergrund. Shelley war freilich zu Wasser äußerst ungeschickt, abgesehen davon daß er den Kopf nie bei der Sache hatte; Williams versprach eher etwas, ermangelte aber der Erfahrung. Beide waren von einer unbegrenzten Zuversicht und gaben den Warnungen eines Freundes von dem pisaner Cirkel, des Kapitäns Edward John Trelawny, kein Gehör, wenn er sagte, es sei ein gewaltiger Unterschied zwischen der offenen See und der landumschlossenen Bucht von San Terenzo. In diesem Boote war es, wo Shelley seinen „Triumph of Life" verfaßte.

Wunderbare Anzeichen schienen längst eine bevor-

ſtehende Kataſtrophe zu verkünden. Am 6. Mai gingen Shelley und Williams auf der Terraſſe ihres Hauſes im Mondſchein ſpazieren. Plötzlich faßte der Dichter ſeinen Begleiter heftig am Arm, ſtarrte unbeweglich in die Brandung und rief aus: „Da iſt es wieder, da!“ Er erklärte dann, er habe, deutlich wie ihn ſelber, ein nacktes Kind aus der See auftauchen, gleichſam vor Freude in die Hände klatſchen und ihm lächelnd zuwinken geſehn. Dieſes Kind war die am 20. April im Kloſter Bagnacavallo am Fieber geſtorbene Allegra.

Faſt zu gleicher Zeit hatte er eine andere Viſion. Eine in einen ſchwarzen Mantel gehüllte Figur erſchien ihm um Mitternacht und führte ihn in den Saal. Hier nahm ſie die Maske ab, zeigte dem ſchaudernden Shelley ſeine eigenen Züge und verſchwand mit den Worten: „Siete soddisfatto?“ (Sind Sie zufrieden?) Am 29. Juni behaupten einige Freunde Shelley, der, wie ſich alte Leute noch erinnern, in dieſer wilden und halb unbewohnten Gegend häufig Krankenbeſuche machte, in einem kleinen Wäldchen bei Lerici gehen geſehen zu haben, während er in Wahrheit ganz wo anders war.

Unter ſolchen Augurien geſchah es alſo, daß Shelley am 20. Juni erfuhr, der Schriftſteller Leigh Hunt ſei mit ſeiner Familie in Genua angelangt. Hunt war nach langen Ueberlegungen nach Italien gekommen, um ſich mit Byron über die Herausgabe einer Vierteljahrsſchrift: „The Liberal“, zu einigen, und Shelley ſollte zwiſchen beiden die Vermittelung übernehmen. Mit eins bereitete er ſich demnach vor, im Don Juan nach Livorno zu fahren, wo der neue Ankömmling mit ihm zuſammentreffen wollte; und am 1. Juli, nach zwei Monaten Aufenthalt in San Terenzo, vielleicht den glücklichſten ſeines Lebens, brach

Shelley mit Williams auf, während seine Gemahlin Mary Unwohlseins halber zu Hause blieb. Er selbst war hochgemuth; ein Nordwestwind nicht minder wie die große Hitze wirkten wohlthätig auf seine Constitution, und in dieser gehobenen Stimmung schrieb er seine letzten Verse, einen Willkommen an Leigh Hunt.

Eine siebenundeinhalbstündige Fahrt brachte Shelley glücklich nach Livorno, wo er Hunt begrüßte; dann ging er mit ihm nach Pisa, wo er und Byron ständig zu wohnen pflegten und der Lord sich, wie bemerkt, den Palazzo Lanfranchi am Arno eingerichtet hatte. Nachdem er seine beiderseitigen Freunde zusammengeführt, verließ er Pisa in der Nacht vom 4. Juli.

Shelley verweilte noch drei Tage in Livorno. Am 7. Juli, dem letzten, dessen Abend er erlebte, sagte er zu Mrs. Leigh Hunt: „Wenn ich morgen sterbe, bin ich älter geworden als mein Vater; ich bin neunzig Jahr alt" — er war in Wahrheit dreißig. Williams hatte in Livorno Heimweh nach San Terenzo, so kurz auch seine Abwesenheit gedauert, und Shelley drängte ebenfalls ängstlich zu der Rückkehr, weil er beunruhigende Briefe von seiner Gattin erhalten hatte. Montag, den 8. Juli gingen sie in Livorno unter Segel; leider konnte sie Trelawny nicht begleiten, weil er der Quarantäne wegen an Bord von Byron's Jacht, dem Bolivar, bleiben mußte. Kapitän Roberts folgte den Schiffern von der Spitze des livorneser Leuchtthurms mit dem Fernglas und sah, wie sie in der Richtung nach Lerici die Wogen theilten.

Der Tag war fürchterlich heiß, die Luft dumpf und schwül, in Südwesten sammelten sich drohend streifige Haufenwolken. Der genuesische Steuermann des Bolivar

bemerkte zu Trelawny nur allzu wahr, „daß der Teufel Unglück braue“. Ein dichter Nebel verbreitete sich und entzog das Boot weiterer Beobachtung.

„Ich ging in die Kajüte,“ erzählt Trelawny, „und schlief ein. Ein Lärm oben weckte mich auf, und ich stieg auf das Verdeck .... es war beinahe Nacht, trotzdem daß der Zeiger erst auf halb sechs Uhr stand. Das Meer hatte eine Farbe und sah so fest und glatt aus wie eine Platte Blei, mit einem öligen Schaum bedeckt. Wirbelstürme strichen darüber hin, ohne es aufzurühren, und dicke Regentropfen fielen auf seine Oberfläche und sprangen wieder zurück, als ob sie es nicht durchdringen könnten. Es war wie ein Aufruhr in der Luft, hervorgerufen durch drohende Laute, die sich der See entrangen. Fischerbarken und Küstenfahrer mit abgetakelten Masten stürzten zu Haufen bei uns vorbei, was draußen war, suchte in schwindelnder Eile den Hafen zu gewinnen. Es gab ein unbeschreibliches Getöse, wie von einem aufgescheuchten Taubenschwarme: da ward es plötzlich über unsern Häuptern von der donnernden Stimme eines Gewittersturmes überkracht. Eine Zeitlang war nichts anderes zu hören als Donner, Wind und Regen. Als sich die Wuth des Orkans, der nicht länger als zwanzig Minuten anhielt, gelegt hatte und der Horizont wieder frei war, blickte ich angstvoll seewärts, in der Hoffnung, unter den bunt umhergestreuten Schiffen Shelley's Boot zu entdecken.“ Keine Spur war von ihm zu sehn; sie waren zur Zeit, wo der Sturm ausbrach, nach Viareggio gegangen.

Tage schrecklicher Angst folgten für die Frauen — ach, die Witwen — von Shelley und Williams, und von peinlichem Suchen für Trelawny. Am 22. Juli wurden zwei Leichname gefunden, welche die See ausgespien hatte:

der Shelley's bei Viareggio am toskaniſchen Ufer, unweit des königlichen Seebads Gombo, das mancher Reiſende von Piſa aus zugleich mit den berühmten Meiereien von San Roſſore beſucht; der von Williams drei Meilen weiter am Thurm von Migliarino, bei Bocca Lericcio. Sie waren in einem bemitleidenswerthen Zuſtand, recht ähnlich jenen Königen; Shelley's Geſicht und Hände und die von den Kleidern nicht geſchützten Körpertheile völlig fleiſchlos. In ſeiner einen Taſche ſteckte ein Band Sophokles; Keats' letztes, ihm von Hunt geliehenes Buch und ein paar Seiten von „The ere of St. Agnes" in der andern, als ob ſie der Dichter abgeriſſen habe, wie er, ins Leſen vertieft, vom Sturme aufgeſchreckt ward. Williams ſcheint verſucht zu haben, zu ſchwimmen; Shelley, ganz unfähig ein gleiches zu thun, hatte mehr als einmal erklärt, er würde in einem ſolchen Falle niemand zu ſchaffen machen, ſondern untergehn mit eins. Es waren nur wenige Monate her, daß der Dichter, als ihm Trelawny ſeine Schwimmkünſte zeigte, ſelbſt eine verhängnißvolle Probe machte und ohne ſeines Freundes Hülfe unfehlbar ertrunken wäre. Er nahm es mit der größten Ruhe hin und ſagte: „Es iſt ſehr verführeriſch; noch eine Minute, und ich wäre, wie die alten Weiber ſagen, auf einem andern Stern geweſen."

Drei Wochen ſpäter wurde, ungefähr vier Meilen weiter abwärts, auch der dritte, der Matroſe Carlo Viviani am Ufer aufgefunden, und zwar, als hätte der Zufall die obenerwähnte Gradation ganz wiederholen wollen, ein reines Skelet. Im September entdeckte man auch den Schoner: er war nicht umgekentert, ſondern gleichſam in eine ſchwere See zehn bis funfzehn Klaftern tief verſenkt, ſodaß man auf die Vermuthung kam, er ſei

durch eine Feluke von hinten überrannt worden. Das Boot war ſtark beſchädigt, es hatte namentlich ein großes Loch im Stern. Dies ſchien ſchwer zu erklären, und der Verdacht erhob ſich, Eingeborene hätten es piratenmäßig überfallen und mit Gewalt erſtiegen, um ſich einer Summe Geldes im Don Juan zu bemächtigen. Dazu kam, daß unmittelbar nach dem Sturme ein engliſches Ruder in einem Fiſcherboot bemerkt ward; man glaubte, es gehöre zu Lord Byron's Jacht, aber die Fiſcher leugneten hartnäckig, daß es vom Bolivar ſei; und es entſtand, wie einſt über Heinrich's VII. Tod, ein langer Streit, der ebenfalls ungeſchlichtet blieb.

Was geſchah mit dieſen traurigen Reſten der armen Schiffbrüchigen? Die Leichname wurden zunächſt in den Sand am Meere begraben und mit ungelöſchtem Kalk überſchüttet. Gleichwol würde dies als letzte Maßnahme dem toscaniſchen Geſetz zuwider geweſen ſein, welches aus Sanitätsrückſichten alle ſtrandtriftigen Güter und Leichen verbrannt wiſſen wollte; und das war der Grund, warum Shelley öffentlich in Italien gleich einem brahmaniſchen Hindu an das Feuer übergeben ward — gleich einem Hindu, denn eben einen ſolchen, Radſcha von Holapore, verbrannte man vor ein paar Jahren mit höchſt ſeltſamen Ceremonien in den Cascinen zu Florenz. Trelawny, unterſtützt von dem engliſchen Conſul in Florenz, erhielt die Erlaubniß, die Verbrennung zu überwachen und ſie den Gefühlen der Hinterlaſſenen entſprechend auszuführen. Es geſchah am 15. Auguſt mit Williams', am 16. mit Shelley's Leichnam.

Ein ſtarker eiſerner Ofen wurde beſchafft und zu dem Brennmaterial, wie im Alterthum, Weihrauch, Wein, Salz und Oel, außerdem auch noch der Band Keats

hinzugethan. Byron und Leigh Hunt, der Sanitätsbeamte und eine Handvoll Soldaten wohnten der Beſtattung bei. Es war ein glorreicher Tag und ein Proſpect von ſeltener Erhabenheit: die grauſame und ruhige See davor, die Apenninen im Hintergrunde. Ein Köter umkreiſte winſelnd den Scheiterhaufen und konnte nicht weggetrieben werden. Die Flamme ſtieg golden und prangend in die Höhe. Der Leichnam nahm allmählich eine dunkle Indigofarbe an. „Die einzigen Theile, die nicht verbrannten“, erzählt Trelawny, „waren etliche Knochenſplitter; aber was alle überraſchte, war, daß das Herz völlig unverſehrt blieb. Als ich dieſe Reliquien aus dem Ofen nahm, verbrannte ich mir tüchtig die Hand.“

3.

Die weitere Geſchichte Shelley's führt uns von Piſa nach Rom, indem ſeine von Lord Byron einer antiken Urne anvertraute Aſche auf den proteſtantiſchen Friedhof bei der Pyramide des Ceſtius gebracht und hier, da die Behörde eine ſchnelle Erledigung wünſchte, ohne weitere Formalitäten unter Aufſicht des Conſuls Freeborn beigeſetzt ward. Ehe wir indeſſen den Platz, wo nicht blos England, ſondern vor allen Dingen auch Deutſchland die Namen ſo vieler ſeiner großen und berühmten Todten zu ſuchen hat, näher in Augenſchein nehmen und berichten, was dem engliſchen Dichter auch hier wieder für eine Wanderung bevorſteht, iſt es nicht unintereſſant, zu fragen, wo man wol Shelley begraben hätte, wenn er ein paar Jahrhunderte früher in Rom geſtorben und wenn er zwar ein Fremdling, aber kein Anglikaner, ſondern ein Katholik geweſen wäre.

Seit dem achten Jahrhundert begrub man zu Rom die Todten in den Kirchen, wo ihre Stätte lange Zeit nur eine Platte am Boden mit Namen, Todesdatum und dem Zusatz „Requiescat in Pace" bezeichnete, während man später neben der Inschrift eine Kerze einzugraben, und seit dem dreizehnten Jahrhundert die Person selbst abzubilden pflegte — auf einem Kissen schlummernd, die Hände über der Brust gekreuzt, links und rechts vom Haupte die Familienwappen; endlich auf dem Rande der Platte die lateinische Inschrift. In Kirchen fanden denn auch bis auf die neueste Zeit die unzähligen Ausländer ihre letzte Ruhestätte, die auf Pilgerfahrten, auf Kriegszügen, auf Kunstreisen nach Rom gekommen und daselbst vom Tode überrascht worden waren; und zwar häufig genug ohne Unterschied in allen Kirchen mitten unter den eingeborenen Römern. Die Souveräne kamen gewöhnlich zu den Päpsten nach Sanct Peter: hier wurde bereits im Jahre 689 ein englischer König Kadwalla und nachmals der letzte Stuart beigesetzt; hier ruhte Otto II. und die Kaiserin Agnes, die unglückliche Mutter Heinrich's IV., die, durch den tiefen Fall ihres Sohnes gebrochen, 1077 im Lateran starb; hier befindet sich ein Kenotaph der Königin Christine. Ihre Unterthanen sind über die 365 Kirchen Roms zerstreut. Wir haben oben vor dem Sarkophag Kaiser Heinrich's VII. im Campo santo zu Pisa gestanden, wir können jetzt die Leichensteine seiner erschlagenen Freunde in den stillen Basiliken von Araceli und der S. Sabina auf dem Aventin aufsuchen. Noch dauern daselbst die Gräber und Wappenschilder mancher tapfern Herren, die in der Straßenschlacht vom 26. Mai 1312 gefallen sind, als sich Heinrich zum Sanct Peter hindurchschlagen wollte, um die Kaiserkrone auf sein Haupt

zu ſetzen; noch leſen wir nach einem halben Jahrtauſend in wohlerhaltenen Inſchriften Namen wie Ekbert Krech, Eberhard von Erlach, Abt von Weißenburg im Elſaß. Oder ziehen wir die Künſte des Friedens vor, wollen wir idealere Perſönlichkeiten? Wir gehen nach S. Andrea delle fratte, da finden wir Angelika Kauffmann, den Maler Müller, Rudolf Schadow; da ruht der Convertit Zoëga, der däniſche Archäolog, neben einem bekehrten Prinzen von Marokko; dort hat vielleicht einſt Shelley ſelber das Denkmal von Lady Falconet betrachtet.

Aber neben dieſen ſporadiſchen Fremdengräbern exiſtiren auch ſolche, die nach Nationen geordnet ſind. Schon frühzeitig entſtanden in Rom die ſogenannten Schulen oder Colonien, ein Ausdruck des kosmopolitiſchen Charakters der Stadt; und indem ſie nicht nur Nationalhospize, nicht nur Nationalkirchen, ſondern in denſelben wiederum Nationalkirchhöfe ſchufen, wurde ſozuſagen der Zufluß der Individuen geregelt und in beſtimmte Kanäle abgelenkt. Die älteſten Gemeinden in Rom ſind die der Juden und der Griechen, aber nach ihnen haben ſich deren von allen Völkern der Chriſtenheit gebildet und darunter auch vier germaniſcher Nation: die engliſche oder ſächſiſche, die fränkiſche, die langobardiſche und die frieſiſche, alle vier, eben weil ihre Kirchen den Pilgern zugleich als Grabſtätten dienen und dieſe auf heiliger Märtyrererde liegen ſollten, im Bezirk des Vatican angelegt und vom Volke nach der erſten gewöhnlich „Saſſia“ genannt. Später, in der Reſtaurationsepoche des Papſtthums, als die Pilger ihrer wieder bedurften, gründeten dieſelben Stämme neue Niederlaſſungen und die alten gingen theilweiſe ein; manchmal beſtehen aber auch die neuen und die alten nebeneinander fort, und das iſt

gerade bei unſerer Nation der Fall. Um 1399 wurde der Grund zu einem neuen deutſchen Hospital, der ſogenannten Anima gelegt — der „Seele", weil die Pilger darin für die Seelen der Abgeſchiedenen beten ſollen, daher auch der als ihr Wappen dienende Reichsadler das Bild der Jungfrau auf der Bruſt und auf den Flügeln zwei nackte Seelen hat; und in der um ein Jahrhundert jüngern Kirche zum Beiſpiel der letzte germaniſche und ausländiſche Papſt, eigentlich ein Flamländer, Hadrian VI., beigeſetzt: „Proh dolor", ſagt die Inſchrift, „quantum refert, in quae tempora vel optimi cujusque virtus incidat" (O, Wehe, wie viel kommt es auf die Zeit an, in welche des beſten Mannes Tugend fällt). Aber auch die alte Frieſen-, die alte Langobardenkirche ſteht noch aufrecht und nimmt ihre Landsleute auf in ihrem Schoſe; ſo denke ich mir, war das der Grund, warum Rafael Mengs, der zwar ein geborener Böhme, deſſen Vater aber ein Däne war, bei ſeinem Tode 1779 nach S. Michele in Saſſia zu den Frieſen kam; ja der uralte Friedhof der Langobarden bei der Peterskirche, der jetzt von der deutſch-vlämiſchen Erzbrüderſchaft verwaltet wird, S. Maria in Campo ſanto iſt ſogar 1779 von Pius VI. als Hauptgottesacker der katholiſchen Deutſchen ausdrücklich beſtätigt worden. So gehen denn nun in beiden deutſchen Kirchen, der Anima und dem Campo ſanto, die Gräber vielfach parallel nebeneinander her: während dort der unglückliche Papſt aus Utrecht ſchläft, ſo hier der Belgier Mgr. de Merode; wenn dort am Eingange zur Sakriſtei der Cuſtos der vaticaniſchen Bibliothek, der gelehrte Lucas Holſtein aus Hamburg (geſt. 1661), gebettet iſt, ſo hier der Präfect der vaticaniſchen Archive, der vor wenigen Jahren verſchiedene Pater Theiner, neben

Ernſt Zacharias Platner, dem Beſchreiber Roms, und dem Bildhauer von Wagner eine der Berühmtheiten dieſes Platzes; wie man dort für den Herzog Karl Friedrich von Kleve-Jülich-Berg (geſt. 1575) zu beten pflegt, ſo wurde hier noch neulich für den öſterreichiſchen Erzherzog Franz Karl ein Todtenamt abgehalten. Aber zum deutlichen Beweiſe, daß wir gerade hier auf einem Friedhofe des deutſches Volkes ſtehen, treffen wir, bereits aus dem Reformationszeitalter, Bäcker aus Augsburg, Schneider aus Wimpfen und ſalzburger Lautenmacher — natürlich lauter Katholiken; denn während unter andern auch der ausgezeichnete Landſchaftsmaler aus dem tiroler Lechthal, Joſeph Anton Koch, dieſer mit Erde vom Calarienberg bedeckten und durch die Nähe des Apoſtelfürſten geheiligten Stätte gewürdigt ward, ſo verwies man dagegen ſeinen Vorgänger und Meiſter Asmus Jakob Carſtens, zu deſſen „Argonauten" er die Landſchaften zeichnete und die Blätter radirte, an die entlegene Stelle, die wir gleich kennen lernen werden, und wohin eben auch Shelley verwieſen ward, weil er nicht als gläubiger Sohn zurück zur Mutter kehrte, ſondern als ein Anbeter jenes Dämons, welchem der Stifter des Jeſuitenordens in Sanct Peter den Fuß auf den Nacken ſetzt.

4.

Die akatholiſchen Chriſten bilden noch heute, nicht zu Lebzeiten, aber nach ihrem Tode eine „Schule" in Rom, denn während die Deutſchen, die Engländer, die Ruſſen für ihren Gottesdienſt beſondere Häuſer haben, ſo werden ſie doch, wie die Juden und die Mohammedaner im Circus Maximus, zuſammen an der Mauer bei der Pyramide

des Cestius begraben. Obgleich daher der Friedhof vom Volke bald der englische, bald der deutsche, bald der protestantische genannt wird, so ist er doch nichts von alledem ausschließlich, sondern, der Ueberschrift gemäß, der akatholische, das heißt, er dient der protestantischen Kirche so gut wie der orientalisch-orthodoxen, der reformirten so gut wie der anglikanischen und allen den diese Bekenntnisse vertretenden Nationen. Die unsere dominirt; denn wie das protestantische Hospital auf dem tarpejischen Felsen, die Casa Tarpea, von Deutschland unterhalten, aber auch Engländern und Amerikanern geöffnet wird, so steht auch der protestantische Kirchhof zunächst unter dem Schutze des deutschen Gesandten im Palazzo Caffarelli. In der kleinen Kapelle links vom Eingange sind an den Wänden Bibelsprüche in russischer, englischer, deutscher, französischer und dänischer Sprache zu lesen, wie auf dem Oelberge in Jerusalem zweiunddreißig verschiedene Vaterunser; in der Halle zur Rechten sieht man wohlverpackte und als „zerbrechlich" (fragile) bezeichnete Leichen mit Adressen nach Berlin, nach St. Petersburg, nach Boston; und an den Denkmälern bemerkt man selbst griechische Lettern und ägyptische Symbole. Auch über diesen Friedhof weht, wie über ein Rom im kleinen, etwas von einer kosmopolitischen Atmosphäre — ein Hauch von jenem Geiste, der jetzt die Welt umwandelt und beherrscht, aber der Rom nur noch gleich einem Pilgrim streift, nicht mehr mitten auf seinen Hügeln thront.

Es war ursprünglich der kleine, von einem tiefen Graben eingeschlossene Raum vor der Pyramide des Cestius, der die zu Rom verstorbenen Nichtkatholiken aufnahm; hier hatte bereits im vorigen Jahrhundert der obenerwähnte Maler:

Asmus Jacob Carſtens
geboren zu St. Jürgen bei Schleswig 10. Mai 1754
geſtorben zu Rom 25. Mai 1798,

die letzte Ruheſtätte gefunden, obwol ihm erſt vor ein paar Jahren (1874) von den deutſchen Künſtlern ein würdiges Denkmal geſetzt und feierlich, in Gegenwart des Herrn von Keudell und einer zahlreichen Geſellſchaft, eingeweiht worden iſt,

Dem Erneuerer der deutſchen Kunſt
in den Jahren der Wiedergeburt Deutſchlands
von ſeinen Verehrern errichtet —

ein ſpäter, aber nicht untröſtlicher Tribut für den Thorwaldſen der Malerei, weil eine Bürgſchaft für die Dankbarkeit und die Gerechtigkeit der Menſchheit, die echtes Verdienſt nimmer verloren gehen läßt und ihm vielleicht erſt nach hundert Jahren den Lorberbaum aufs Grab pflanzt, aber doch endlich pflanzt.

Eben an eine ſolche Gerechtigkeit der Nachwelt wollte ein junger engliſcher Dichter, ein Nachbar des deutſchen Malers und ein anderer Bürger dieſer alten Todtenſtadt, nicht glauben; denn er wünſchte, wie es heißt, auf ſeinem Sterbebette, in der Bitterkeit ſeines Herzens und im Groll über die Ränke ſeiner Feinde, man ſolle auf ſeinen Grabſtein ſetzen, daß ſein Name in Waſſer geſchrieben geweſen ſei.

Here lies One whose name was writ in Water
Feb. 24. 1821.

„Der Menſchen Tugend ſchreiben wir in Waſſer, ihr böſes Treiben lebt in Erz“, ſo klagt ſchon der Marſchall der Königin Katharina, Griffith. Und doch könnte der gekränkte Jüngling ſeine unentwickelten Züge an der über

nden Brücke noch einmal abgebildet und
am Anfang eines Gedichts ſehen,
Vorwurf auf ſeinen ſterbenden Lip-

ne be writ in water,
ne mourner's cheek,
eek,
deeds of slaughter.
pitaph so meek!

eats, deſſen Poeſien der
er Hand gehalten und auf deſſen
ergreifende Todtenklage „Adonais"
Sein eigener Sohn,

William Shelley born Jan. 24. 1816
died Jun. 7. 1819
Son of Percy and Mary Wolstonecraft Shelley,

dem hier ein Ariel die Kunde bringen mochte: „Fünf Faden tief liegt Vater dein", war ihm vorausgegangen und ſchien ihn mit kindlicher Bangigkeit zu rufen.

Hier auf dem alten Kirchhof wurde alſo neben Sohn und Freund auch Shelley's Aſche, wie wir oben mittheilten, beigeſetzt. Indeſſen kurz darauf kam Trelawny nach Rom, nahm die Aſche eigenmächtig und ohne weitere Rückſprache mit der Obrigkeit heraus und ſetzte ſie oben an der Mauer auf einem ſelbſtgewählten und gekauften Platze abermals bei. Er pflanzte ſechs junge Cypreſſen und vier Lorbeerbäume darauf, die jetzt noch ſtehen, und machte ſich ſein eigenes Grab daneben zurecht mit einem Steine, der unbeſchrieben iſt und es lange bleiben möge. Auf die liegende Marmorplatte Shelley's ſchrieb er mit Anſpielung auf das nicht verbrannte Herz:

Percy Bysshe Shelley
cor cordium —

und fügte die mehrfach angezogenen Strophen aus Shakespeare's „Sturm" hinzu:

Nothing of him that doth fade
But doth suffer a sea-change
Into something rich and strange.

Dieſes Grab Shelley's iſt nun der Ausgangspunkt geworden, von wo allmählich ein neuer akatholiſcher Friedhof anwuchs. Man begrub nämlich überhaupt nicht mehr auf dem alten, weil die Akademie der ſchönen Künſte in Rom bemerkte, daß die ſtarke Anpflanzung von Cypreſſen und andern Bäumen dem Anblick der Pyramide, die dieſer Gegend der Stadt eine ſo ſchöne und maleriſche Zierde gewähre, Eintrag thue; und es wurde im Jahre 1825 der Raum vor der Pyramide mit dem vor Shelley's Grabe feierlich vertauſcht, obgleich die erſtere fortfährt das charakteriſtiſche Wahrzeichen und, wie ſoll ich ſagen, die Mutter der ſeitdem um das Doppelte und Dreifache vergrößerten Todtenſtadt zu bilden. „Noch immer", ſo ſingt einer der vielen, die ſich nach einem Platze an der Pyramide ſehnten,

„kühlt dein Schatten, o Bau des Ceſtius,
nordiſche Gräber."

Bekanntlich iſt ſie, gleich ihren ägyptiſchen Urbildern, ſelbſt ein Grabmal, ein ſeinerzeit ebenfalls in eine Feſtung verwandeltes Grabmal und eins der vielen, die nach römiſcher Sitte längs der großen Heerſtraßen errichtet wurden; eine Viertelmeile vom Paulsthore bemerkt man z. B. zur Linken die von einem Winzerhauſe gekrönten Ruinen eines zweiten. Wo könnten unſere Todten beſſer ausruhn als

am angeblichen Monument des Remus, vom Arm der Mutter der Welt umſchlungen, im ehrwürdigen Staube Roms? —

Und wo wäre ein Friedhof ſinnvoller angelegt als am Fuße des Monte Teſtaccio, einer zweiten Pyramide, die man nicht unpaſſend den ſymboliſchen Grabhügel des alten Rom und ſeiner in Scherben gegangenen Herrlichkeit genannt hat, und den die Sage des Mittelalters aus den zerbrochenen Vaſen entſtehen läßt, in welchen einſt die Völker des Römiſchen Reichs ihr Gold und Silber als Tribut nach Rom zu bringen pflegten? — Hier iſt auch Gold, das man nach Rom gebracht hat; und testa bedeutet, wie unſer „Kopf", ſo Haupt wie Schale. Ein Theil des großen Scherbengefildes, iſt unſer Friedhof ſelbſt ein Trümmerhaufen köſtlicher Gefäße; ſeine Cypreſſen ſchwanken wie dort über dem Schutte von Millionen Formen. Auch an ihnen ſchleicht der gelbe Tiber, der ſo viel Ruinen ſah, weſtlich ausbiegend vorüber; dann eilt er, der alte Gott, des langen Laufes müde, Latiums Strande zu. Aber die edeln Scherben, die dieſe ungeheuere Localität abzuſchließen ſcheinen, ſind nicht die letzten in ſeiner Erinnerung; denn in ihnen hat ſich die Ewige Stadt oft ſchöner abgeſpiegelt und vollkommener aufgebaut, als ſie jemals in Wirklichkeit geweſen. Es waren Künſtler-, Dichter- und Gelehrtenköpfe, geiſt- und gotterfüllte Schalen oder Becher, von heißer Liebe zu Rom entzündet, aus allen Enden der Welt nach Rom getragen und endlich in Rom zerbrochen! —

Das iſt das Große an Rom, daß es noch jetzt, nachdem ſeine übergreifende Bedeutung in politiſchen und kirchlichen Dingen aufgehört hat, ſeiner Vergangenheit wegen ein Wallfahrtsort für die gebildete Menſchheit iſt; daß

es noch eine hohe Schule für alle ſtrebenden Geiſter darſtellt, daß hier noch für Unzählige, hoffnungsvolle Talente, angehende Genies, die Loſe geworfen werden. Rom drückt, man kann ſagen, faſt jedwedem Studium den letzten Stempel auf. Wie viele unentwickelte Jünglinge ſchlafen hier, die wie John Keats darüber hingegangen ſind! Wie viele Wilhelm Fr. Waiblinger, die, zum Leben und zum Schaffen unfähig, den Tiber um ein Grab an der Pyramide baten und in ihren jungen Jahren vom Glück der Ruhe ſangen! Wie viele Arnold Corrodi, wie viele Claus Kellermann, de inscriptionibus latinis, si fata sivissent melius merituri! Und andererſeits, wie viele, die alt geworden ſind in Rom, denen es aber dennoch keine Unſterblichkeit gewährt hat; die, wie der Maler Heinrich Dreber (geſt. zu Anticoli 3. Auguſt 1875) nur wenigen Freunden der Kunſt bekannt ſind; die wie der arme düſſeldorfer Maler Adam Eberle (geſt. 1832) „in lacrymis seminant"! — Dafür iſt es erfreulich, auch etlichen ausgeſprochenen und anerkannten Talenten zu begegnen — Archäologen wie Aug. Emil Braun, Malern wie Karl Paulowitſch Brülow, Bildhauern wie John Gibſon, Architekten wie Semper, Dichtern wie — ha, könnte ich Goethe nennen! Ich finde nur „Goethe filius patri antevertens" und den Sohn von Werther's Lotte, den hannoverſchen Miniſterreſidenten L. Keſtner (geſt. 1853).

Das ſind die todten Könige vom akatholiſchen Friedhofe an der Pyramide, Namen kaum minder fürſtlich als Plantagenet und Maurokordatos oder, den die Todtengräber hier als den größten betrachten, als Victor Stroganow (geſt. 1856), und mit ihm ein einziges ernſtes Memento mori für die Menſchheit.

XI.

Alt- in Neu-Jeruſalem.

Atque utinam numquam Judaea subacta fuisset
Pompeji bellis, imperioque Titi.
Latius excisae pestis contagia serpunt,
Victoresque suos natio victa premit.

Rutilius Itiner. v. 386.

„Freund", ſo redete mich feierlich ein römiſch gewordener Preuße an, „wir haben jetzt April, und das iſt in unſerer Stadt der Artiſchockenmonat. Dieſe aber verſtehen beſonders die Juden gut zu bereiten, welche ſie in der Pfanne mit ſiedendem Olivenöl abſchmelzen — alla giudia, wie man ſagt. Deshalb geht jetzt alle Welt ins Ghetto, um «carciofi fritti» zu eſſen und «vin kôschêr» zu trinken. Laß uns auch einmal in die Straße Rua, zum Vater Abraham wandeln, der nicht weit vom Platz der Thränen, bei dem kleinen Brunnen ſeine claſſiſche Kneipe hat. Man muß alles ſehen in der Welt. Es iſt doch ſein Sabbat heute? Oder gar «Tricesima sabbata»? Nun denn, heute Abend beim Ave Maria am Porticus der Octavia."

Uns beſiegen die gewaltigen Stunden. Hergebrachte Verhältniſſe gewinnen eine Macht über das Gemüth, daß wir ihre Sonderbarkeit nicht mehr fühlen, ja kaum dar-

Jahres 1864 ſtarb auf ſeinem Landgute zu Wabern, eine halbe Stunde von der Stadt Bern, der Bankier Kaspar Trümpy, und es verbreitete ſich das Gerücht, ſein Tod ſei kein natürlicher geweſen. Erſt ſprach man von Selbſtmord, dann flüſterte man ſich zu, Trümpy ſei vergiftet worden, vergiftet mit Strychnin, wovon, als man den Leichnam gerichtlich unterſuchte, wirklich eine koloſſale Doſis gefunden ward. Man wußte ſogar von wem: auf Antrieb ſeiner eigenen Frau von ſeinem Arzt und zukünftigen Schwiegerſohne, dem hochgebildeten Dr. Hermann Demme, einem durchaus ungewöhnlichen Menſchen. Die Verdächtigen wurden in Haft gebracht, die Unterſuchung eingeleitet, und der merkwürdige Proceß ging durch die Zeitungen aller Nationen. Indeſſen verneinten die Geſchworenen die an ſie gerichtete Frage auf Giftmord in Bezug auf beide Angeklagte, bei Demme nur eine Pflichtverletzung in ſeiner Stellung als patentirter Arzt und Wundarzt anerkennend. Die Wolke ſchien vorüber; ſie war's nicht: Zwei Tage nach dem Freiſpruche entdeckte man, daß der koſtbare Brillantring, welchen Demme vor einiger Zeit ſeiner Schwägerin geſchenkt hatte, derſelbe ſei, der im Berner-Hof einer von ihm behandelten Braſilianerin geſtohlen worden war. Zugleich verſchwanden Dr. Demme und Flora Trümpy, ſeine Braut, aus Bern. Er ſchrieb einen rührenden Brief an ſeinen Vater, daß er die Verletzung ſeiner wiſſenſchaftlichen Ehre nicht überleben könne und ſie in der Tiefe des Genferſees ein gemeinſames Grab ſuchen wollten. Dieſe Abſicht ſcheinen ſie aufgegeben zu haben, vielmehr gelangten ſie über Mailand und Genua nach Nervi — nach dem paradieſiſchen Städtchen Nervi, wohin unſer robuſtes Zeitalter ſo viele ſchickt, die an den Nerven leiden, wo man aber wenigſtens

Einen gesunden Nerv braucht, den Nervus rerum; und der war, heißt es, den beiden eben in Nervi ausgegangen. Noch lebt daselbst der Bäcker, den sie, als sie eines Abends zu Fuß ankamen, nach der alten englischen Pension fragten; noch lebt seine Frau, die das schöne junge Paar und Flora's schwarzseidene Fontagna verwundert betrachtete; ja noch sieht man von dem herrlichen Garten des Marchese Gaetano Gropalla aus die Fenster jenes Zimmers, in dem man sie den nächsten Morgen todt fand — ihn über das Bett geworfen, sie zur Erde gefallen — vergiftet mit demselben furchtbaren, sein Opfer in wüthenden Krämpfen zerreißenden und emporschnellenden Strychnin, das Kaspar Trümpy eingenommen hatte. Welch eine Nacht mag das, von was für Schmerzen, von was für Todeskämpfen, von was für ergreifenden Gesprächen dieses Zimmer Zeuge gewesen sein! Wie viel haben sie in diesen schrecklichen Stunden von jugendlichen Verirrungen gebüßt, wenn sie zu büßen hatten! Wenn nicht die schweren Anklagen nur die Ausgeburt unseliger Combinationen und wie bei der wahnsinnigen Mutter aus dem giftigen Samenkorne des Verdachts zu einem qualvollen Traume emporgewachsen sind! — Ein mächtiger Vermittler ist der Tod; er löscht mit leichter Hand unbezahlbare Schuld; und nichts ist von ihr übrig als auf dem Kirchhof von Nervi ein Denkmal von Cement mit einem kleinen griechischen Kreuz darüber und der Inschrift:

Il dottore Ermanno Demme di Berna
E la sua fedele Flora
Riposano qui fuori dalle tempeste della vita
Nervi 30. Nov. 1864 —

hat; mit deſſen Geſchichte nach einer ſonderbaren Verdrehung und Verquickung deſſen, was wir vorhin als deutſch bezeichneten, unſer erſter Unterricht beginnt. Dieſes Volk, meinte ich, müſſe man zunächſt in ſeinem Lande ſelbſt betrachten; denn hier ſei die Quelle ſeiner Sitten und Einrichtungen, nur hier könne ſich ein Charakter enthüllen, der in der Fremde und in Noth gleich einer Seele Plato's durch die Schmach der Verhältniſſe entſtellt und aus ſeiner Bahn getrieben worden iſt. Das heißt alſo geradezu Jeruſalem in Jeruſalem; weil aber auch hier das alte Judenthum längſt von andern Religionen überwuchert iſt und nur noch wie eine ehrwürdige Ruine in die moderne Stadt hineinragt, ſo heißt auch dies ſchon Alt- in Neu-Jeruſalem, nur noch in der eigentlichen und urſprünglichen Bedeutung dieſes Namens als des rechten „Jerû-ſchâlajim", des „Erbtheils des Friedens", das doch immer einzig und unvergleichlich bleibt und ewig iſt wie ſein Gott.

Es veranlaßte mich dies weiter, die Juden in ihre Verbannung zu begleiten und zwar vorzugsweiſe hierher nach Rom, wo nicht nur ihr Staat ſein letztes und unwiderrufliches Ende fand, ſondern wo uns auch das unſchätzbare Beiſpiel von Juden wird, die jahrhundertelang in einer großen und aufgeklärten Stadt mit Menſchen aller Art, aber noch mit keinen Chriſten, wenigſtens noch mit keinen chriſtlichen Herren zuſammenleben. Auch dies dünkte mich für die Beurtheilung des jüdiſchen Volkscharakters von höchſter Wichtigkeit, denn wir können dabei beobachten, welche Stellung ſie in der Welt einnehmen, wo ſie darin noch gewiſſermaßen neu und durch religiöſe und nationale Vorurtheile nicht beſchränkt ſind, und was ihr ganzes Weſen auf neutrale Zuſchauer für einen Ein-

druck macht. Der Gegenſtand führte mich daher auf eine Betrachtung von Jeruſalem in Rom.

Hieran ſchloß ſich naturgemäß die letzte Unterſuchung: über die Juden in Rom als chriſtlicher Hauptſtadt, an oder wahrhaft Alt- in Neu-Jeruſalem, was die geſammte Entwickelung auf eine merkwürdige Weiſe zuſammenfaßt und ſchließt; denn in der That bereitet das Aufkommen der Religion einer aus ihrem eigenen Schos entſprungenen Sekte das letzte große Verhältniß vor, welches den Juden vom Schickſal vorbehalten war, dasjenige, in welchem ſie ſich noch gegenwärtig in der ganzen Welt befinden. Wo aber wäre dies wiederum beſſer zu ſtudiren als in Rom? Daß der hieſige Ghetto unter allen Judengemeinden Europas die merkwürdigſte ſei, hat bereits Gregorovius in ſeiner hierher gehörigen Abhandlung „Das Ghetto und die Juden in Rom" bemerkt.

Zu dieſer dreifachen Betrachtung lade ich jedermann ein, der ſich für ein Volk intereſſirt, das uns zugleich am nächſten und am fernſten ſteht; der ein Herz hat für die Menſchheit, die auch unter dieſem Bilde unſerer Liebe werth iſt — jeden, der nicht gleich dem ſtolzen Rabbi eine Krone auf ſeine Thora ſetzt, ſondern der mit dem weiſen Nathan einen Ring zu beſitzen glaubt, durch ſeine Kraft zu prüfen, vielleicht einen nachgemachten, einen unter vielen.

2.

Ich kam eines Freitags nach Jeruſalem und ging noch abends zu der alten Mauer, die unter dem Namen des „Klageplatzes der Juden" allbekannt iſt. Sie beſteht aus großen Quadern und ſoll ein Ueberreſt des Salomoniſchen Tempels ſein, deſſen Stelle heutzutage die Moſchee

Omar's, nächſt der zu Mekka die heiligſte der ganzen mohammedaniſchen Welt, einnimmt; und ſchon im Mittelalter haben hier die Juden über den Untergang Jeruſalems geklagt. Eben jetzt waren ſie wiederum daſelbſt verſammelt, barfuß und mit breitkrämpigen ſchwarzen Filzhüten bedeckt, ſpaniſche und deutſche Juden, Sephardim und Aſchkenazim; lehnten gramvoll an der verwitterten Wand und küßten die alten Steine, abgegriffene hebräiſche Gebetbücher in den Händen; ſaßen einſam und weinten, nach dem Texte der üblichen Litanei, wegen des Palaſtes, der wüſte liegt — wegen der Mauern, die zerriſſen ſind — wegen unſerer Majeſtät, die dahin iſt — wegen unſerer großen Männer, die danieder liegen — wegen der koſtbaren Steine, die verbrannt ſind — wegen der Prieſter, die geſtrauchelt haben — wegen unſerer Könige, die den Herrn verachtet haben — und baten ihn, ſich Zions zu erbarmen und die Kinder Jeruſalems zu ſammeln. Ergreifender Anblick, rührender Klageplatz! Unglückliches, aber unverwüſtliches Volk! An den Bächen Babylons ſaßen ſie und weinten, wenn ſie an Zion gedachten; ſie ſind in Zion und weinen immer noch; hier ſelbſt müſſen ſie die in jeder Synagoge angeſchriebenen Worte wiederholen: Vergeſſe ich dein, Jeruſalem, ſo werde meiner Rechten vergeſſen („Im eſchkachech, Jeruſchalaim, tiſchkach jemini", Pſalm 137, 5).

Es iſt noch etwas anderes, Heiligeres vom alten Tempel übrig, obwol von ihm „kein Stein auf dem andern" bleiben ſollte: der Stein, auf welchen er ſelbſt und das ganze Weltall gegründet iſt, und über dem ſich gegenwärtig, wie die Kuppel von Sanct Peter über dem Grabe Petri, der ſtolze Felſendom, die „qubbet eç-çachra", der Omarmoſchee wölbt — in der That hat vielleicht

Chriſtus ihn im Auge gehabt, als er den Simon Barjona Kephas nannte. David fand ihn, als er den Baugrund des Tempels aushob, und der Stein, den die Bauleute verworfen, ward zum Eckſtein; denn auf ihm, wo dereinſt Abraham den Iſaak opfern wollte, ſtand nachmals die Bundeslade; ja auf ihm, der ohne Stütze über dem Abgrund ſchwebte, war wie auf einem Talisman der Welt der große, unausſprechliche Name Gottes, der „Schem hamphoraſch“ geſchrieben, jenes Jao oder Jahve, das noch heute zauberkräftig den Amuleten inwohnt. Bekanntlich brachte erſt um 1500 ein Franciscanermönch, welchem ſich Luther anſchloß, den Namen Jehovah auf; die Juden durften ihn überhaupt nicht ausſprechen, ſondern mußten ſtatt ſeiner Elohim, Schaddai, Adonai ſagen, deren Punkte unter die Buchſtaben יהוה geſetzt wurden und nun eben jenes Misverſtändniß veranlaßten; wenn ſie ihn aber ausgeſprochen hätten (und einmal im Jahre, am großen Verſöhnungstage, wo im Himmel über Leben und Tod der Erdbewohner für das neu eingetretene Jahr entſchieden ward, that dies der Hoheprieſter wirklich), ſo würde er eben Jahve gelautet haben.

Laſſen wir nun einmal die glänzenden Kuppeln und Dächer der mohammedaniſchen Welt und ihre jeruſalemer Kaaba vor unſerm geiſtigen Auge verſinken, im Anſchluß an jene Reſte den Salomoniſchen Tempel auf dem Hügel Moriah wiedererſtehn und die draußen harrenden Juden in den heiligen Bezirk, das „Harâm eſch-ſcherîf“, eintreten; denn vorderhand verzichten ſie von vornherein auf dieſe Vergünſtigung, weil ſie fürchten, irgendwo die Stelle des Allerheiligſten zu berühren. Welch ein Bild hätten wir uns zu machen von Tempel und Gemeinde? Betrachten wir zuvörderſt jenen, den einzigen, den die

Hebräer je beſaßen und der auf die Phantaſie der Menſchheit von jeher den größten Eindruck hervorgebracht hat; den Tempel, nach welchem ſich dereinſt die Tempelherren nannten, ja deſſen Bild noch heute in der Symbolik ſo vieler Tempelgeſellſchaften und ſelbſt der Freimaurer die wichtigſte Rolle ſpielt.

Am ähnlichſten mag er wol einem altägyptiſchen, z. B. dem Horustempel in Edfu, geweſen ſein; doch werden wir uns ſeine Anlage ſchon einigermaßen veranſchaulichen können, wenn wir an eine altchriſtliche Baſilika, etwa an San Clemente in Rom oder an die Bonifaciuskirche in München, überhaupt an eine chriſtliche Kirche denken, die noch immer vieles davon beibehalten hat. Jede ſolche ſondert ſich offenbar für die Anſchauung in zwei Theile, das Schiff und das hohe Chor; früher befand ſich in der Regel vor dem Ganzen noch ein Atrium oder Vorhof mit einem Brunnen in der Mitte. Den Eingang zum Schiff bezeichnete die Façade, deren obere Hälfte Muſivgemälde ſchmückten, während der untere Theil derſelben, welchen die Thüren einnahmen, mit einem Porticus verſehen war; den Eingang zum Chor, welches durch eine aufſteigende Stufenreihe, bisweilen auch durch Schranken oder einen Lettner, in der griechiſchen Kirche durch eine Breterwand getrennt iſt, der Triumphbogen, indem man einen heidniſchen Namen auf die chriſtliche Vorſtellung vom Sieg Chriſti über den Tod, den das Sakrament des Altars feiert, übertrug. Im Vorhof befand ſich, wie erwähnt, ein Brunnen, das Weihwaſſerbecken der altchriſtlichen Kirche, an dem man ſich die Hände waſchen ſollte; im Schiff ſtanden die Seitenaltäre und, wenn dafür kein beſonderes Gebäude exiſtirte, der Taufſtein; auf dem hohen Chor erhob ſich über einer unterirdiſchen

Kapelle, in welcher heilige Gebeine ruhten, der zum Andenken an die Nacht der Katakomben mit Kerzen beleuchtete Hauptaltar, daher dieser Raum in den russischen Kirchen auch schlechtweg Altar heißt. Im Schiffe versammelte sich die andächtige Gemeinde; das Chor war für die Geistlichkeit, nur ausnahmsweise, wie in den russischen Kirchen, auch für vornehme Weltliche bestimmt, Frauen aber nie zugänglich.

Eine analoge Gliederung finden wir nun im Salomonischen Tempel, nur daß er einerseits noch um ein Schubfach reicher und andererseits die Schranke, welche das Volk nicht überschreiten durfte, weiter nach vorn gerückt war. Ein steinernes Gebäude von sechzig Ellen Länge, zwanzig Ellen Breite und dreißig Ellen Höhe, an drei Seiten mit Zimmern umgeben, welche in drei Stockwerken übereinander zur Bewahrung der Schätze und Geräthschaften des Tempels dienten, an der vordern Seite aber mit einer zehn Ellen breiten Vorhalle geziert, welche von zwei ehernen Säulen, Jachin und Boas, d. i. Festigkeit und Stärke, getragen wurde; diese zwei Säulen gehören wie die drei Pfeiler zu den Freimaurer-Symbolen. Besagtes Tempelgebäude war zunächst von einem innern Vorhof umgeben, wo das auf zwölf Stieren ruhende eherne Meer und der Brandopferaltar stand; vor diesem innern Vorhof lag wiederum, durch Säulengänge und eherne Thore geschieden, ein von einer Mauer umschlossener äußerer Vorhof. Nun machen wir die Rechnung, es trifft alles zu: der äußere Vorhof, auf welchen aber das jüdische Volk beschränkt bleibt, entspricht dem christlichen Atrium, der innere, den Priestern reservirte Vorhof entspricht dem Schiff, das große Wasserbecken daselbst dem Taufstein, der Brandopferaltar den Seitenaltären; das

an den Wänden mit Holzwerk getäfelte Hintergebäude, in deſſen Innerm wir den ſiebenarmigen Leuchter, den Schaubrottiſch und den Räucheraltar erblicken, entſpricht dem hohen Chor mit ſeinem Hochaltare. Nun aber werden wir erſt den Unterſchied gewahr. Wenn wir nämlich dieſes Innere oder Heilige vermeſſen, ſo finden wir es nur vierzig Ellen lang, während doch vorhin die Meſſung des Gebäudes eine Länge von ſechzig Ellen ergab. Es muß alſo wol noch etwas hinter dem Vorhang ſtecken, der hier undurchdringlich herunterwallt, und noch ein Hinterraum (Debîr) vorhanden ſein, der eigentlich in der chriſtlichen Kirche fehlt und hinter der Niſche des Altars, der ſogenannten Tribuna, wo der Biſchofsſtuhl ſteht, zu ſuchen wäre. Und richtig, wenn wir anders mit ungeweihter Hand den Schleier vom Throne der Gottheit heben und durch Schuld zu der nimmermehr erfreulichen Wahrheit gehen dürfen, wir ſtehen in einem Allerheiligſten, dem auch am Boden und an der Decke getäfelten, zwanzig Ellen langen Adyton Paläſtinas, erblicken die goldene Bundeslade, in welcher die auf zwei ſteinernen Tafeln eingegrabenen Zehn Gebote, gleichſam die Urkunde des zwiſchen Gott und Iſrael geſchloſſenen Bundes, aufbewahrt werden, und auf ihrem Deckel, gleich aſſyriſchen Löwen, die ſtierköpfigen Cherubim, ihre Flügel über den Gnadenſtuhl ausbreitend, auf den am Sabbat der Sabbate das Blut des Verſöhnungsopfers geſprengt wird — leſen auf dem heiligen Felſen den furchtbaren Namen deſſen, der da iſt, war und ſein wird —

Und ſchrecklich wie ein gegenwärt'ger Gott
Erglänzt durch des Gewölbes Finſterniſſe
In Flammenſchrift das Unausſprechliche.

So alſo ungefähr ſah der Tempel aus; ſollte es indeſſen dem geneigten Leſer zu ſchwer ſein, ſich ihn ſammt Prieſtern und Leviten und Urim und Thummim ſo aus der Luft heraus zu conſtruiren, ſo möge er nur getroſt eine jeruſalemer Synagoge, meinetwegen die große neue der Aſchkenazim, an ſeine Stelle ſetzen und ſich ſtatt an vorexiliſche Hebräer nur gleich an die jetzigen Juden im Heiligen Lande halten, wo ſie, die überall mit unüberwindlicher Zähigkeit an Religion und Raſſe feſtgehalten haben, derſelben jedenfalls am treueſten geblieben ſind. Freilich iſt eine Synagoge nicht eigentlich als ein kleiner Tempel zu betrachten und ſtellt ebenſo wenig ein verkleinertes Abbild des Salomoniſchen wie eine mohammedaniſche Moſchee eine Copie des mekkaer Heiligthums dar: die chriſtlichen Kirchen ſind ſozuſagen alle untereinander gleich, aber die Juden und die Araber haben nur ein einziges, der ganzen Nation angehörendes Gotteshaus und daneben bloße Bethäuſer, in denen ſie ſich verſammeln, in denen ſie beten, in denen ſie (daher der in allen Ländern übliche Name Schule) zugleich lehren; von denen aus ſie aber mit unverwandten Augen nach der centralen Cultusſtätte blicken, wo allein dem Gott der Väter geopfert werden darf — wäre das nicht, ſo brauchten die Juden gar keine ſolchen Klagelieder wegen eines zerſtörten Tempels anzuſtimmen. Nichtsdeſtoweniger gibt es auch in den Synagogen genug Reminiſcenzen, die ſie dem alten Tempel einigermaßen ähnlich machen. Die Bundeslade, die der jüdiſchen Sage nach noch heute auf dem heiligen Felſen ſteht, welche indeſſen bereits im zweiten Tempel fehlte, ging bei der Zerſtörung Jeruſalems durch Nebukadnezar zu Grunde; an ihrer Stelle befindet ſich dem Eingange der Synagoge gegenüber eine andere Lade, in der ſtatt

der ſteinernen Tafeln das „Sefer-thora", eine mit größter Genauigkeit geſchriebene Pergamentrolle, liegt; daraus werden auf einer Kanzel in der Mitte des Hauſes, dem Almemmor oder Almemer (in den Moſcheen Membar), Abſchnitte vorgeleſen, wobei man ſie in Proceſſion herumträgt, nach allen vier Weltgegenden zeigt und eine Krone mit zwei ſilbernen Granatäpfeln (Rimonim) darauf legt. Neben der heiligen Lade ſteht ein Leuchter, dem ſiebenarmigen entſprechend, der ſeinerſeits die vom Sabbat zuſammengehaltenen und gekrönten ſechs Tage der Woche vorbedeuten ſollte; denſelben Leuchter ſieht man wol auch in Stuck, gleich der Harfe David's und der Zither Mirjam's, an den Wänden der Schulen abgebildet, während das Original, das von Titus mit nach Rom gebracht worden war, mit Geiſerich nach Karthago, durch Beliſar nach Konſtantinopel und von da durch einen chriſtlichen Kaiſer (vielleicht durch den Wiederaufbauer des Tempels, Julian) wieder nach Jeruſalem ſelbſt gekommen ſein ſoll. Rechnen wir noch das ewige Licht hinzu, aus dem wol die für die Verſtorbenen brennende ewige Lampe der Katholiken hervorgegangen iſt, die überall angebrachten Sprüche des Alten Teſtaments, die mit den Koranſprüchen in den Moſcheen wetteifern und hier wie dort die von der Religion verpönten Abbildungen der Menſchengeſtalt erſetzen, die Orgel, welche an das von den alten Hebräern gebrauchte Inſtrument Magrepha oder Ugabh erinnert, ſo hätten wir ungefähr alles erſchöpft, was unſerer Phantaſie beim Aufbau des alten Tempels als Anhalt dienen könnte.

Wie geht's zu in der Judenſchule? Laut und lärmend, wie das von der Recitation gewiſſer Gebete hergenommene Sprichwort ſagt; in der That, im Beten wird viel ge-

leistet und nicht blos innerlich, nein schon ganz äußerlich. Denn um anzudeuten, daß man Gedanken und Herz auf Gott richten müsse, binden sie sich mit schmalen, schwarzen, kalbsledernen Riemen die sogenannten Denkzettel an die Stirn und an den linken Arm dem Herzen gegenüber — würfelförmige Kapseln, die mit Bibelsprüchen beschriebene Pergament- oder Metallstreifen enthalten, wie sich Goethe ein Band der Frau von Stein um den Arm wickelte, wenn er sie anbetete; Tobler fand solche Schnüre in der Grabhöhle Josaphat's. In der hebräischen Sprache heißen sie Thephillim, von „thephilla", Gebet; weil man sie aber irrthümlich für Amulete hielt, wie sie die Araber und Italiener so oft noch bis auf diese Stunde in Leder eingenäht bei sich tragen, nannte sie der Evangelist Matthäus (23, 5) Phylakterien. Wirklich dem Zwecke, den schädlichen Einfluß der Dämonen abzuwehren, schienen nur die Mesusen zu dienen, ebenfalls kleine Pergamentstreifen, die mit den Worten 5. Moses 6, 4—9 und Kapitel 13 beschrieben und in die Thürpfosten eingelassen waren. Noch heute geht kein orthodoxer Jude durch eine Thür, ohne mit der rechten Hand die Mesusa zu berühren, die Finger zu küssen oder sich über die Augen damit zu streichen und zu sagen: „Der Allmächtige helfe mir von den bösen Geistern, von aller Noth und Bedrückung, Amen!" Beim Hinausgehen küßt er die Mesusa wieder, spricht den 122. Psalm und betet: „O, Gott, auf dich traue ich, errette mich von allen bösen Begegnissen, Amen!"

Auch sonst scheint es sehr unordentlich und nach unsern Begriffen ganz verkehrt in der Judenschule herzugehn; denn während wir hübsch die Mütze abnehmen, wenn wir in eine Kirche treten, die abgelegten Schuhe

dagegen wieder anziehn, so haben es unsere Juden gerade umgekehrt gemacht, nämlich gleich jenen Aeltesten, welche man am Triumphbogen der römischen Paulskirche zur Rechten des Heilands erblickt, die Kopfbedeckung aufbehalten, dafür aber die Schuhe ausgezogen. Und doch hatte das der Herr dem Moses, als er ihm auf den Höhen des Horeb im feurigen Busch erschien, weil der Ort, da er aufstand, ein heiliges Land war, ausdrücklich anbefohlen, und dieselbe Sitte zieht sich, wie bekannt, auch durch die ganze mohammedanische Welt hindurch, deren Moscheen man ebenfalls erst betritt, nachdem man am Eingange seine Stiefel aus-, respective Pantoffeln angezogen hat. Ja unsere Hebräer gehen noch weiter: nicht blos daß sie ihre Hüte aufbehalten, nein, wie Moses sein Angesicht verhüllte, weil er sich fürchtete Gott anzuschauen, so tragen sie auf ihren Schultern einen weißen Schleier, den sogenannten Taleth oder Tällis, der ihnen wie dem Muselman sein Turban, zugleich als Gebetmantel und Todtenkleid dient. Ehe sie ihren langen Kaftan angelegt, haben sie außerdem über die Schultern eine Art von Poncho, das in der Mitte ausgeschnittene Viereckenkleid geschlagen, den sogenannten Arbekanfes („Arba kanfot"); an den vier Zipfeln beider Tücher sind, ebenfalls auf göttliches Gebot, die Denk- oder Schaufäden befestigt, acht Fäden enthaltende Schnüre von ungefärbter, eigentlich himmelblauer Wolle (Zizit).

Sie haben noch andere Ecken und noch andere Zipfel, diese aber an ihrem Schädel selber, der, im Gegensatz zu dem schmalen der Araber, breit und niedrig ist: das sind die langen Haarlocken, welche ihnen rechts und links auf ihre Schläfe fallen, spiralförmig wie Kugelzieher längs der braunen Wangen abwärtssteigen und bei jeder

Kopfbewegung anmuthig hin- und herbammeln, ganz ähnlich der Locke, welche auf ägyptischen Kunstdenkmälern ein Götter- oder Königskind charakterisirt. „Ihr sollt nicht rund abnehmen die Ecken eures Haupthaares; noch euren Bart gar abscheren", heißt es 3. Moses 19, 27, das heißt, es ist ihnen verboten, so wie es die Mohammedaner thun, die Haare rings um den Kopf herum bis auf einen kleinen Büschel in der Mitte zu rasiren, und eben deshalb barbieren sie sich nicht, geben indessen ihrem Barte, den sie sorgfältig salben, durch Abstutzen mit der Schere verschiedene Gestalten. Nun, Ecke (z. B. auch die den Armen gehörende Ackerecke) heißt auf Hebräisch „peah", in gemeinjüdischer Aussprache peie, im Plural peoth oder peosch, woraus sich denn für jene Haarecken das bekannte Peies oder Peises, local auch Peisacken, entwickelt hat.

Was hier die Hebräer ihrem Gott am Haupte vorenthielten, gaben sie ihm an einer andern Körperstelle wieder; denn in der That dürfen wir die Abnahme der Vorhaut mit der bei andern Völkern und andern Religionen üblichen Abnahme des Haars und besonders des Barts vergleichen, und zwar nicht etwa blos weil das eine wie das andere vom Barbier (hebräisch Mohel) besorgt wird; nein, weil es beidemal sozusagen ein Opfer der Lebenskraft ist, ein Opfer, das vorzugsweise vom männlichen Geschlecht gebracht wird, ja unter den Männern wiederum oft nur von den gottgeweihten: die auf die katholischen Priester beschränkte Tonsur entspricht auf das genaueste der in Aegypten (von wo aus sich nach Herodot, II, 104 die Sitte nach Palästina verbreitete) nur der heiligen Kaste zur Pflicht gemachten Beschneidung; und nur weil Moses sein ganzes Volk als ein priesterliches und die Hebräer, wie Gioberti die Ita-

wiederum an die Stelle des Passahlammes setzte und dessen Fleisch und Blut ja, nach der entsetzlichen, aber historisch treuen Vorstellung der Christen, beim Abendmahl genossen werden soll, ward dann das alte Menschenopfer am Kreuze wirklich wiederholt und gleichsam in integrum restituirt. So mochte man dereinst in grauer Vorzeit einen Menschen am Kreuze vor der Sonne aufgehangen, ihn, um Blut zu gewinnen, mit einer Lanze in die Seite gestoßen und sodann einen Bissen von seinem Fleische erst roh, später gebraten gegessen haben. Die Knochen wurden dem Moloch geweiht, weshalb auch das Passahlamm ganz und ohne Zerbrechung der Beine gebraten werden mußte. Auf diese Menschenopfer, deren grauenvolle Erinnerung unter den Menschen noch fortleben mochte, nachdem sie bei den Israeliten schon längst sanfteren Formen gewichen waren, ist wol auch eine Sage zurückzuführen, die sich mit einer noch gehässigern Wendung bis auf unsere Tage erhalten hat: daß die Juden jährlich zu Ostern einen Christen wegfingen und opferten. Religiöse Feinde sagen sich überall dergleichen nach, z. B. glauben die Muselmänner, wie das in der Geschichte Kamaralzaman's so ausführlich beschrieben ist, die Feueranbeter suchten sich alljährlich eines Mohammedaners zu bemächtigen, um ihn ins Blaue Meer zu führen und auf dem Feuerberg zu opfern; und so wollte man bereits im alten Rom wissen, daß die Juden jährlich einen Griechen mit Leckerbissen mästeten, an einem bestimmten Tage feierlich in einem Walde schlachteten und seine Eingeweide äßen; mir selbst versicherte eine Griechin aus Smyrna hoch und theuer, die Juden entführten alle Jahre ein Christenkind und machten mit seinem Blute ihre Matzes an; ja wie hartnäckig diese grausame Verleumdung haftet, beweist, daß

noch im Jahre des Herrn 1879 in Satſchkeri, in dem ruſſiſchen Gouvernement Kutais, acht Juden angeklagt wurden, ein preußiſches Chriſtenmädchen geſtohlen und ermordet zu haben, um zu chriſtlichem Blute für das Oſterfeſt zu gelangen; und daß ebenfalls vor ein paar Jahren in Galacz eine Judenhetze ſtattfand, weil ein Jude, der zufällig einen Knaben mit einer Schere geritzt, Chriſtenblut vergoſſen haben ſollte. Im Jahre 1510 fand ſich in Berlin ein blutrothes Urthierchen (Monas prodigiosa) ein, beſonders in den feuchten Gewölben der Sakriſteien auf den Oblaten, den chriſtlichen Matzes. Da erlitten ſiebzig Juden den Feuertod, weil ſie angeblich die Hoſtien mit Chriſtenblut vergiftet hatten.

Auch die hebräiſchen Iphigenien fehlen nicht — Zeugniß die geopferte Tochter Jephtha's, die auf den Bergen ihre Jungfrauſchaft beweint — ihre Gott anheimgefallene, keinem Manne hier in oder richtiger vor dieſem Tempel hingegebene Jungfrauſchaft, als deren Sinnbild ein zerbrechliches Glas in die Luft geworfen wird; denn vor dem Tempel fand die jüdiſche Trauung ſtatt, wie das Rafael in ſeinem Spoſalizio, der Vermählung der Maria, ſo treu wiedergegeben hat. „Siehe, du biſt mir verehelicht nach dem Geſetze Moſes und Iſraels", ſagt der glückliche Joſeph zu ihr und ſteckt unter Anleitung des Hohenprieſters einen goldnen Ring an die Hand der Braut, um die ſich die Schar der Tempeljungfrauen drängt — der glückliche Joſeph, deſſen Stab weiße Blüten getrieben hat, während die andern Freier ihre dürren Stäbe zerbrechen und mit ihrem Korbe abziehn; der prächtige, freilich höchſt unhiſtoriſche Tempel bildet zu der ſchön geordneten Gruppe den Hintergrund, denn über ihr müßte ſich nicht er, ſondern die Chuppe, ein tragbarer Himmel,

wölben. Dieſe Sitte erhielt ſich noch lange in die chriſtliche Zeit hinein: die Kleinen wie die Großen wurden niemals anders als unter dem Porticus getraut. Im Jahre 1559, als ſich Eliſabeth von Frankreich, die Heldin des „Don Carlos", mit Philipp II., dem König von Spanien, vermählte, trat der pariſer Biſchof Euſtache Du Bellay, wie dort der Hoheprieſter, unter den Porticus oder das Hauptportal der altehrwürdigen Kathedrale von Notre-Dame und vollzog, beſagt das franzöſiſche Ceremonial, die Trauung unter beſagter Vorhalle „nach der Ordnung unſerer heiligen Mutter Kirche". Offenbar fand man es unſchicklich, einem Manne und einer Frau in der Kirche ſelbſt die Erlaubniß zum Beiſchlaf zu ertheilen, wie es denn die Orientalen überhaupt lieber ſehen, wenn ſich ihre Frauen mit Narde ſalben und die ſcharfgezeichneten Augenbrauen malen, als daß ſie fromm ſind und viel beten. Doch werden wol die Töchter Iſraels gerade ſo gern in den Tempel gegangen ſein als die moslimiſchen Weiber, die an gewiſſen Tagen im Haram eſch-Scherif ſpazieren und dem Beſchauer im Wege ſind; und in der That können wir ſie hinter dem Gitter auf der Empore ſchön wie Rebekka, aber einen dichten Schleier über dem rabenſchwarzen Haar, entdecken.

Treten wir nun, nachdem wir uns im Tempel ſattſam umgeſehen, noch einmal an die Umfaſſungsmauer, aber an eine andere, moderne Stelle derſelben, nach dem goldnen Thore und dem von jenſeits herüberſchauenden Oelberg zu; ſteigen wir die kleine Treppe hinauf und blicken wir, um auch etwas von der jeruſalemer Todtenſtadt zu ſehn, in das tiefe und dürre Joſaphatthal hinein, das mit dem Kidronthal identiſch iſt, beim Hiobsbrunnen ſich mit dem von Weſten kommenden Hinnomthal verbindet

und nun, in südöstlicher Richtung am Kloster Mar Saba vorüberstreichend, als Feuerthal in das Todte Meer mündet. Hier wird nach einer uralten Sage am Jüngsten Tage die Auferstehung sein und, wie der Name Josaphat besagt, „Jehovah richten", daher auch Juden und Moslimen ihre Todten hier begraben, diese an der Ostseite des Haram, jene am Westabhang des Oelbergs gegenüber — ohne Hülle begraben, um die Auflösung des Fleisches zu beschleunigen; jede Gemeinde hat einen allgemeinen Sarg, in welchen dann nur ein Nothsarg eingeschoben wird. Hier, an der Stelle des heutigen Dorfes Silwan, stand im Alterthum die jüdische Nekropole, deren Höhlen jetzt Menschen und Vieh zur Wohnung dienen; hier zeigt man noch das Denkmal Absalom's, das man früher mit Steinen zu bewerfen pflegte, die Pyramide des Zacharias und die hochheiligen Prophetengräber; der ganze Berg östlich von diesen Monumenten ist mit jüdischen Grabsteinen übersät, ja weiter nördlich soll sogar die heilige Jungfrau von den Aposteln bestattet worden sein und bis zu ihrer Himmelfahrt nebst Gemahl und Aeltern in ihrem Nothsarge gelegen haben, daher die Christen das ganze Thal auch „Wadi Sitti Maryam" benennen. Was für historisch berühmte Judenkirchhöfe man auch auf Bildern und in Wirklichkeit gesehen haben möge, in Rom und in Prag oder vom mächtigen Pinsel Ruysdael's: sie verschwinden alle vor dem Thale Josaphat, wo auszuruhen und seines Messias gewärtig zu sein der höchste Wunsch jedwedes Juden ist, ja wohin zu gelangen man ihm, wenn er auf fremder Erde stirbt, zwei Stäbe mit in den Sarg gibt. Bedeutende, wundersame Gräber aller Art, durch ihre Formen bald an Särge erinnernd, bald durch große aufgerichtete Steinplatten

bezeichnet, bald bizarr und fremdartig ausgeschweift wie eine sich öffnende Blume oder, nach dem arabischen Bilde, wie eine Pharaonenmütze („tantûr fir ʿaun“) — in ihrem zerstörten Zustande auf ein mehr als Vergangenes deutend, tief in Schutt begraben, Grabmäler von sich selbst — daneben die unübersehbare Menge der neuen, bescheidenen Leichensteine, um welche sich Trauernde beschäftigen und zum Zeichen der Erinnerung Steine darauf legen — andere, die vom nächtlichen Begräbniß zurückkehren, werfen, um jede Verbindung mit den Todten aufzuheben, Steine über die Achsel hinter sich — mitten darin ein alter ergrauter Baumstamm mit zwei verdorrten Aesten malerisch in die durchsichtige Luft emporstarrend — während die ausgebrannte Thalwand kein lustiger Bach, sondern loderndes Feuer bespült zu haben scheint — heilig, heilig, heilig bist du, Gott der Grüfte, wir verehren dich mit Grauen! Hätte ich tausend Jahre zu leben, ich würde diese schweigende Wüste nie vergessen, die Jehovah's Größe und alle Schrecken des Todes zu athmen scheint und wo sich alle Menschen versammeln sollen, wenn

— die allmächtige Posaune klingt
Und nach aufgerissnen Todesriegeln
Gottes Sturmwind diese Leichen in Bewegung schwingt,
Wenn, befruchtet von Jehovah's Hauche,
Gräber kreißen, auf sein mächtig Dräun
In zerschmelzender Planeten Rauche
Ihren Raub die Grüfte wiederkäun —

die Berge werden noch auseinander treten, damit für die Menge Raum sei. Dann wird über das Thal vom Tempelberg zum Oelberg hinüber ein dünnes Seil gespannt, und alle Welt muß über die schmale Brücke gehen; wer fromm ist, kommt glücklich darüber und wird von Engeln

ins Paradies getragen, die Bösen dagegen sollen in den Höllenschlund — in das ebenerwähnte, sich nahe anschließende Hinnomthal.

Das Paradies ist für die Kinder Israels reservirt. Denn wenn sie ja eine Strafe abzubüßen haben, so geschieht das hier: dazu peitscht man die Leichen vor der Beerdigung, nachdem man ihnen die Gelenke gebrochen habt; ja zum Ueberfluße legt man ihnen noch, damit sie vom Leben nichts erzählen, ein Schloß vor den Mund und eine Scherbe auf die Augen, die sie schauer wie ein Haus sein soll. Konstantinopolitaner Juden stritten sich einst mit Muselmännern über ihren Himmel und behaupteten steif und fest, sie würden allein Zutritt dazu haben. Da fragten die Türken: „Wenn dem so ist nach eurer Ansicht nach, wo wollt ihr denn daß wir hinkommen?“ Nun hatten die Juden nicht gerade den Muth zu sagen, die Türken sollten gänzlich ausgeschlossen werden; sie antworteten einfach: „Ihr werdet an der Mauer stehen und uns zusehn.“ Der sonderbare Streit kam selbst dem Großvezier zu Ohren, und dieser, der nur einen Vorwand suchte, um von den Juden eine neue Steuer zu erheben, sagte: „Da uns die Hunde aus dem Paradies hinausschmeißen, so ist es billig, daß sie uns die Zelte liefern, damit wir nicht den Unbilden der Witterung ausgesetzt sind.“ Zugleich verurtheilte er die Synagoge zu den Kosten für die großherrlichen Kioske — Kosten, die sie noch heutigentages trägt.

Wir andern werden uns also mit dem Ge bene hinnom, der neutestamentlichen Gehenna, begnügen müssen. In dieses Thal, das Barathron Jerusalems, warfen die alten Juden das Aas und die Leichen von Verbrechern; und hierher wurde in späterer Zeit vermuthlich auch der

Sündenbock gestürzt. Am großen Versöhnungstage brachte das Volk zwei Böcke im Tempel dar; der Hohepriester warf das Los, welcher von beiden für Jehovah, welcher für den bösen, in der Wüste hausenden Asasel sei. Der Jehovah zugefallene wurde dann als Sündopfer für das Volk geschlachtet und mit seinem Blute die Bundeslade besprengt; hierauf aber ließ der Hohepriester den andern bringen, legte seine Hände und damit alle Sünden Israels auf den Kopf des Thieres und sandte dasselbe durch einen Boten in die Wüste, wo es losgelassen wurde und alle Missethat des Volks dem gefürchteten Dämon zutragen sollte; in späterer Zeit wurde der Sündenbock, wie gesagt, in einen Abgrund gestürzt. Der Versöhnungstag, bekanntlich das heiligste aller israelitischen Feste, das am zehnten Tischri im September, kurz nach dem Neujahr, in strengster Sabbatruhe durch persönliche Kasteiung und Enthaltung von allen Sinnengenüssen gefeiert wird, heißt, wol weil sich die Zeit des Entnüchterns so sehr hinausschiebt und das Fasten ausnahmsweise mit der Nacht beginnt, beim Volke „die lange Nacht"; das Fasten währt nämlich nicht wie sonst an ganzen Fasttagen vom Anbruch des Tages bis zum Anbruch der Nacht, sondern von Abend bis Abend. In dieser langen Nacht nun, erzählt man sich, soll jährlich ein Jude aus der Welt verschwinden, und den nächsten Morgen sieht man nur seine Schuhe an seinem Platz. Wer möchte zweifeln, daß zu dieser Fabel der beiseite geschaffte Sündenbock, an dessen Stelle gegenwärtig vielmehr ein Hahn getreten ist, Anlaß gegeben hat? Seine Schuhe speit der Abgrund wieder aus, wie der Krater des Aetna die Sandalen des Empedokles.

3.

Nimm mich nun hin, allmächtiger Geiſt, und trage mich auf ein anderes Feld, das voller Beine liegt; trage mich zum großen Friedhof der alten Römerwelt und führe mich in das Scheol hinab, das ſich unter einem Weinberg an der appiſchen Straße, ſchräg gegenüber den berühmten Calixtkatakomben ausdehnt. Da liegen ſie noch ausgeſtreckt in ihren Kammern, weiße Gebeine in menſchlicher Form und Bildung, die Juden des alten Rom. Rühre ſie nicht an, bei der leiſeſten Erſchütterung zerfallen ſie in Staub. Noch prangen einzelne Gemächer in leuchtendem Farbenſchmuck mit Pfauen und Laubgewinden, in den vier Ecken hohe Palmen, den ſchönſten der Chriſten gleich. Noch ſtehen darin kunſtreiche Sarkophage mit Widderköpfen an den Kanten und, o Wunder! den Figuren eines harfeſpielenden David und eines Moſes, deſſen ſiegreiche Arme Aaron unterſtützt. Und auf den Marmortafeln, welche die Gräber verſchließen, ſehen wir die heiligen Gefäße des jeruſalemer Tempels, namentlich aber, gleich einem myſtiſchen Zeichen, den ſiebenarmigen Leuchter eingeritzt. Hier, wo honigbeladene Bienen einen Korb umſchwirren, ruht vielleicht Joſephus; der Balſambaum, deſſen Rinde von köſtlicher Myrrhe träuft, bedeutet vielleicht den Philo. Aber aus den Särgen weht es uns an wie den Ezechiel und ſpricht: Du Menſchenkind, dieſe Beine ſind das ganze Haus Iſrael. Siehe, unſere Beine ſind verdorret, und unſere Hoffnung iſt verloren und iſt aus mit uns. Aber der Herr wird unſere Gräber aufthun und wird uns, ſein Volk, aus denſelben herausholen und uns in das Land Iſrael bringen!

Wie waren dieſe alten Juden in das alte Rom gekommen? Durch ein gleiches Schickſal wie einſt nach Babylon. Werfen wir einen kurzen Blick auf ihre Geſchichte nach der Babyloniſchen Gefangenſchaft. Als auf Cyrus' Erlaubniß 42360 freie Juden mit 7337 Knechten unter Führung Serubabel's aufbrachen, um zur ſüßen Heimat zurückzukehren und den zerſtörten Tempel wieder aufzubaun, ward der junge Staat als Satrapie Syriens zunächſt von dem jedesmaligen Hohenprieſter regiert. Die geſunden politiſchen und religiöſen Zuſtände des Volks erhielten ſich auch noch, als 332 das perſiſche Reich durch Alexander von Macedonien erobert und Paläſtina dieſem unterthan wurde, bis zu der 320 beginnenden Herrſchaft der Seleuciden. Aber mit der in Vorderaſien ſich immer mehr einbürgernden griechiſchen Cultur erwuchs den Juden und dem Judenthum ein ſtarker Feind, und unter Antiochos IV. Epiphanes, der in Paläſtina den griechiſchen Gottheiten Altäre errichtete, die Bildſäule des Jupiter im Tempel zu Jeruſalem aufſtellen ließ, die Feier der Feſttage und der abgeſchmackten Beſchneidung bei Todesſtrafe unterſagte, brach ein wüthender Kampf zwiſchen Judenthum und Hellenismus aus, der wol zu dem tiefen Nationalhaß gerade dieſer beiden Raſſen den Grund gelegt hat: ſo wenig als Griechen und Türken, ſo wenig mögen Juden und Griechen jemals zuſammengehn. Noch erkämpften die begeiſterten Makkabäer, die jüdiſchen Martells oder Hämmer, ihrem Lande auf ungefähr ein Jahrhundert die Unabhängigkeit, aber ſchon 65 v. Chr. brachten es die Siege des Pompejus, der 63 Jeruſalem eroberte und die Mauern der Stadt niederreißen ließ, unter den Einfluß Roms, zunächſt unter den der Provinz Syrien, von wo aus Judäa ſeine Landpfleger (procuratores)

erhielt; Pontius Pilatus, unter welchem Jesus gekreuzigt wurde, war der sechste. Die jüdischen Fürsten mußten nach Rom kommen, um ihre Interessen zu besorgen; an diesem Hofe warfen fortan jüdische Prinzessinnen ihre Netze aus. Im Jahre 66 n. Chr. brach eine Empörung aus, welche nach verzweifelter Gegenwehr mit der Zerstörung Jerusalems durch Titus endigte: der Tempel ward am 9. Ab, im August des Jahres 70, wol ohne Titus' Willen eingeäschert und das Volk zu Hunderttausenden in die Sklaverei nach einem neuen Babylon geführt — nach Rom, das diesen Namen so gut wie den Jerusalems autonomastisch erhalten hat.

Geistreich identificirt die Tradition die Stelle, wo der Oberbefehlshaber Titus seine Zelte aufschlug, mit dem Orte, wo Jesus den Untergang Jerusalems vorausgesagt hatte. „Und als er nahe hinzukam", heißt es Lukas 19, 41, „sahe er die Stadt an und weinete über sie". Es ist ungefähr halbwegs zwischen dem Oelberg und dem Gethsemanegarten bei einer verfallenen Moschee und der Platz wohlgewählt; denn die Aussicht, die man von hier auf die Heilige Stadt genießt, kann den empfänglichen Pilgrim noch heute zu Thränen rühren.

Seiner Schwester Octavia zu Ehren hatte Augustus einen prachtvollen Porticus gebaut, dessen edle Ueberreste, die zwei Säulenreihen des Haupteingangs, an der Grenze des heutigen Ghetto und des alten Fischmarkts*, mitten in einem unbeschreiblichen Gewirr von dunkeln Gäßchen und aufgethürmten Häusern, überbaut und verbrückt, ein merk-

* Der Fischmarkt wurde im Jahre 1877 vom Porticus der Octavia auf die Via di San Teodoro bei der Piazza de' Cerchi übertragen.

würdiges Bild des modernen Rom gewähren. In dieſe Halle, welche die Tempel des Jupiter und der Juno und die berühmte Venus von Medici umſchloß und eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem Kreuzgang in einem Kloſter gehabt haben mag, begaben ſich eines Morgens lorberbekränzt Vespaſian und Titus und dankten den Göttern für die glückliche Vollendung des jüdiſchen Kriegs. Sie dankten den Feldherren, den Soldaten, dem im Jupitertempel verſammelten Senat. Hierauf entließen ſie das Heer zum Feſtmahl; eine Weile darauf eröffneten ſie den glänzenden Triumphzug, der ſich langſam und feierlich von dem Marsfeld durch die Porta triumphalis auf der Via ſacra zum Forum und auf das Capitol bewegte — „Bedenke daß du ein Menſch biſt", flüſterte Victoria.

O denkwürdiges Schauſpiel! In Rom zieht Jeruſalem ein; auf einer Tragbahre (ferculum) wird der greiſe Jordan hereingetragen; die Spolien des Tempels: der goldene Schaubrottiſch, die Trompeten zur Verkündigung des Jubeljahrs, der ſiebenarmige Leuchter, koſtbare Geräthſchaften eines fremden Cultus, ſchmücken den Zug des Siegers; auf Täfelchen an der Spitze langer Stangen (tituli) lieſt man in großen Buchſtaben die Zahl der Gefangenen, die Menge der Beute, die Namen Judäa und Hieroſolyma; und die beſiegten Juden, ihren Feldherrn Simon Bar Giora an der Spitze, ſchreiten mit Ketten beladen und die Hände auf dem Rücken zuſammengebunden hinterher. Jehovah beugt ſich vor dem capitoliniſchen Jupiter. Der Geſchichtſchreiber Joſephus, ein Freund des Triumphators, ſieht ſeinem Wagen nach, aber er ahnt nicht, daß Rom in Flammen verſinken und Jeruſalem daraus auferſtehen wird. Er ahnt nicht, daß man hier dereinſt den Moſes, der dieſes Volk gemacht,

in Marmor aushauen wird, groß und übermächtig wie damals als er mit gehörntem Haupte vom Sinai herabstieg. Die Feierlichkeit ist vorüber, Simon Bar Giora im Gefängniß erdrosselt, und in einen neuen Friedenstempel stiftet der Kaiser die Ueberbleibsel einer Stadt des Friedens. Bald brennt der Tempel nieder, und niemand weiß mehr, was aus dem goldnen Leuchter, aus den silbernen Hörnern geworden ist; nur an dem Triumphbogen des Titus ist noch ein Schatten übrig, denn hier hat sie dereinst ein Künstler mühsam abgebildet. So zerstreut sich die Herrlichkeit eines Volks über die Erde und verhallt. Da plötzlich, horch! fangen die vergessenen Drommeten leise wieder an zu tönen und verkünden der fluchbeladenen Menschheit ein neues Halljahr. Aber die Kinder Israels wollen sie nicht hören, blicken wehmuthsvoll in den gelben Strom des Tiber, der ihre Schätze birgt, und trösten sich mit dem Wort: „Die Mücke gewohnt den Hammerschlag".

Nach der Zerstörung Jerusalems soll Titus eine Mücke mit kupfernem Stachel durch die Nase ins Gehirn gedrungen sein, die ihn ununterbrochen und bis zum Wahnsinn quälte. Als er einmal bei einer Schmiede vorbeizog, ließ die Mücke, erschreckt von dem Gehämmer, mit Stechen nach, was ihn veranlaßte, neben seinem Palaste einen Hammer unterhalten zu lassen. Allein die Mücke gewohnte den Hammerschlag.

So waren also zu den Juden, die sich bisher schon in Rom aufhalten mochten, nach und nach unzählige Gefangene gekommen, ja kamen immer noch mehr, als Hadrian später Jerusalem zum zweiten mal zerstörte. Zwar müssen sie schon unter den ersten Kaisern in Rom selbst eine sehr ansehnliche Gemeinde gebildet haben. Eine Ge-

Sache wol auf etwas anderem beruhen. Es wird vielmehr, wie die bockähnliche Ausdünstung des Negers, die sonst, von den Luftströmungen über den Ocean getragen, die Annäherung eines Sklavenschiffs schon von weitem verkündigte, ein eigentliches Rassenmerkmal und ein von der Hautfarbe abhängiger Charakter indelebilis sein, der allerdings bei Mausche und Aaron auffälliger als beim modernen Staatsmann und Bankier, überhaupt aber nur relativ hervortritt und uns vermuthlich selbst nicht abgeht.

Manche Aeußerlichkeiten mochten den Römern an den Juden noch auffallen und als eine Art Grille oder Aberglauben erscheinen, wie sie es vielen bis auf den heutigen Tag erscheinen, ist doch das „Credat Judaeus Apella" des Horaz ein geflügeltes Wort geblieben. „Warum eßt ihr kein Schweinefleisch, während ich das Schwein nicht nur meinen Göttern opfere, sondern auch als Speise sehr hoch schätze und namentlich ungesäugtes Sauenter zu meinen vorzüglichsten Leckerbissen gehört?" — so fragte Caligula den weisen Philo, indem er augenscheinlich einen bessern Magen als die jetzigen Römer hatte; denn wenn auch in Rom jährlich 25—30000 Schweine geschlachtet werden, beiläufig 20000 mehr als in Turin, so ist dies doch wenigstens während der Sommermonate, wie in ganz Italien und Griechenland, streng verboten und in dieser Zeit nur das gepökelte und geräucherte Fleisch in der Form von Schinken und Salami zu haben, wovon jährlich 2300 Centner in Rom eingeführt werden, sodaß die Stadt im ganzen jedes Jahr 24800 Centner und der einzelne 9180 Gramm Schweinefleisch aufißt. „È una carne perniciosa", sagte zu mir ein Nachkomme Caligula's, der nachgerade auf die Sprünge der Juden gekommen war: denn in diesem Geiste drückte sich auch der

treffliche Philo aus. „O Imperator", antwortete er prophetisch, „das Schweinefleisch ist ein höchst verderbliches Fleisch, und die Zeit wird noch kommen, wo selbst die Aschkenazim, die es jetzt noch als die Palme des Nordens preisen, vor seinem Genusse schaudern; denn sie werden alle die Gifte und Würmer erst mit dem Vergrößerungsglase entdecken, die darin verborgen sind und die sich bald in Aussatz, bald in Dysenterie, bald in Bauchgrimmen verwandeln. Auch meine nicht etwa, o Imperator, daß das ein wahrer Gastrosoph beklagt; denn eine feinere Küche wird das frische Schweinefleisch beständig mit Geringschätzung betrachten und höchstens das Spanferkel oder Milchschweinchen frisch gebraten der Beachtung werth halten, und dein Sauenter ganz und gar in Vergessenheit gerathen. Glaube nur, unser Moses wußte was er that, und wenn der Jude auch mit Schweinen handelt, ja sogar in Galiläa Schweineheerden hält, daß eine Legion Teufel darein fährt — Schweine essen bleibt dem Juden Greuel." Mit dem letztern spielte er wol auf die Matth. 8, so erzählte Geschichte an, die den Bibellesern so viel Kopfzerbrechen macht, weil sie nicht begreifen, wie in dem orthodoxen See Genezareth eine Heerde Säue ersaufen konnte; doch mochte sie eben nur auf Speculation für die heidnischen Nachbarländer gehalten werden, oder wol gar heidnischen Insassen selbst gehören, wie es in dem gläubigen Aegypten Schweine gibt, die Kopten angehören; denn die Mohammedaner verabschenen das Borstenthier nicht minder; es ist eine Sage unter den Türken, daß durch Mohammed das ganze Thierreich zum wahren Glauben bekehrt sei, ausgenommen das Schwein und der Büffel, welche ungläubig blieben; daher in Konstantinopel die für die Griechen und Bulgaren bestimmten Exemplare nur

todt in die Stadt hinein dürfen, und dies noch dazu jedesmal erſt durch einen beſondern Firman erlaubt werden muß. „Par un de ces préjugés ridicules, que la seule superstition peut faire subsister", ſagt Buffon, „les mahométans sont privés de cet animal utile: on leur a dit, qu'il était immonde; ils n'osent donc ni le toucher, ni s'en nourrir. Les Chinois, au contraire, ont beaucoup de goût pour la chair du cochon; ils en élèvent de nombreux troupeaux; c'est leur nourriture la plus ordinaire, et c'est ce qui les a empêchés, dit-on, de recevoir la loi de Mahomet." Dafür, würde Philo entgegnen, wenn er noch lebte, iſt auch in China, Japan und der Tatarei, den einzigen Ländern Aſiens, wo man ſich des Schweinefleiſches nicht enthält, der Ausſatz die Nationalkrankheit; denn zehn Theile Ausſatz ſind in die Welt gekommen, davon nahmen die Schweine ſich neun Theile und ein Zehntel blieb der übrigen Welt.

Indeſſen, ſagte zum Mechanikus der andere Mann, ein jeder riecht wie er kann; und ebenfalls wird er geſagt haben: ein jeder ißt was er kann. Ihren Völkergeruch ließen die alten Römer die Juden nicht entgelten, und ſie brachten auch in ihren Synagogen keine Schweinehekatomben, wie der böſe Antiochus, ſondern ſie behandelten ſie anſtändig wie immer. Sie drückten ſie keineswegs; ſeit dem Kriege hatten die Juden eine Perſonalſteuer von zwei Drachmen an den Tempel des capitoliniſchen Jupiter zu entrichten, übrigens aber waren ſie nicht nur im Beſitze aller bürgerlichen Rechte, ſondern ſogar, die freie Ausübung ihrer Religion betreffend, mancher Vorrechte. Wenn dennoch Philo ſagt, daß Juden ſchon zufrieden ſein müßten, wenn ſie andern gegenüber nur nicht zurückgeſetzt würden, ſo erklärt ſich dies aus der ſonder-

baren socialen Stellung, zu der sie sich selbst verdammten und die sie wie ein Geschick von vornherein übernahmen.

Denn die Juden verstanden es, sich zu Straßenfiguren in der alten Welthauptstadt zu machen und durch ihr unliebsames Gebaren moralisch bei den alten Römern in übeln Geruch zu bringen. Anstatt daß sie, wie sie durften, Theil am Staatsleben genommen und ordentliche Aemter bekleidet hätten, geriethen sie vielmehr auf allerhand kleine Künste, wie sie unter ähnlichen Verhältnissen die Zigeuner treiben. Sie befaßten sich mit der Wahrsagerei, mit der Mischung von Zaubertränken, mit der Enthüllung von Diebstählen, sie bettelten wol auch, aber namentlich fingen sie, wie das Entchen gleich ins Wasser und das Kätzchen gleich auf die Mäusejagd geht, kaum angekommen augenblicklich an zu schachern und Roms alte Hosen zu vertreiben. Man bezeichnet die Juden als das erste Handelsvolk der Welt und schreibt ihnen eine noch größere Anlage zu kaufmännischen Operationen jeder Gattung als selbst den Chinesen zu; überall sehen wir sie in der Zerstreuung gerne Geschäftchen machen, Hasenfelle aufkaufen, Reichsthaler wechseln und mit dem Judenspieße rennen; ja selbst der Baron von Rothschild will lieber der Jude der Könige als der König der Juden sein. Nun verstand man allerdings bereits im grauen Alterthum unter einem Phönizier einen Handelsman, wie man jetzt schlechtweg den Namen Jude für den hausirenden Handelsjuden braucht; denn der umherziehende Kleinhandelserwerb, den man mit dem hebräischen Worte „Schacher" oder „Sachar" bezeichnet, schlägt vorzugsweise in ihr Fach. Dennoch darf man sich offenbar nicht vorstellen, daß bei gesunden nationalen Zuständen alle Juden Kaufleute gewesen wären;

unter Saul, David und Salomo waren die Berufsarten der Hebräer Ackerbau, Weinbau und Viehzucht, allenfalls auch Fischerei, die im Norden und am See Genezareth betrieben wurde; das Gewerbe, nur für die alltäglichen Bedürfnisse geübt, entwickelte sich weniger, die meisten Hebräer, besonders die Hebräerinnen, waren ihre eigenen Weber, Schneider und Schuhmacher; die eigentlichen Luxus- und Putzartikel, die großen Absatz fanden, wurden aus Babylon, Phönizien und Aegypten eingeführt. Daß sie also in der Fremde überall gerade auf dieses Auskunftsmittel, wie es unter ähnlichen Verhältnissen auch die Armenier thun, verfielen, mag allerdings von einer gewissen Anlage und Prädestination zum Handel kommen, die ihnen nicht abzusprechen ist, die aber unter normalen Verhältnissen nicht gerade hervorgetreten war.

Domitian hatte die Juden aus der Stadt gejagt und ihnen als eine Art Jus Gazzagà den anmuthigen Hain der Egeria und der Camenen angewiesen, wofür sie ein Pachtgeld erlegen mußten; erst unter Alexander Severus finden wir sie wieder, wahre Hebräer oder Ibrim, in dem armen Trastevere, das bis in das späteste Mittelalter von ihnen bevölkert gewesen sein muß, und wo die Kirche San Salvatore in Curte oder Curtis noch heute an die Kurzen, d. i. die Beschnittenen, mahnt. Nun, eines Tags wollte Juvenal einen Spaziergang vor dem Capuaner Thore machen; er hatte vielleicht die seltsame Combination vergessen, wonach eine der reizendsten Idyllen der Campagna zum Ghetto geworden war; aber bald wurde er daran erinnert, als er tausend geschäftigen Hebräern begegnete, die desselben Wegs wandelten und in Körben und Säcken ein Rom von Trödelkram und Plunder in die Grotte der Egeria schleppten — Schwefelfäden (sulfurata), damals

ſtatt der Streichhölzchen gebräuchlich, die im alten Rom vielfach verwendeten Lumpen (centones), altes Eiſen, wie jetzt stracci, ferracci und roba vecchia. Ich kann mich nicht enthalten, aus der allerneueſten Zeit eine ſolche Scene anzuführen, wie ſie damals im erſten Jahrhundert n. Chr. einen Juvenal gereizt hat.

Bekanntlich brach kurz nach der Thronbeſteigung Leo's XIII. eine Revolution unter den Schweizern aus, infolge deren viele davon in die Heimat entlaſſen wurden. Eines Abends nun, gegen neun Uhr, konnte man unter dem Säulengange von Sanct Peter beim bronzenen Thore die nicht von Art laſſende Art betrachten: Alle „Robivecchi" aus dem Ghetto, die vom Abzug der Schweizer Wind bekommen hatten, waren mit ihren Querſäcken und Körben da. Die Garden kamen truppweiſe heraus: augenblicklich wurden ſie von den Kindern Iſraels umringt, die ihnen die höchſten Preiſe, will ſagen ein paar Soldi, für die Reliquien ihrer koſtbaren Garderobe boten. Alles was man nicht gut brauchen und nicht gut mitnehmen kann, wenn man von Rom nach Luzern verzieht, ſollte in Abraham's Schos geborgen werden. Einige benutzten die Gelegenheit in der That; und nun war es nicht minder merkwürdig, den Mauſcheln ſelber zuzuſehn, wie ſie, was ſie eben erhandelt hatten, wieder untereinander mit Gewinn abſetzten. Nur zu! Wenn ein Jude den andern, ein Pfaff den andern, oder ein Weib das andere betreugt, ſo lacht Gott im Himmel.

Man achte auf dieſes „betreugt", denn in der That wird das Handelsgewerbe überhaupt und der Schacher der Juden insbeſondere von den Völkern gerne mit Betrug in eins zuſammengeworfen. Der berechtigte Gewinn, den der Kaufmann beim Ein- und Verkauf machen

muß, erſcheint dem ungewohnten Auge als Uebervortheilung; ein Volk iſt immer geſchickter als das andere, das Publikum zu überliſten und zu prellen, und es heißt: Es gehören neun Juden dazu, um einen Baſeler, und neun Baſeler, um einen Genfer zu betrügen; oder: Ein Jude betrügt zehn Franken, ein Grieche betrügt zehn Juden, und ein Armenier betrügt zehn Griechen; oder: Ein Jude betrügt drei Deutſche, ein Ruſſe aber drei Juden; oder: Per imbrogliar un Genovese, si vogliono quattro Ebrei. Kein Wunder, wenn man alſo den Juden, der, wie man ſieht, in allen dieſen Sprichwörtern eine bedeutſame Rolle ſpielt, bereits im alten Rom als den Hauptbetrüger und den Erzdieb betrachtete und mit dem Walachen ſagte: Ein echter Jude niemals ißt, bis du von ihm betrogen biſt; und das um ſo mehr, als er nicht blos ſchacherte, ſondern überhaupt kein Mittel, ſich zu bereichern, verachtete, ſich überall einfand, wo Geld zu machen war, und namentlich auch wucherte, was der Araber, obgleich er (nach der anmuthigen Sage von den Rüben und dem Korn) im Handel ſogar den Teufel betrügt, dennoch unter die ſieben Todſünden rechnet, daher der Prophet in der vierten Sure ſagt: „Die Juden zehren das Vermögen anderer Menſchen ungerechterweiſe auf. Wir haben dieſen Ungläubigen große Strafen beſtimmt.“ Daß ſich nun die Betrogenen ärgerten, auf die Betrüger ſchimpften, ihre Betriebſamkeit ſchnöde Habſucht, ihre Sparſamkeit ſchmuzigen Geiz nannten, war eine natürliche Folge.

Aber die Sache lag noch tiefer. Man merkte ſehr bald, daß man es nicht blos mit ſchlauen Allerweltsſpitzbuben, ſondern mit unverſöhnlichen und in ihrer Niedrigkeit ſtolzen Feinden zu thun hatte, die dieſes ganze Metier nur wählten, um ſich möglichſt ſelbſtändig und unab-

halten; denn das sind ja Vortheile, die man
Stande im allgemeinen nachrühmt. Es
los politischer Haß gegen die mäch-
f zu Volk; es war ein Haß, in
n Römern die ganze Mensch-
r auch vorhanden; er und
ständigkeit zu erneuern,
fen Empörungen im
n und verachteten
fachen Grunde,
erwählt waren wie
darauf, daß die Juden
eindediener durch Klopfen
er Schule angehalten wurden):
hudim get, klopft aaner Schule un
, d. h. die Anhänglichkeit ans Judenthum
ten, selbst wenn nur noch zwei Repräsen-
selben übrig wären, und, was damit unmittel-
sammenhängt, ihr Rassenstolz und ihre allen
ern Religionen todfeindliche Abgeschlossenheit. Denn unter sich, und auch das entging den Römern nicht, lebten die Juden einträchtig, waren sie wohlthätig und von Tugenden beseelt, wie sie Nathan in seiner Unterredung mit Saladin beschreibt; aber wenn die Gojim des Juden bedurften, so sagte er: Dieser Tag ist mein Festtag; Unreinen brauchte er den Weg in der Irre nicht zu weisen, sie nicht an die Quelle zu führen, wenn sie verschmachteten. Er mochte überhaupt nichts mit ihnen zu thun haben: die marmornen Götterbilder ekelten ihn an; ihre Suovetaurilia und die ungeschächteten Kälber waren ihm mindestens ein Greuel; er wollte sie nur betrügen. Das durfte er nach dem Talmud thun und dann Nachts zurückkehren in

sein Trastevere; da konnte er kauscher essen, am Sabbat sein Schalet backen und bei Barches und Rosinenwein den siebenten Theil seines Lebens, wie Seneca sagt, verlieren. Jerusalem und den Tempel gab's nicht mehr, dafür die Synagogen; das wahre Gesetzbuch war verbrannt, dafür hatte man die Thora; sie trug man noch immer in Procession herum, zeigte sie nach allen vier Weltgegenden und legte darauf die Krone. Nach Osten gewendet und verschleiert rief Israel noch zu dem alten Bundesgotte — denn davor, davor „sen mer Jehudim".

„Ich will mit euch handeln und wandeln", sagt Shylock, „mit euch stehen und gehen, und was dergleichen mehr ist; aber ich will nicht mit euch essen, mit euch trinken, noch mit euch beten."

Sich nun von ein paar ausgemachten, aber unverfrorenen Schelmen ewig ärgern und nicht nur bei jeder Gelegenheit übers Ohr hauen, sondern auch noch heimlich verachten und über die Achsel ansehn zu lassen, weil sie trotz aller Schicksalsschläge ein lächerlicher Hochmuth quält, dazu gehört schon eine besondere Nachsicht und Geduld; aber ich glaube, die alten Römer hätten sich doch noch nicht weiter darum gekümmert, wenn die Schurken nicht dabei unvermerkt reich und mächtig und geradezu, wie vor ihnen die Griechen, in Rom tonangebend geworden wären. Obgleich es auf den ersten Blick fast unbegreiflich scheint, so braucht man doch nur zu erwägen, daß gewiß schon damals große Kapitalien in die Hände einzelner Juden kamen und ihren Ränken die Wege bahnten, um die Thatsache zu verstehn, daß das Judenthum in Rom ganz eigentlich Proselyten machte, Proselyten des Thors und der Gerechtigkeit, die das Mosaische Gesetz vollständig oder theilweise befolgten. Horaz, von einem lästigen

Aufdringlinge auf ſeinem Spaziergang verfolgt, findet endlich einen Freund, der ihn von dieſer langweiligen Geſellſchaft erlöſen könnte. Wenn er nämlich ſo thäte, als habe er etwas im geheimen mit ihm zu beſprechen. Der Schalk aber läßt ihn mit der Entſchuldigung im Stich, es ſei Neumondstag heute (der bekanntlich durch beſondern Gottesdienſt ausgezeichnet wird), und er werde doch die jüdiſchen Satzungen reſpectiren:

Hodie tricesima sabbata: vin tu
curtis Judaeis oppedere?
(Satir. 1, 9, 70.)

Gewiß iſt, daß ſich in Rom viele am Sabbat aller Geſchäfte enthielten, faſteten und beteten, Lampen anzündeten und Kränze aufhingen; andere ſtudirten auch den Pentateuch, beſuchten Synagogen und ſandten die Tempelſteuer nach Jeruſalem; ja die Unterſchlagung einer ſolchen von der vornehmen Fulvia gegebenen ſoll die erſte Veranlaſſung zur Verfolgung der Juden geweſen ſein. Namentlich war die Kaiſerin Poppäa eine jüdiſche Proſelytin. Es geſchah daher auch, daß ſtatt der alten achttägigen Woche der Römer die ſiebentägige in Gebrauch kam und mit ihr der Name Sabbat in alle romaniſchen Sprachen, ja ſelbſt in die deutſche, verpflanzt wurde (italieniſch sabato, ſpaniſch sabado, franzöſiſch samedi, d. i. sabbati dies, althochdeutſch sambaztac, oberdeutſch Samstag).

Das mußte jedem Patrioten zu denken geben und die Gemüther allerdings erbittern; und es iſt geradezu ergötzlich, wie ein Tacitus, wie ein Seneca, wie ein Rutilius durch dieſes den Göttern verhaßte Menſchengeſchlecht zu ganz analogen Klagen hingeriſſen werden, wie ſie die Jetztzeit führt — daß ſie alles beherrſchen, den Geldmarkt be-

herrſchen, die Kunſt und Literatur beherrſchen, alle Schichten der Geſellſchaft durchdringen und beherrſchen, und die Zügel der Regierung an ſich reißen:

Victoresque suos natio victa premit
(Itiner. v. 387.) —

Das ſtolze Rom von einer Handvoll Semiten verachtet, übervortheilt und gedrückt — iſt das nicht eine ſeltſame Ironie?

4.

Es iſt Sabbat und finſteres Mittelalter. Wir ſtehen in der uralten Michaeliskirche auf dem Fiſchmarkt, wo man die römiſchen Volterra und Pontecorvo, Moſé Servadio und Jordan Pierleone zuſammengetrieben hat, und hören zu, was ihnen ein bekehrungseifriger Dominicaner predigt. Er hat ſich den zweiten Vers des fünfundſechzigſten Kapitels des Jeſaias zum Text genommen, das eben heute in der Tempelſchule verleſen worden iſt: „Ich recke meine Hände aus den ganzen Tag zu einem ungehorſamen Volk, das ſeinen Gedanken nachwandelt auf einem Wege, der nicht gut iſt; ein Volk, das mich entrüſtet, iſt immer vor meinem Angeſicht"; er hat zu eindringlicherer Mahnung ein rohes Bild des Gekreuzigten entwerfen und dieſen Vers auch in lateiniſcher Sprache darunter ſchreiben laſſen: Expandi manus meas tota die ad populum incredulum qui graditur in via non bona post cogitationes suas, populus qui ad iracundiam provocat me ante faciem meam semper — und nachdem er bereits mehrere heilſame Betrachtungen daran geknüpft, fährt er etwa folgendermaßen fort:

.....Scholem aleichem! Ich weiß, ihr ſagt, unſer

Herr Jeſus Chriſtus ſei ein Manſer, mit andern Worten ein Baſtard, ſein Vater der römiſche Lieutenant Panthira und die allerreinſte und allerheiligſte Jungfrau eine leichte Fliege, die ihre Aeltern froh ſein mußten noch an den Mann zu bringen, daher ſie ſie einem achtzigjährigen Zimmermann aufhingen, der ſich eben gutwillig betölpeln ließ. Solchen verruchten Gedanken wandelt ihr nach auf einem Wege, der nicht gut iſt.

Ihr Unglücklichen! Die ihr nicht verdient, daß die Modanna auf dem Platz der Thränen Tag und Nacht über euch weint! Die ihr „man ſehr“ auf dem Holzweg ſeid! Ei ſeht mir doch, ein Baſtard? Und eine leichte Fliege? Großer Gott, ſie haben dich geſehn, leibhaftig geſehn, nicht blos wie wir dein Höhenmaß und in Bildern, theils von Menſchenhänden gemacht, theils nicht von Menſchenhänden. Und geſegnete Mutter Gottes! Sie ſind gewürdigt worden, daß du mit ihren Frauen jeden Abend, den Waſſerkrug auf der Schulter, zum Brunnen in Nazareth gingſt: noch jetzt ſind ſie ſchön deshalb; während wir nur deine ſteinerne Hütte, die leeren Mauern in Loreto haben. Und ſo verſtockt zu ſein! So blind!

Schalom, beracha tobà! Ich will euch etwas ſagen: ihr ſeid ſchlimmer als Baſtarde, viel ſchlimmer! Denn ihr wart Gottes rechte Kinder; aber ihr habt ihn ans Kreuz geſchlagen — an jenes Kreuz, das die fromme Kaiſerin Helena zu gutem Glück wieder aufgefunden hat, und von dem wir in unſerer Kreuzkirche noch die triglotte Inſchrift haben — gut, daß es euch nicht in die Hände gefallen iſt, denn ihr hättet es theurer verkauft als ihn! Ihr habt die Nägel geſchmiedet, womit man ihm die heiligen Wundenmale eingrub und aus denen wir die

eiſerne Krone machten — gut, daß ihr ſie nicht wiederbekommen habt, denn ihr handelt mit altem Eiſen! Ihr habt ihn die Treppe zum Landpfleger Pilatus hinaufgeführt, die knieend hinanzurutſchen uns gottſelige Uebung iſt — gut, daß auch ſie euch nicht in die Hände gefallen iſt, denn ihr hättet ſie in den Ofen geſteckt, um einen Chriſten damit zu braten! Ihr habt die Kriegsknechte auf ihn gehetzt, die zu Füßen des Kreuzes um den Rock des Erlöſers würfelten, auf einem Steine, den wir ebenfalls noch im Kloſterhofe des Laterans als koſtbare Reliquie verwahren — gut, daß auch er euch nicht in die Hände fiel, denn ihr hättet einen Wechslertiſch daraus gemacht! Quia eduxi te de terra Aegypti, parasti crucem Salvatori tuo. Im Lateran ſteht die Säule, die wie der Montſerrat zur Zeit der Paſſion, was eure mehr als ſteinernen Herzen nicht gethan, gewiſſermaßen vor Schmerz zerborſten iſt!

Scholem leichem! Ihr kreuzigt ihn immer noch an eurem Hamansfeſt, und eßt Naute dazu; ihr gebt euren Todten Steine, um des Zimmermanns Sohn zu ſteinigen, und laßt Abraham, Iſaak und Jakob grüßen; ein Volk, das mich entrüſtet, iſt immer vor meinem Angeſicht. Denn ihr ſeid jetzt in einem neuen Jeruſalem, beim Throne deſſen, den Chriſtus zu ſeinem Statthalter geſetzt hat, in dieſer heiligen Stadt nicht aufgenommen, aber aus Barmherzigkeit als die altteſtamentliche Wurzel des Chriſtenthums geduldet; und er reckt ſeine Hände aus den ganzen Tag, aber ihr ſeid immer ungehorſam und wandelt euren Gedanken nach auf einem Wege, der nicht gut iſt. Er läßt euch alle Oſtern in ſeiner Sixtiniſchen Kapelle zurufen: Jerusalem, Jerusalem, convertere ad Dominum, Deum tuum — er nimmt die beſten Sänger

und die besten Kapellmeister dazu, um es recht eindringlich zu machen: aber die schönsten Lamentationen verfangen nicht bei euch. Vielmehr bringt ihr ihm nach wie vor, wenn er seinen festlichen Krönungszug hält, am Thurm des Stadtpräfecten Stephan die verschleierte Rolle eures Pentateuch und sagt: Allerheiligster Vater, wir hebräischen Männer flehen Eure Heiligkeit im Namen unserer Synagoge an, daß wir gewürdigt werden möchten, daß uns das Mosaische Gesetz, unserm Befreier auf dem Berge Sinai übergeben, möge bestätigt und gebilligt sein — und immer muß der allerheiligste Vater euer Buch vorwurfsvoll zur Erde fallen lassen, weil er zwar das Gesetz anerkennt, aber eure Auslegung verdammt. Eher wird das apostolische Schiff umschlagen, das man unter dem Altan im Belvedere des Vatican erblickt; und eher wird der eherne Hahn auf der Porphyrsäule im Lateran wiederum dreimal krähen, als daß euch die Schuppen von den Augen fallen und ihr einseht, der Messias, den ihr erwartet, sei gekommen. Hört ihr das Gelächter und das Hohngeschrei des Volks, wenn die Procession durch das Marsfeld weiterzieht und ihr eure Rolle zurück in eure Höhle tragt? —

Schalom, beracha tobà! Friede, Freude euerm Hause! Wie lieblich wäre euer Los, wenn ihr euch bekehren und am Osterſonnabend im Baptisterium Konstantin's des Großen taufen lassen wolltet! Wenn ihr nach viel bittern Thaten und Thränen die süße Milch der Wiedergeburt und den Honig der Auferstehung einsöget! — Augenblicklich würde sich der abscheuliche Geruch, den ihr am Leibe habt, verlieren; der Friedensengel, eine weiße Taube, würde sich auf eure besackten Schultern setzen, die Unschuld euch in das Knopfloch

eures Schäubleins ihren Lilienſtengel ſtecken, und die Oſterkerze der Erleuchtung in euern verſtockten Schädeln angezündet werden. Zum Allerheiligſten, das jetzt euretwegen vom Altare weggenommen iſt, könntet ihr mit uns beten, und zuletzt kämt ihr mit allen Frommen in Abraham's Schos, den ihr zwar euren Vater nennt, der aber ſammt Moſes und den Propheten uns gehört; denn wir, meine Lieben, haben das ganze Alte Teſtament und eure Geſchichte bis auf Chriſti Geburt gepachtet und zu einer trefflichen Symbolik verarbeitet, daher ihr euch auch in unſern Kirchen mit Vergnügen, wenn ihr nur eine von euren Marotten, nämlich den albernen Widerwillen gegen bildliche Darſtellungen, ablegt, unendliche male abconterfeit finden werdet. Dagegen wenn ihr euch nicht bekehrt, ſo wißt ihr, wie ihr lebt; und das Ghetto, das euch nach euerm Tode in der Hölle zurechtgemacht werden wird, und wie euch Lucifer mit ſeinen Zähnen einzeln gleich einer Hanfbreche zermalmen wird, das könnt ihr euch zu eurer Erbauung ſelber beim Dante im 34. Geſange der „Hölle" nachleſen. Pape Satan, pape Satan, aleppe! . . . . .

Pape Satan! Freilich möchtet ihr euch, wie überall, ſo auch im Paradies einſchmuggeln, wie damals, wo einer unter euch die Himmelsthüre nur angelehnt ſah und ganz leiſe Schritt für Schritt hineinſchlich, weil Sanct Petrus, der Pförtner, bei der Mittagshitze im Sommer gerade nach dem Eſſen ein wenig eingenickt war. Aber ihr hättet ſehen ſollen, was das für einen Aufſtand gab! Es roch ſo ſauerſüß durch den Himmel, und die Madonna fiel in Ohnmacht — da, der Jude war noch nicht viel über den Vorhof hinaus, erkannte ihn ein Diener, der aufwartete, und augenblicklich begann er laut

schreiend Lärm zu machen. Sanct Peter sprang noch halb im Schlafe zu, die Heiligen kamen gelaufen, die Engel kamen geflogen, die Märtyrer kamen gehumpelt, die Throne und die himmlischen Sitzreihen wurden umgeworfen, das ganze Paradies gerieth in Aufregung. „Raus da!“ rief es von hundert Seiten; aber der Hebräer rührte sich nicht, sondern kauerte sich auf den Boden. Man muß nämlich wissen, daß im Himmel, als im Reiche des ewigen Friedens, die Anwendung von Gewaltmitteln verboten ist, und deshalb wagte niemand den Juden auch nur mit einem Finger zu berühren. Was anfangen, was anfangen? Petrus raste und tobte und glaubte schon, er würde um seine Stelle kommen, die Heiligen fluchten, die Märtyrer knirschten mit den Zähnen, die Engel schnauften vor Zorn, tausend selige Fäuste ballten sich. Endlich hatte Sanct Peter eine Idee. Er rief den Erzengel Michael beiseite und sagte ihm vier Wörtchen ins Ohr. Michael windet sich aus dem Knäuel hinaus, geht in die Rüstkammer, wo noch die Waffen vom Kriege gegen den Satan hängen, nimmt eine Trommel und schlüpft durch ein Nebenthürchen auf den Platz vor dem Hauptthor. Hier fängt er nun mit Leibeskräften an zu trommeln und ruft dann nach Art der öffentlichen Ausrufer mit lauter Stimme: „Sechs Scudi ein Paar Kühe, wer gibt mehr? Sechs Scudi zum ersten! Sechs Scudi zum zweiten! Sechs Scudi zum ...“ „Sechs Scudi und fünf Bajocchi!“ heult der Jude und schießt zur Thür hinaus wie ein Pfeil, daß er vor Hast dem Erzengel zwischen die Füße kullert. „Schockschwerenoth, du Racker!“ schrie Sanct Peter, schmiß die Thüre zu und legte die Kette vor. Und er holte tief Athem wie einer, dem man einen großen Stein vom Herzen genommen hat, und die Heiligen

großen und ganzen Parallelen mit dem Flusse bilden und deren unterste die alljährlich überschwemmte Fiumara, deren oberste die spanische mit Tuchläden besetzte Rua ist — ein Quartier, nicht so entsetzlich als es wol mit Rücksicht auf den Effect geschildert worden ist, in der Nähe der Paläste Cenci und Mattei, mit gutem Treviwasser versehen und in Cholerajahren in auffallend geringem Maße heimgesucht, auch die obenerwähnte Ueberschwemmung mit andern Plätzen theilend, aber allerdings zu klein für eine Bevölkerung, die seit den spanischen Verfolgungen von 200 auf 5000 Seelen stieg, und, was das Unangenehme war, verschlossen mit acht Thoren. Hier zogen die Juden am 26. Juli 1556 ein; hier handelten und wandelten sie fortan, und speicherten eine Welt von alten Sachen auf, die ihre Frauen, wahre Arachnen, mit bewunderungswürdiger Kunst ausflickten; hier bauten sie endlich auf dem alten Balbustheater in der Ecke fünf Synagogen, die alle in einem Gebäude vereinigt sind, drei zu ebener Erde, nämlich die Scuola 1) Castillana, 2) Catalana und 3) Siziliana, aus der Zeit, wo jüdische Familien aus Spanien und Sizilien vertrieben worden und hierher geflüchtet waren — und zwei im ersten Stock, den 4) Tempel (tempio), die älteste und zugleich die größte, worin auch die Preise an die Schüler der Talmud-Thora, eines dem Studium der hebräischen Sprache gewidmeten Instituts vertheilt werden, und 5) die neueste (Scuola nuova), entstanden als die Israeliten gezwungen wurden, die römische Campagna zu verlassen; unter Alexander VI. war nämlich den spanischen Juden wiederum die Gegend am Grabmal der Metella zum Lager angewiesen worden und diese daher wahrscheinlich auch nachher von Juden bewohnt gewesen. Hier, in einem

Dunkel, aus dem ſie nur hervorkommen, wenn ſie bei Huldigungsfeſten ihre Hymnen ſingen, ich will nicht ſagen entwickelten ſich, aber erhielten ſich die Juden, nächſt den Fürſten Maſſimi vielleicht die echteſten und reinſten Stammhalter des alten Römerreichs; und wol mag manche Thräne hier gefloſſen ſein, hier in dieſer babyloniſchen Gefangenſchaft, in dieſem nicht Rom, ſondern Winkel von Rom, in dieſem nicht Jeruſalem, ſondern After-Jeruſalem, in dieſem Zwinger, dieſer Enge, dieſer finſtern Jammereden. Doch nicht blos Thränen floſſen in unſerm Ghetto; das Leben, das ſich ihnen nicht leicht gab, ſchäumte dennoch um ihrer Lippen Rand; und wie Niobe, dem ſchweren Zorn der Himmliſchen ein Ziel, koſtete die planjenende Mutter Eva die Frucht der Aehren und die Habdalabüchſe, den tiefen Schmerz bezwingend!

Zeugniß deſſen die phantaſtiſche Matzenſtiege (Via delle azzimelle), wo am Paſſahfeſte die ungeſäuerten oder ſüßen Brote, die panes azymi, gebacken werden — bald große, flache Matzes, die man anſtatt des Brotes ißt, bald die wie kleine Brötchen geformten Reibmatzes, die man zu Mehlſpeiſen verwendet, bald Matzenklöße, bald Eiermatzen; auch hier, im römiſchen Ghetto, verthun die Juden, wie das Sprichwort ſagt, ihr Geld mit Paſſahs, während es die Mauren auf Hochzeiten und die Chriſten bei Proceſſen laſſen: „I Giudei in pasqua, i Mori in nozze, i Cristiani in piatire, sanno impoverire.“ Auf derſelben Straße wohnt auch der ſogenannte Schaletbäcker, zu dem die Jüdin Freitag nachmittags das Schalet oder Scholet, eine aus fettem Rind- oder Hammelfleiſch, Reis und Erbſen beſtehende Speiſe, in einem verſchloſſenen irdenen Topfe mit breitem Boden ſchickt, und der dieſes beliebte National- und Sabbateſſen bis Sonnabend

mittag in seinem eigens dazu eingerichteten Backofen der Vollendung entgegenführt; die Barches, die dunchen in keinem strenggläubigen Haushalt fehlen dürfen, wird dagegen die Hausfrau selbst am Freitag früh unter dem vorgeschriebenen Segensspruche backen, indem sie einen Teig aus seinem Weizenmehl bereitet, gehen läßt und in zwei Hälften theilt; jede Hälfte theilt sie wiederum in je drei größere und je drei kleinere Theile, die sie durchknetet und zu möglichst langen Strähnen rollt. Die drei größern Teigsträhne legt sie dann nebeneinander und flicht sie wie einen Zopf, ebenso die drei kleinern, die sie auf den größern Zopf legt und an den Enden festdrückt; endlich zeichnet sie noch auf jeden den Anfangsbuchstaben ihres Namens und bestreut sie mit weißem Mohn.

Denn auch Niobe, dem schweren
Zorn der Himmlischen ein Ziel,
Kostete die Frucht der Aehren
Und bezwang das Schmerzgefühl.

Zeugniß dessen nicht minder der alte Fischmarkt, wo sie sich die Materialien zu den israelitischen Oelfischen und zu der Fischsuppe entnahmen, die neben den abgeschmelzten Artischocken zu den berühmtesten und anziehendsten Gerichten des Vater Abraham gehört; Zeugniß im alten, thürmereichen Quartier der Pierleoni bei der Brücke die jüdische Büffelschlächterei oder, um mich des ritualmäßigen Ausdrucks zu bedienen, Büffelschächterei; denn der Schächter oder Schochet, der nach abgelegter Prüfung vom Rabbiner eine besondere Autorisation dazu, die sogenannte Kabbala, erhält, muß die Luftröhre durchschneiden. In der That braucht man die römischen Juden nicht so sehr zu bedauern, daß sie den „Herrn Mohren" essen, wie man in Rom das Büffelfleisch scherzweise seiner

Schwärze wegen nennt (Sor Morone), denn der junge Büffel liefert ein ſehr wohlſchmeckendes Fleiſch, nur das des alten iſt hart und zähe und riecht nach Moſchus; freilich pflegen die berittenen Hirten der römiſchen Campagna und aus dem Neapolitaniſchen ihre Büffel erſt auszunutzen und dann, wenn ſie etwa zwölf Jahre alt ſind, zu mäſten, um ſie den Juden zu verkaufen; zweimal in der Woche iſt Büffelmarkt. Daß ferner der Büffel nicht ganz zu verachten iſt, beweiſen die Italiener ſelber, die zwar gleich den Aegyptern das Fleiſch nur aus Noth eſſen, oder wenn ſie es wie jene bei einer vornehmen Leiche umſonſt bekommen, aber aus der Büffelkuhmilch einen ſehr geſchätzten Käſe, die ſogenannte provatura machen; die Araber gewinnen gute Butter aus derſelben. Endlich, denke ich mir, haben die römiſchen Juden noch einen beſondern Grund, daß ſie gerade den Büffeln den Vorzug geben. Da ſie nämlich kein Schweinefleiſch eſſen, ſo kommen ſie auch um das Schweinefett, den strutto, der, wie in Florenz das Oel und in Mailand die Butter, in Rom ausſchließlich zum Abmachen der Speiſen verwendet wird. Da helfen ſie ſich nun einerſeits mit Gänſefett, das ſie ſogar an den Kartoffelſalat thun und deſſentwegen wahrſcheinlich auch die Gans in der iſraelitiſchen Küche eine ſo wichtige Rolle ſpielt; die Gans zu braten, die Gänſeleber zu ſchmoren, die Gänſebruſt und den Gänſehals zu füllen, haben ſie beſondere preiswürdige Methoden — andererſeits aber mit Büffelfett, denn dieſes kommt an Zartheit faſt dem Schweineſchmalz gleich. Uebrigens eſſen auch andere Völkerſtämme Büffelfleiſch und ziehen großen Nutzen aus den Hörnern und Häuten dieſer Thiere, die beſſer und härter als die des Rindes ſind.

Im alten Quartier der Pierleoni die jüdiſche Büffelſchlächterei — „Der Löw! Der Löw! Muada, is dös a Jud?“ — „Warum denn?“ — „Weil er Löw haaßt“ — — „Ach, mein Kind, Peter Löw iſt noch etwas ganz anderes geweſen“ — „Was denn?“ — „Papſt!“

Ja, wer heißt die Menſchen immer von den armen Juden reden? Es war wie im alten Rom: die armen Juden wurden reich; in ihrem Ghetto handelten ſie mit alten Hoſen, wechſelten ſie Scudi, wucherten ſie mit Zins; und dem Handel und den Wechſelgeſchäften und dem Wucher verdankten ſie Glück und Macht und Einfluß in allen Kreiſen. Nicht Nihil sine Deo, ſondern Nihil sine Judaeo, wie es heißt. Man machte ſie alſo zu Doctoren, zu Baronen, zu Senatoren. Was war aber in Rom die höchſte Stufe? Offenbar Petri Stuhl. Ein Jude ward alſo Papſt und Petrus Leo Anaclet II. Warum nicht? War doch Petrus ſelbſt ein Jude und im Jahre 45 bei den Juden in Traſtevere eingekehrt.*

Als der Marſchall de la Ferté in Metz einzog, wollten ihn die Juden wie die andern begrüßen. Wie man ihm meldete, ſie wären im Vorzimmer, ſagte er: „Ich mag die Schurken nicht ſehn, ſie haben meinen Herrn gekreuzigt, man laſſe ſie nicht vor.“ Es wurde ihnen bedeutet, daß ſie der Herr Marſchall nicht ſprechen könnte; ſie antworteten, das thäte ihnen außerordentlich leid, ſie

---

* Die Legende läßt ihn allerdings auch auf dem Esquilin im Vicus Patricius im Hauſe des Senators Pudens einkehren und dort ein Bethaus errichten, aus dem die erſte und älteſte Kirche Roms, die Eccleſia Pudentiana hervorging. Sie gab wieder zu dem Mythus einer heiligen Pudenziana, Pudens' Tochter, Veranlaſſung, deren Feſt am 19. Mai gefeiert wird.

hätten ihm viertauſend Piſtolen zum Präſente machen wollen. Schnell ward's hinterbracht, und der Marſchall antwortete: „Laßt ſie eintreten, die armen Teufel; als ſie ihn kreuzigten, meiner Seel', wußten ſie nicht was ſie thaten."

„Ich haſſe den Juden", ſagte das heilige Rom, als Pierleone nach dem rothen Papſtmantel griff; „er hat meinen Herrn gekreuzigt." Da zeigte er ſein Gold, und es küßte ihm den Fuß; denn „meiner Seele, er hat Chriſtum nicht gekannt".

5.

Pius der Neunte war den Juden nicht gerade gewogen; unter ihm kam die Senſationsnachricht von dem bologneſer Juden Mortara auf, die ein Pendant zu dem jüdiſchen Chriſtenkinderraube bildet: das kranke Söhnchen war von einem Dienſtmädchen getauft, daraufhin von den Prieſtern entführt und in S. Maria a' Monti bei den Catecumeni auferzogen worden; bei dieſer Kirche durfte ſonſt kein Jude vorbeigehn, um nicht mit den Katechumenen zu verkehren; und auch die Mutter konnte ihr Kind hier nur auf einen Augenblick, mit beſonderer Genehmigung des Cardinalvicars wiederſehen, die Prieſter zogen es gleich wieder weg; ſie, die man als die madre Ebrea ſogar auf die Bühne gebracht hat, ſtarb angeblich vor Schmerz — die Franzoſen waren damals da, und die Aeltern hatten ſich an die franzöſiſche Geſandtſchaft gewandt; Pio Nono antwortete aber, „wenn auch alle Bajonnete der Franzoſen gegen ihn wären, ſo würde er das Kind doch nicht herausgeben". Ein andermal, wird erzählt, ſeien ſieben Kinder nach dem Tode des Vaters der Mutter entriſſen worden, weil der Groß-

vater katholiſch geworden war und ſie nun dem letztern angehören ſollten; die Mutter, die Alatri ins Haus nahm, ſtarb ebenfalls vor Schmerz. Eine Menge ſolcher Geſchichten curſiren bei den Juden. Dennoch ſind unter Pio Nono's Regierung die Mauern des Ghetto gefallen und die Schranken niedergeriſſen worden, die Menſch vom Menſchen trennten; und das neue Königreich Italien hat endlich auch die römiſchen Juden den übrigen Staatsbürgern vollkommen gleichgeſtellt, ſodaß ſie ungefähr wieder ſo daſtehen wie im alten Rom. Ob ſie ſich dieſe Freiheit beſſer zu Nutze machen werden als damals? Ich zweifle. Zwar ein Torlonia wohnt in ſeinem Palaſt am Corſo, und der Reformjude lebt mit den Chriſten, ſpeiſt mit den Chriſten, und läßt ſich wie ſie friſiren. Aber nicht einmal er kann die jüdiſche Scharte gleich auswetzen, trotzdem daß man ſie in Italien überhaupt nicht ſo leicht gewahrt; die Maſſe des Volks nun vollends nicht. Sie will es auch gar nicht. Die wahren Juden ſind bis auf den heutigen Tag den Römern nicht viel näher gerückt, als ſie es zur Zeit des Pompejus waren; der Ghetto beſteht factiſch fort wie einſt in Traſtevere, und die Mauern, die ihn umgaben, ſie ſind unſichtbar und unzerſtörbar um das Weſen jedes Juden aufgeführt: weder ſteigt er darüber in unſere Raſſe hinein, noch gelangen wir an ihn.

Eben damit iſt auch das neue Jeruſalem ſelbſt in ſeiner Art gefallen; ſein Name verſchollen wie ein Traum; ſein Tempel verwaiſt und öde; und vielleicht daß in dieſem ſelben Augenblick ein neuer Jeremias in die dichteriſchen Worte ausbricht: „Es iſt von der Tochter Zions aller Schmuck dahin. Ihre Fürſten ſind wie Widder, die keine Weide finden, denn der Feind hat

seine Hand an alle ihre Kleinodien gelegt." (Klagelieder 1, 6.)

Ja wunderbar genug! Gerade die Zerstörung dieses neuen Jerusalems erscheint als die Wiedergeburt von Rom; die Italiener, welche Vincenzo Gioberti die Leviten unter den Völkern nannte, rühmen sich, neue Phönixe aus der eigenen Asche zu erstehen; die Kirche fällt, ihr Reich kehrt wieder, und ein Volk erwacht zum Leben, das gleich dem der Juden gelitten und gerungen und, zerrissen und zerschlagen, die Schuld gesühnt hat, ein auserwähltes unter tausenden zu sein.

Ewiges Rom! Jerusalem ist wie ein Schatten über dich hinweggezogen; du hast es wie ein Kleid abgeworfen; du selber bleibst und währest, unverwüstlichen Lebens voll. Aber o Jerusalem, Erinnerung des Menschengeschlechts! Jerusalem einst, jetzt Quds! O, Mutter der Religionen, von deinen Bastarden siebzehnmal übermannt, während die echten und erstgeborenen Söhne in unendlicher Zerstreuung über die Erde fliehn! Reiche entstehn und schwinden, Nationen heben und senken sich wie Wogen: der unselige Schuhmacher geht, geht und geht, bis Christus wiederkommt; und wenn ihm das flammende Kreuz vor seiner Stirne allaugenblicklich das ganze Gehirn versengt und jede Erinnerung abtödtet, so doch nicht die an die Tochter Zions, die eine Fürstin unter den Heiden war und jetzt ihr stolzes Angesicht im Staube zu den Füßen stolzerer Feinde reibt.

Aber auf eine Weile ruht er aus und setzt sich auf einen Leichenstein in dem Thale zwischen Aventin und Palatin. Denn in dieser einst von rauschendem Leben erfüllten Stätte, dem großen Circus des alten Rom, liegt der Friedhof seiner Landsleute, der modernen Juden,

wüſt und einſam. Auf dem Palatin ragen die weitläufigen Ruinen der Kaiſerpaläſte, auf dem Aventin ſtehen einzelne Kirchen und Klöſter zwiſchen Weinbergen zerſtreut. Große Schuttmaſſen von den Trümmern der einſt hier prangenden Tempel und Paläſte ſind auf die Abhänge des Aventin und in das Thal hinabgeſunken; viel zerbrochenes Geräth, unbeſchreiblicher Plunder liegt umher. Die Sohle des Thals durchſtrömt der Bach Marrana, auf deſſen beiden Ufern ein undurchdringlicher Wald des weit über Mannshöhe wachſenden römiſchen Schilfrohrs flüſtert und rauſcht.

Hier ſitzt der ewige Jude, niedergebückt und mit der Rechten ſein Kinn umfaſſend, in Socken auf der Erde — er hat einen Fetzen aus ſeinem Kleid geriſſen und den Aufſchlag ſeines Rocks zerſchnitten, auf der Stirn trägt er die ſchwarze Binde, mit welcher er das glühende Kreuz bedeckt — ſo ſitzt er ſchweigend und in tiefes Nachſinnen verloren ſieben und dreiundzwanzig Tage. Nacht iſt's; in einer Niſche des Leichenhauſes bemerkt man beim flämmernden Schein eines Lämpchens ein Handtuch und ein Glas Waſſer, von den Hinterbliebenen für ihre Todten hingeſetzt, dabei liegt ein runder, in Aſche getauchter Kuchen; ein Grab nach dem andern regt ſich, und von der Liebe zur alten Behauſung getrieben, huſchen die Seelen der friſch Begrabenen in weißen Hemden vor Ahasverus hin, der gerne für ſie ins Scheol hinunterſtiege, aber den ein fürchterlicher Gott in den qualvollen Feſſeln eines verhaßten Lebens hält.

Da ſcheint ſich ihm plötzlich der Schauplatz zu verwandeln und die alte prachtvolle Rennbahn wieder zu erſtehen. Rings auf den in unabſehbarer Weite ſich hinziehenden, hoch übereinander aufſteigenden Sitzreihen wogt

und flutet erwartungsvoll ein Menſchenmeer, und durch die aufgeregte Menge geht ein dumpfes Brauſen. Aller Augen hängen an den gewölbten, durch ein Seil geſperrten Thoren, in denen ſtampfend und ſchnaubend drei Geſpanne ſtehen. Endlich wirft der Prätor von ſeiner Bühne die Serviette in die Luft, das Seil fällt, die Wagen ſtürmen in die Bahn, von einer dichten Staubwolke eingehüllt. Nun rufen die Lenker, weit vorgebeugt, ihren Pferden zu; nun ertönt das Feldgeſchrei der drei Parteien, nun ſchwenken die Weißen ihre Tücher und Gewänder, nun ſtrecken die Rothen ihre Arme aus, nun knirſchen die Blauen mit den Zähnen, drohen mit Mienen und Geberden, zanken, ſchimpfen, frohlocken und triumphiren. So jagen ſie ſiebenmal und wiederum ſiebenmal um das Ziel; und das Rennen kommt nie zu Ende, und ewig dauert der angſtvolle Wettlauf:

metaque fervidis
evitata rotis palmaque nobilis —

„Bewahre", rief mein Freund dazwiſchen, „die Artiſchocke, die Königin des Gemüſes, erhebt uns zu den Göttern, was willſt du mit der Palme?

Carduus et pater
Bachus weltherrſcheros evehit ad deos."

XII.

Die Grotte der Egeria.

Introite, nam et hic Dii sunt.

1.

Die römiſche Campagna iſt für den Nationalökonomen eine Wüſte, aber ein fruchtbarer Acker für ein poetiſches Gemüth. Der praktiſche Landwirth, welcher ſie ohne künſtleriſche Begeiſterung durchſtreift, der „Mercante di campagna" findet ſie melancholiſch, eintönig, ermüdend durch ihre troſtloſe Unendlichkeit; ja ſie fordert ſein aufrichtiges Mitleiden heraus, wenn er bedenkt, was ſie ſein könnte, wenn ſie die blühende Cultur der Lombardei oder Toscanas hätte, wo kein Fleckchen Erde unbenutzt bleibt, wo es von Menſchen wimmelt, wo es von Erzeugniſſen überſtrömt, wo alles Leben, alles Bewegung iſt. Dem Künſtler, dem Campagnaſchwärmer erſcheint ſie auch melancholiſch, aber er gefällt ſich in dieſer Melancholie. Er, dem materielle Intereſſen nichts ſind, iſt gerade glücklich, unmittelbar hinter der Welthauptſtadt, genauer jenſeit einer ſie umgebenden, mit Gemüſegärten, Weinbergen, Obſt- und Rohrpflanzungen bedeckten Zone, eine jungfräuliche Natur

zu finden, deren einziger Herr der von gelbweißen Hunden umſprungene wilde Stier, das ungebundene Roß und der furchtbare Büffel iſt. Er ſieht ſich an dieſem weiten, unermeßlichen Horizont nicht ſatt, nicht ſatt an dieſem Himmel, dieſen Farben und Linien; und der in Ziegenfelle gekleidete, im Galop einherſprengende Buttero, der den Weißdornſchaft ſeiner Lanze ſo ritterlich einlegt und den Zipfel ſeines grüngefütterten Mantels ſo altrömiſch umſchlägt, iſt ihm intereſſanter als eine ganze Bauerncolonie; das wellige Land, von aller Baumvegetation entblößt, von Dornen und Diſteln überwuchert, ein ruhmesmüder Boden, unendlich viel maleriſcher als regelrechte Beete; die armſelige Oſterie, die Rohrhütte mit ihrem Kreuze möchte er mit keinem Grand Hôtel vertauſchen. So verſchieden iſt der Geſchmack und die Auffaſſung, und dieſer Gegenſatz wird ſich in allen Gegenden geltend machen, die wie die römiſche Campagna nicht etwa nur urwüchſig und verwildert, ſondern verwildert und claſſiſch ſind, ſo namentlich in Sicilien und Griechenland.

Was nun mich betrifft, ich ſchlage mich zu den Künſtlern: ich liebe die Campagna über alles, wie die Wüſte, mit der ſie verglichen werden kann; ich liebe ſie aber auch darin, worin ſie keineswegs Wüſte, ſondern echte Campagna iſt — eine Naturwieſe, die nur in der verzehrenden Glut des Sommers hinwelkt und verdorrt, aber beim erſten Regen wieder auflebt, den Winter über in das lieblichſte Grün gekleidet und im Frühling wie eine Braut geſchmückt iſt, eine nyſeiſche Flur, wo die Tochter der Demeter Roſen und Hyacinthen und Crocus und die prächtige, weithin duftende Narciſſe ſucht. Wer noch niemals an der Hand ſeines Virgil eine lateiniſche Reiſe gemacht, von Oſtia aus im verlaſſenen Stranddickicht Lau-

rentum und Ardea gesucht und sich in Lavinium den Ring des Aeneas hat zeigen lassen; wer niemals die köstliche Umgebung von Acqua acetosa auskundschaftete und von den Höhen des sabinischen Antemnae den Anio in den Tiber münden sah; wer sich nie an einem stillen Morgen willig dem tiefen Eindruck hingab, den die unter dem Namen Tor de' Schiavi zusammenbegriffenen Ruinen vor allen andern machen, und die vornehme, geadelte und adelnde Luft solcher Stätten einsog: der ist nicht sowol um eine Anschauung als um eine Stimmung ärmer, die sich in dieser Weise selbst in classischen Ländern nicht gern wiederfindet und wie nichts in der Welt eine geniale Beschaulichkeit befördert: ein Vorzug, den einst Rom selbst in hohem Grade besaß, aber als italienische Hauptstadt mehr und mehr einbüßt. Die Campagna zu genießen, will es eine gewisse Naturanlage, eine Art angeborenes Talent, das freilich dieser Boden auch wieder mitzutheilen scheint, wie denn jedem, der aus dem heitern Toscana oder Neapel in den Kirchenstaat kommt, in der Nähe der alten Welthauptstadt der plötzlich ernste, feierliche, träumerische Volkscharakter auffällt.

In dieser großen Landschaft wollte mir von jeher, vielleicht nur weil ich früher Schirmer's stilisirtes Bild davon gesehn, eine Stelle besonders wohl gefallen. Wenn ich bei der Sebastianskirche links von der appischen Straße abbog und einen Seitenweg einschlug, so kam ich zunächst wieder auf eine Landstraße; auf derselben fand ich dann wieder einen Pfad nach links, der mich innerhalb weniger Minuten auf einen grünen Hügel leitete. Letztern krönte der sogenannte Bacchustempel, vielleicht vielmehr ein Grabmal oder ein Heiligthum der Virtus und des Honor, der personificirten Tapferkeit und Ehre,

die gegenwärtige Kirche S. Urbano. Sie ist durch ihre aus dem Jahre 1011 stammenden und zwischen byzantinischem und romanischem Stil getheilten Wandgemälde in hohem Grade merkwürdig; dieselben stellen die Passion, Christus in der Glorie und die Legende des heiligen Urban vor, desselben Bischofs, der die heilige Cäcilie begrub; er selbst erlitt unter Alexander Severus den Märtyrertod, und da er gewöhnlich mit einem Weinstock zur Seite abgebildet, auch in Deutschland der Rebenpatron genannt wird, so ist vielleicht dadurch die Benennung Bacchustempel einfacher als durch zufällig darin gefundene Alterthümer zu erklären. Für den Beobachter ist manches daraus zu lernen: er wird nicht nur die übermäßig langen und dürren Proportionen und das bedeutungslose Gefält, sondern noch manche interessante Eigenthümlichkeit bemerken; und deshalb geht wol niemand vorbei, ohne einen Blick in die alte, jetzt von freundlichen Landleuten bewohnte Einsiedelei zu thun.

So sieht man z. B. in dem Gemälde über dem Eingange die Kreuzigung Christi zwischen den beiden Schächern vorgestellt. Zu beiden Seiten des Heilands erscheinen oben zwei Engel, unten zwei Soldaten, von denen der eine ihn mit der Lanze durchsticht, der andere ihm den Schwamm mit Essig* reicht, und an den beiden Enden des Bildes Maria und Johannes. Die Füße des Heilands sind auf altbyzantinische Weise mit zwei Nägeln auf einen am Kreuze befestigten Schemel angenagelt; in der Wirklichkeit geschah

* Richtiger mit Posca, einer Mischung von Essig, Wasser und geschlagenen Eiern, dem gewöhnlichen Getränk der niedern Klassen, das die Soldaten bei allen Expeditionen mit sich führen mußten; dazu gehörte auch eine Execution.

wo die zum Rückzug mahnende Gottheit, der Deus Rediculus, dem Vordringen der karthagiſchen Horden ein Ziel geſetzt haben ſoll. Hannibal ante portas! Er hatte von der Höhe der Albanerberge, den Campi d'Annibale, den Blick auf Rom geworfen; er war mit einer Schar von zweitauſend Mann um die Mauern geritten und hatte einen Wurfſpieß in die Stadt geſchleudert: da erſchien ihm der warnende Gott und hieß ihn umkehren und fliehen. Hier führten ihm alſo die dankbaren Römer ein zierliches Heiligthum aus feinen Ziegeln in zwei Stockwerken auf und verſahen es mit ſchönen Ornamenten aus gebrannter Erde. Noch erkennt man den obern Querpfoſten von weißem Marmor, welcher den Eingang des Tempels inmitten der Vorderſeite bekleidete, und darüber zwiſchen zwei Fenſtern unter einem kleinen Giebel eine Niſche, in der ein Götterbild ſtand; Pilaſter und Säulen von korinthiſcher Ordnung laufen ringsumher, und zwiſchen ihnen unter den Fenſtern Mäander in kunſtvoller Verſchlingung. Auch an dieſer Bezeichnung haben die Alterthumsforſcher gemäkelt, viel über die Ruine nachgeſonnen und endlich Folgendes gefunden: ein Grabmal, deſſen oberer Theil einen Tempel bildete, der den Manen der Familie, die es beſaß, geheiligt war. Und dennoch, mich dünkt, auch hier iſt der Deus Rediculus durch keine gelehrten Beweisgründe zu verſcheuchen; er bleibt und treibt in dieſem Thal ſein Weſen, ſiegreich über die Antiquare, wie über den grimmen Karthager, triumphirend.

Auf ſolchem Schauplatz, in ſolcher Umgebung war es, wo ich einſt, am Ende meines römiſchen Aufenthalts, die wunderbarſte Nacht zubringen und die Erſcheinung haben ſollte, die ich im Folgenden ſchildern will.

2.

Wir waren nämlich am letzten Tage noch einmal, um Abschied zu nehmen, in die Campagna hinausgefahren, dann auf der appischen Straße ausgestiegen, hierhin und dorthin gegangen und dabei auseinandergekommen; und ich hatte mich, ermüdet von langem Hin- und Herlaufen, in dem obenerwähnten Eichenwäldchen auf dem weichen Moosgrunde niedergesetzt, um auszuruhn und auf die Gräfin zu warten, die, ich wußte nicht wo, zurückgeblieben war; denn hier hatten wir uns von jeher das Rendezvous gegeben. Behaglich streckte ich mich im Schatten der alten Bäume aus, stützte den Kopf auf den Arm und blickte, die Albanerberge im Rücken, gerade vor mir auf den antiken Bacchustempel, der still und feierlich gegenüber in der grünen Wildniß lag.

Wer beschreibt nun mein Erstaunen, als sich plötzlich die Thüre desselben aufthut, und heraus, gelehnt auf einen Satyr, mit der Rechten die gefüllte Schale haltend, epheubekränzt der alte Bacchus tritt.

Schwankenden Schrittes, in seligem Taumel kam er auf mich zu und reichte mir den Becher.

„Trinke, trinke den Trank der Labe, o Erdensohn!“ so sprach er; „in Bacchus' heiligem Naß begrabe Schmerz und Zweifel; Weisheit und Himmelsklarheit wird es dir gewähren. Nimm seine wohlthätigen Flammen in dich auf; der Gott befiehlt dir's: stirb und lebe!“

Da setzte ich den berauschenden Kelch an meine Lippen und trank in vollen Zügen. Wie Feuer rieselte mir der Wein durch alle Adern; meine Sinne verwirrten sich, Hirn und Nerven, wie von einem elektrischen Schlag getroffen, blieben stehn, und ich sank in den tiefsten Schlaf.

3.

Wie lange ich ſo ohne Bewußtſein gelegen, weiß ich nicht; nur daran erinnere ich mich, daß es mir nach einer Weile vorkam, als ob ich von einem neckiſchen Geiſte, wie von einem Kobold, genärrt und gehänſelt würde. Bald war es mir, als ob es mir die Naſe mit einer Federpoſe kitzelte; bald trommelte es mir ins Ohr, bald trabte es mir über den Nacken, bald fuhr es mir über die Knie; bald zupfte es mich am Daumen, bald zwickte es mich an den Zehen. Wenn ich mich dann im Schlafe unwillig hin- und herwarf und, um endlich Ruhe zu haben, mit Händen und Füßen um mich ſtieß und ausſchlug, da wollte es jedesmal laut auflachen vor Vergnügen; und wiederum drückte und kuipp und ängſtigte es mich, ſodaß ich auffuhr, und wieder einſchlief, und von neuem auffuhr, und von allerhand ſeltſamen Geſtalten träumte: von Feen, die in hohlen Haſelnüſſen fahren und Zügel aus Mondesſtrahlen haben; von Elfen, die Krieg mit Fledermäuſen führen und ſich aus den erbeuteten Flügelbälgen Röckchen machen; von buckligen Poltergeiſtern in ſpitzigen rothen Hüten, von hämmernden Zwergen, von geſtiefelten Katern und was dergleichen Phantaſiegeburten mehr.

Endlich aber däuchten mir dieſe luftigen Gebilde eine beſtimmte Geſtalt anzunehmen, und ich erkannte deutlich den Deus Rediculus, der an meiner Perſon ſein Müthchen kühlte, und von deſſen drolligen Einfällen und tollen Launen ich ſchon manches erzählen gehört hatte. Er war in der That höchſt komiſch, wie der kleine, misgeſtaltete Gott Bes von Aegypten anzuſehn, den man fälſchlich den Typhon nennt; wie dieſer hatte er auf dem Kopfe einen

seltsamen Federschmuck, und an den Füßen rothe Schnabelschuhe mit einer blauen Troddel an der Spitze, in ihnen sprang er lustig und unermüdlich an mir auf und nieder. Dabei hatte er in der Hand ein kleines Stöckchen, das unten gabelförmig auslief und oben mit einem Wiedehopfkopf geziert war, und mit welchem er mich am ganzen Körper streichelte, klopfte, stieß, störte und erschreckte und eben jene wechselnden Phantasmen vor meine Seele rief. Allmählich stellte er indessen diese Possen ein, und neben mir kauernd begann er jetzt mein Gehirn mit tausend Spitzfindigkeiten und verwickelten Fragen und Aufgaben zu quälen, daß mir im Traume angst und bange wurde und ich mich unsäglich anstrengte, für seine vermaledeiten Trugschlüsse die Lösung zu gewinnen, gleichwol nur immer hören mußte, wie er mich ausspottete und höhnte, wenn ich sie nicht fand.

„Ei, du Tropf", so verstand ich ihn endlich, wenigstens behielt ich es erst von hier an im Gedächtniß, „weißt du denn nicht, daß jeder, der hier in den Hain der Camenen kommt, eine Rede halten muß? Und daß er, wenn es wahr ist, was er sagt, an einer immergrünen Eiche aufgehängt, und im Almo ersäuft wird, wenn es nicht wahr ist? Hast du dir das überlegt?"

„Ei, Deus Rediculus", erwiderte ich lachend, „du gibst dich wol zur Abwechselung einmal mit Sophistik ab?"

„O", meinte er, „durchaus nicht zur Abwechselung; ich bin ein alter Spaßmacher der Campagna. Durch meinen Witz habe ich schon den grimmen Hannibal zur Umkehr gebracht, willst wissen?"

„Laß doch hören, Deus Rediculus."

„Nun, als das afrikanische Ungethüm Romulus und Remus schon sozusagen im Maule hatte und die alte

Gieremund jämmerlich winſelte, ſagte ich: laß du mich nur machen. Darauf nahm ich die Geſtalt der Wölfin an, ging mir nichts dir nichts ins feindliche Lager und ließ mich beim Feldherrn melden. Als ich in ſeinem Zelte war, that ich vor ihm einen Fußfall und ſprach: «Großmächtiger Hannibal, ewiger Haſſer Roms, drücke das eine Auge, das du noch haſt, zu, laß dich durch einer Mutter Flehn erweichen, verſchone meine hübſchen vielverſprechenden Zwillinge!» Natürlich wollte er es nicht thun, aber um ſich einen Schein von Großmuth zu bewahren, ſprach der Arge: «Nun, Frau Gieremund, ich will einmal Gnade vor Recht ergehen laſſen, die beiden Würmer ſollen am Leben bleiben, wenn Ihr wißt und wenn Ihr mir wahrhaftiglich ſagt, was ich werde mit ihnen anfangend ſein.» Halt, dachte ich, hab' ich dich, Schlange? Gelt daß ich dich fange! Und mir mit dem Taſchentuch die Thränen abwiſchend, ſagte ich laut: «Ich weiß es wohl, Hannibal, daß du mir meine Herzblättchen nicht wiedergeben wirſt.» «Ha», antwortete er hohnlachend, «und wie könnte ich ſie jetzt wiedergebend ſein? Ihr macht es, daß ich ſie freſſen muß! Denn wenn ich ſie Euch wollte wiedergebend ſein, ſo hättet Ihr ja nicht die Wahrheit geſagt, Frau Wölfin!» «Ha», erwiderte ich jetzt meinen Trumpf ausſpielend, «mitnichten, Herr General! Wenn Ihr mir ſie nicht wiedergebt, ſo ſeid Ihr wortbrüchig wie ein rechter Punier. Denn hab' ich's nicht geſagt, Ihr würdet ſie nicht am Leben laſſen? Hab' ich's nicht geſagt? Alſo freßt Ihr ſie, ſo trifft's zu; und — zieht Euch die Conſequenz!» Da verfiel das Ungethüm in ein Sinnen, und in ein Sinnen, und über dem Sinnen zog er ab, und ſo hab' ich Rom gerettet. Baſta! — Zu dir, mein Freundchen! Was wirſt antworten? Was wirſt ſagen?"

„Oho“, erwiderte ich, „ich will dich anders bedienen als ſo ein Afrikaner; du ſollſt ſelber nicht wiſſen was du machen ſollſt, Deus Rediculus. Alſo ich werde gehängt werden, wenn ich ein wahres Wort ausſpreche, und erſäuft im andern Falle?“

„So lautete der Vertrag.“

„Nun höre: ich werde erſäuft werden, alter Gott der Rückkehr.“

„Bitte, erkläre dich deutlicher, mein Sohn.“

„Noch deutlicher? He, willſt du mich nun erſäufen, ſo wäre es ja wahr geweſen und du hätteſt mich müſſen hängen; willſt du mich aber hängen, ſo wäre es nicht wahr geweſen und du hätteſt mich müſſen erſäufen. Was wirſt du nun mit mir thun?“

„Was ich mit dir thun werde, du deutſches Sonntagskind?“ rief der Deus Rediculus und klatſchte in die Hände. „In die Grotte der Egeria führen werd' ich dich, denn du ſcheinſt mir ſo einer zu ſein, der mehr zu ſehn bekommt als andere und dabei gern Damenbekanntſchaften macht. Die Antwort haſt du gewiß auch von einer Frau gelernt. Na, komm nur, komm nur, werd' dich bringen.“

Darauf trippelte er geradewegs auf das Nymphäum zu, und ich ſtand auf und folgte ihm. Unten angekommen, ſchob er, indem er ihn mit dem Finger antippte, den alten in der Hauptniſche liegenden Torſo weg und klopfte mit ſeinem Stäbchen an eine Thür, die ich früher nie bemerkt. „Siehſt du“, ſagte er, „die Menſchen denken, hier das alte verfallene Brunnenhaus ſei die Grotte der Egeria, aber da iſt ganz ein ander Ding dahinter. Und nun Glück auf den Weg!“ Dabei ſchob er mich zu dem Thürchen hinein, das augenblicklich aufgeſprungen war, und

ſchloß es hinter mir wieder ab; auch hörte ich, wie er die alte Bildſäule wieder an ihre vorige Stelle ſchob.

4.

Ich indeſſen hatte keine Zeit, mich nach ihm umzuſehn, denn was vor mir lag, zog meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich. Ich ſtand in einem unermeßlichen Saale, deſſen ſchimmernde Decke dreihundertundfünfundſechzig Marmorſäulen ſtützten. In der Mitte war auf einem goldnen Sockel das Koloſſalbild einer epheſiſchen Diana aufgeſtellt, und um ſie gruppirte ſich eine ehrfurchtgebietende Verſammlung ernſter Männer, bald in Betrachtung der Rieſengeſtalt verſunken, bald ins Leſen vertieft, bald in bedeutendem Geſpräch über die Geheimniſſe des mächtigen Weſens begriffen, neben dem ſie wie Ameiſen in ihrem Nichts verſchwanden. Dieſe Geheimniſſe waren unergründlich; denn auf den erſten Anblick erſchien es ein einfaches, ungeheures Bildniß der allnährenden Erdmutter; wenn man aber näher hinſah, ſo bemerkte man, daß es gleich einem Kosmos aus unzähligen Bildern zuſammengeſetzt war, die, während ſie zuſammen in einen einzigen Organismus eingingen, ein ſelbſtändiges Leben lebten. Dieſe kleinern Bilder aber ließen ſich wiederum in unendliche noch kleinere Bilder auseinander legen, die ſich zu den mittlern ebenſo verhielten wie dieſe zum ganzen Bilde; denn was eben nur als das Theilchen eines Theils erſchien, ergab ſich bei aufmerkſamer Betrachtung als ein neues Ganzes, und es war gar nicht abzuſehn, wo denn eigentlich die Grenze der ins Unendliche fortſchreitenden Vervielfältigung des Lebens ſei; aber wenn ſich auch die große Diana fortgeſetzt in einen millionenfältigen Staat zerſplitterte, ſo

durfte doch kein Milliontel fehlen, ihr Leben auszufüllen — ihr Leben, das, wie unſere Staaten durch die Gerechtigkeit, ſo durch eine höhere Gerechtigkeit, ein unerbittliches und unſtörbares Gleichgewicht aller Theile, zuſammengehalten ward.

Die weiſen Männer nun, die wir oben um das magiſche Bild beſchäftigt ſahen, thaten das jeder auf ſeine beſondere Weiſe. Einige betrachteten die Theilchen und die Theile der Theilchen; andere blieben andächtig vor dem Ganzen ſtehn. Einige beteten in weiter Entfernung mit aufgehobenen Händen die erhabene Göttin an; andere, die etwas näher ſtanden, bewunderten ihren Gürtel, ihren Schleier, ihre ſechzehn Brüſte; die aber ganz nahe ſtanden, verloren ſich durchaus in den Lebenswolken, in die ſich alles aufzulöſen ſchien, und leugneten die Göttin geradezu, weil ſie ſie nicht ſahen; und dennoch hatten ſie von ihrer Art anzuſchaun ebenſo viel wie die erſten, denn das kleinſte Bild war nicht minder merkwürdig als das allergrößte, und in einem gewiſſen Sinn gab es überhaupt nichts Kleines. Der einen wie der andern Streben aber war, ohne daß ſie es wußten, den Geſetzen der Göttin gleichmäßig unterthan, denn man ſah, daß ſie zu dem Weſen derſelben ſelbſt gehörten und nur einen Augenblick aus ihm herausgetreten waren, um ſich beſſer zu orientiren, dann aber willig zu ihr zurückkehrten als in einen Mutterſchos.

Wenn ſie nun müde geworden waren und ihr heiliger Eifer nachließ, bemerkte ich, daß ſie regelmäßig in den Hintergrund des Saales gingen und, um ſich zu erfriſchen, von einem Springbrunnen tranken, der freudehell und wie ein Sternenblick auf die Marmorfelſen fiel. Eben wollte auch ich dazutreten und von dem Waſſer koſten,

als unverſehens das holdeſte Mädchen auf mich zugehüpft kam, weiß und luftig und mit einem Kranz von Roſen auf den blonden Locken, mich freundlich bei der Hand nahm und zu einer andern Thür hinaus wieder ins Freie führte. Ich glaubte, ich ſei wieder in der Campagna, und doch erſchien ſie mir ſchön und wundervoll wie noch nie: auf den weitgeſchwungenen Hügeln ſchlief das Mondlicht — die Luft war lau und mild — rings umher breitete ſich die grüne Wieſe aus, mit Himmelsſchlüſſeln, wildem Thymian und andern Blumen überſät — mitten hindurch ſchlängelte ſich wie ein ſilbernes Band der kleine Bach des Almo, während in weiter Ferne an der Küſte das große, kühne Meer wogte und brandete und die Wipfel der Pinien im ſanften Winde rauſchten, vom Grün des Winters, vom Schnee des Sommers flüſternd — und über uns ſchienen unzählige Unſterbliche zu wandeln und aus dem tiefen, blauen Himmel auf die Erde herabzuſehn — — „Wie lieblich!“ rief meine Führerin aus, „wie lieblich! Wie alle Kreiſe dort oben ineinander klingen und in den Chor der helläugigen Cherubim einſtimmen!

So voller Harmonie ſind ew'ge Geiſter;
Nur wir, weil dies hinfäll'ge Kleid von Staub
Ihn grob umhüllt, wir können ſie nicht hören.“

Wir irrten durch die geheimnißreiche Nacht — ein wildes Kaninchen ſchlüpfte aus ſeinem Bau hervor und ging auf Aeſung aus — in der Ferne ſah man einen Fuchs über die Mauer eines Gehöftes mit ſeiner Beute ſpringen und ſie vorſichtig im Moos verbergen — an einem wilden Feigenbaume war ein Wolf mit den Hinterbeinen aufgehangen, und in ſeinem Gerippe regten ſich drei neugeborene Hermchen; der Wolf war faſt ganz

verweſt, und das alte Wieſel hatte Kräuter, Stroh und Blätter gebracht, um ſeinen Jungen in der Höhlung des Bruſtkaſtens eine Lagerſtatt zu machen — nicht weit davon bemerkte man ein Dutzend todte Hühner, alle mit den durchbiſſenen Köpfen zuſammengelegt — und im alten Pachthof ſchreckten die Gänſe auf und fingen an zu ſchreien und zu ſchnattern, wie einſt auf dem Capitol — — es däuchte mir hier alles ſo befremdlich wohlbekannt, ſo der längſt entwöhnten Heimat und Vaterlandserde näher — o Traum der Kinderjahre, ſelige Zeit der Unſchuld, der Schalkheit, des Jugendglücks, du warſt lange vorbei! Wer noch einmal wieder ſo jung werden könnte und ſo froh! — „Und du biſt ſo lange nicht bei mir geweſen! Du hatteſt mich ganz vergeſſen!“ ſagte das ſchöne Mädchen mit einem gewiſſen klagenden, halb furchtſamen, halb überredenden Laute zu mir, und ſah mich dabei an unſchuldig und ſcheu wie Vögel blicken.

Ich glaubte, es ſei eine Hirtin von dem Pachtgutshauſe des Fürſten Torlonia da drüben, und begriff gar nicht, woher ich ſie denn vergeſſen haben, wie ich ſollte mit ihr bekannt geworden ſein. Aber ich hörte ſie ſo gerne ſprechen; der Ton ihrer Stimme klang mir im Ohr wie Aeolsharfen vom Abendwind durchzittert — ich wurde immer wehmüthiger und weicher — meine Augen ſchweiften immer ſehnſüchtiger durch dieſe grünen ſchwärmeriſchen Thäler, und unwillkürlich füllten ſie ſich mit Thränen, als ſie mit ſteigender Melancholie, ja zuletzt mit einem hinreißenden Strome von lyriſcher Empfindung fortfuhr:

„Und wirſt du nun bei mir bleiben? — O, wenn dich auch diesmal nicht das ewige Heimweh ankommt — dich's auch diesmal nicht wie eine alte vaterländiſche Weiſe zieht — dann fahre wohl, Traum gemeinſamen Dichtens

und Strebens, Wahn philoſophiſchen Glücks! Die Wiſſenſchaft — verwaiſte Flur; der Wandrer kommt und ſieht dich wüſt und öde — Schierling und Farnkraut ſchießen auf, Gras wächſt wild — das Geſumme der Abendfliegen ſchwärmt über das Feld — Herbſtwinde heulen über die röthlichbraune Heide — Stürme entblättern die immergrünen Eichen — halbdämmernd wandeln die Geiſter der Vorwelt durch den Circus — aus zeriſſenen Wolken blickt der bleiche Mond freudlos auf ſie herab — und ich ſelbſt, ich kehre zurück in meine ſtille Klauſe und weine, weine um den verlorenen Freund — er ſtarb — er lebt! Aber finſtere Sterne führen ihn in unfruchtbaren Landen lichtloſe Bahnen!" —

„Schönes Mädchen, wer biſt du? Woher kommſt du?" fragte ich überwältigt. „Hab' ich dich doch nie geſehn! Ich glaubte, ich ſei hier in die Grotte der Egeria gekommen, ich glaubte die Nymphe hier zu finden, kannſt du mir nicht ſagen, wo ſie iſt? Kennſt du ſie etwa nicht? — Wie wird mir? Du verſtummſt? Du erhebſt dich, wächſt? Dein Antlitz wird rieſengroß — deine goldenen Haare quellen hervor wie Sonnenſtrahlen und breiten ſich wie ein Mantel über deine königliche Geſtalt — ein höheres Licht entzündet deine Wangen — aus deinem Auge blickt wundervolle Majeſtät — o, ſprich! —"

„Ich ſelbſt bin Egeria, der Philoſophie Genius, o Freund, und herrſche leiſe im Reiche der Weltweiſen und Denker. Von mir empfangen ſie den Strahl der Gotterkenntniß, der blitzend das Innere der Welt vor ihren Blicken aufreißt; begeiſtert von meinem Waſſer träumen ſie ſeligen Traum. Dann ſehen ſie ihr Menſchenbild als wie einen Schatten im tiefen Thale wandeln — ein armer Spieler, der ein Stündchen auf ſeiner Bühne Lärm

macht — sie sehen sich selber spielen und schweifen von Stern zu Stern. Auf unvergänglicher Alpe sitzen sie mit Göttern, wenn ihr Leib unter den Menschen wohnt; und fallen sie je zurück, so heb' ich sie wieder auf und umwehe sie mit göttlichen Ideen und führe sie sanft und heiter. Mitunter weine ich auch um sie; und die Thränen, die ich um sie vergieße, sammelt ein guter Geist und bringt sie als Lösegeld für den Verirrten vor den Richter!"

Lieblich umfing sie mich mit beiden Armen und drückte einen Kuß auf meine Stirn, dann umwand sie dieselbe mit einem feuchten Schleier. Ein Gefühl von unaussprechlicher Seligkeit durchzitterte mich; mein ganzes Leben zog blitzartig an mir vorüber; die Liebe fuhr mit schaudernder Hand über alle Saiten meiner Seele — es war als ob der Gesang der Sphären über mir stillestände, um die leisen Melodien meines Herzens zu belauschen.

5.

Ich wachte auf und erblickte die Gräfin, die mein Haupt mit beiden Händen in ihrem Schose hielt — mit ihren goldnen Locken über mich gebeugt, meine heiße Stirn mit einem Tuche kühlend und mit Augen wie zwei milden Sternen in meiner Seele dunkle Tiefen dringend. Wie wir so die ganze Nacht haben da sitzen können, weiß ich nicht, aber Thatsache ist, daß schon der Morgenstern hell und freundlich am prächtigen Himmel stand, daß wir beide geschlafen hatten, und daß unser Kutscher weggefahren war. Wir sahen über den majestätischen Gebirgen der Sabiner die liebe Sonne aufgehn, den Schnee der Lioneſſa und die zackigen Gipfel des Soracte mit ihren Strahlen röthen und endlich über die

Campagna und die darin thronende Stadt ein Meer von Licht ausgießen: die hellen Feuer des Tags loderten auf allen Höhen, an allen Mauern und an allen Bäumen schien sich die tiefe Glut des Abends, nur freudiger, zu wiederholen, ein goldbrauner Glanz spielte verschwenderisch um Sträucher und Ruinen, ja angehaucht vom Morgenlicht glaubten selbst die finstern Gräber Leben zu empfahen und der seligen Frühe zu genießen.

Es war einer von jenen Augenblicken, wo der Mensch, von den innern Eindrücken überwältigt, gerne stillsteht und sich dem Zauber hingibt, den die ewige Natur mit ihrer unstörbaren Ruhe auf unser flutgleich schwankendes Gemüth ausübt.

Jahre kommen und vergehen;
An dem Webstuhl läuft geschäftig
Schnurrend hin und her die Spule —
Was er webt, das weiß kein Weber.

Nach einer Weile gingen wir hinunter zu der Grotte und wuschen unser Angesicht in dem Quell Egeria's. Leise schien sie mir zuzuflüstern: Gedenke mein! Von dem Bacchustempel her rief es: Gedenke mein! Ja selbst der Deus Rediculus spottete in der Ferne: Gedenke mein! —

Gedenke mein! so klang es mir noch im Ohr, als wir über die Wiesen langsam nach der Stadt zurückgingen.

XIII.

In die Glückliche Campagna.

O dolce Napoli,
O suol beato,
Ove sorridere
Volle il creato,
Tu sei l'impero
Dell' armonia;
Santa Lucia!
Santa Lucia!

Wer, ſagt Auguſt von Platen,
Wer vorbeiziehn darf an dem Appiſchen Weg, ſüdwärts gewandt,
Wem aus des Sumpflands Wieſe der magiſchen Göttin Vorgebirg ragt,
Nenne beglückt ſich, er hat
Die umwölkt ſchwermüth'ge
Fieberluft Roms hinter ſich! —

Auch ich nannte mich beglückt, als ich mit der Gräfin Leonore und der Marcheſa Serſale den Albanerbergen den Rücken kehrte und mit dem mittäglichen Kurierzug in einem eigens gemietheten „Break", den Ausſichtswagen der Giſelabahn entſprechend, Neapel entgegeneilte. Es iſt etwas Eigenes, in dieſen Garten der Welt hineinzufahren, und man fühlt ſich jedesmal erleichtert. Lebt wohl, ihr alten Aquaeducte und Gräber, lebt wohl, ſieben Baſiliken

und Hügel, leb' wohl, Rom und Campagna! Mich zieht's dahin, wo die Besuve rauchen, ans Meer, wo tausend Schiffe segeln, zur Stadt, wo in den Gassen der Lazzarone schläft. Es kommt einem vor als ginge es aus der Schulstube ins Freie, aus dem Examen in die Ferien, aus der Welthauptstadt — aufs Land; und wirklich war ja Campanien, wie sich der freundliche Leser noch erinnert, das „Land" par excellence, gleichsam eine selbständige Campagna und ein Wort mit „Polen" oder „Pampas" zu vergleichen. Die Luft ist groß, und dennoch erhält sie, sonderbar genug, die beste Würze durch die Gewißheit baldiger Rückkehr nach Rom; oder vielmehr Neapel darf selbst nur als Würze Roms betrachtet werden. Niemand soll immer in Neapel bleiben, wenn er nicht Neapels überdrüssig werden will; und wenn's einer thut, bereut er's.

Hast du, o Freund, das „Glückliche Land" gesehn, das auf die Erde gefallene Ende vom Paradies? Das Land, über das ein lichter Himmel ewige Wonne ausgießt, die sehnende Creatur zum Fest des Lebens ladend? Hast du sie alle durchstreift, die elysischen Küsten und Eilande, wo schroffe Felsen jählings in das blaue Meer abstürzen, edle Reben bräutlich den starken Baum umschlingen und die Orangenblüten unsere Atmosphäre mit berauschendem Dufte schwängern? Bist du dann, versöhnt mit dir selbst, des eigenen, herrlichen Daseins froh geworden, hast du aus deinem modernen Leibe jede kranke Ader ausgestoßen, mit antiken Göttern die antike Weltfreude mitgenossen und verklärt den vollen Becher aus der rosenwangigen Hebe Hand genommen?

Oder wenn dir solches Glück noch nicht beschieden war, hast du wenigstens im Bilde Campanien gesehn

und etwa im Louvre zu Paris das anmuthsvolle Gemälde des schwermüthigen Manns beachtet, der, ein Landsmann Rousseau's, alle Glut und Poesie des Südens in sich aufgenommen und die Schönheit des Volkes, die Lieblichkeit seiner Sitten so graziös und doch so ergreifend schilderte? Kennst du Die Rückkehr der Landleute vom Feste der Madonna dell' Arco bei Neapel, wie sie bekränzt auf ihren ochsenbespannten Wagen sitzen, wie sie jubelnd das rauschende Bacchanal begehen, nur dann und wann wie im Schlummer von einem wehmüthigen Traum umflogen, der das Lächeln auf der halbgeöffneten Lippe sterben läßt, der wol als der unbefangene Ausdruck der eigenen Seelenstimmung des Künstlers betrachtet werden kann, der aber doch dem heitern Temperament der Italiener und dem gesunden Alterthume selbst nicht fremd ist — das Räthsel des Lebens, das qualvoll uralte Räthsel ward auch ihm nicht aufgehellt, sondern stand wie ein Mene tekel upharsin, von unsichtbarer Hand geschrieben, finster an seinem wolkenlosen Horizont.

Diese Wallfahrt, eine der gelungensten unter den Vier Jahreszeiten Leopold Robert's, die er so geistreich mit vier italienischen Landschaften combinirt hat, ist auch den Neapolitanern wohlbekannt. In Photographie und Kupferstich, auf Leinwand und auf Holz, namentlich in sorrentiner Holzmosaik oder Marqueterie sieht man das schöne Bild sehr häufig reproducirt. Aber am besten wird es doch alle Jahre von den Neapolitanern selber zu Pfingsten, dem lieblichen Feste, nachgemacht — jenem Feste, wo wie bei uns alles hinaus ins Freie und ins Gebirge stürmt, alles wallfahren und sich tummeln und reisen will, und wo, wer zu Hause bleibt, wenigstens auf der Reitbahn an der Villa Nazionale galopirt. Ja die

Madonna dell' Arco ist nur eine Station und sozusagen eine Halteſtelle ihrer großartigen und dreitägigen Pfingſtfahrt. Denn zuallererſt pilgern ſie am Pfingſtſonnabend (oder vielmehr unter allgemeinem Knallen und Schießen in der Nacht) zu der ſogenannten Madonna a Cardinale, hierauf zu dem wunderthätigen Marienbild des Monte Vergine, eines 1320 Meter hohen und eine prachtvolle Ausſicht über das Meer gewährenden Bergs in der Provinz Avellino, und bringen hier oben in reiner Aetherluft, unter dem grünen Zelte uralter Tannenbäume, der gnadenreichen Königin des Himmels das Frühlingsopfer dar. Den nächſten Tag ſind ſie beim heiligen Paulin in Nola, wo nicht lange darauf, im folgenden Monat, ein beſonderes Feſt abgehalten, ein Dutzend thurmhoher Lilienſtengel herumgetragen und viel geknallt werden wird; der Neapolitaner denkt wie der Araber, daß es ohne Pulver kein ſchönes Feſt gibt; dieſe beiden, das von Monte Vergine und das von Nola, ferner das von Torre del Greco und endlich das von Torre Annunziata (Madonna della Neve, 22. October) ſind die vier großen Feſte, welche außer dem von Piedigrotta die Bevölkerung begeiſtern und unwiderſtehlich anziehn. Nun erſt begeben ſie ſich an den Fuß des Monte Somma, wo die Kirche der Frau von Bogen ſteht — nicht weil das Bild unter einem Bogen gefunden worden wäre, ſondern weil ſie ſomit bei der ganzen Reiſe einen Bogen machen; denn von hier geht es dann endlich im Corſo wieder nach Neapel zur Chiaja hinunter. Da ſtreifen ſie zuguterletzt noch eine Kirche, an deren Vorderſeite, in einem merkwürdigen Contraſt zu dieſem wilden Feſtzuge, die Flucht nach Aegypten in Relief gebildet iſt: Maria ſitzt mit dem Kinde anſpruchslos auf einem Eſel, ein Engel geht voraus, Joſeph hinterher. Die Madonna

dell' Arco wird also gleichsam auf der Rückkehr am zweiten Feiertag noch mitgenommen; nichts hindert freilich, auch direct zu ihr hinzufahren, einen kleinen Bogen zu machen und sie allein zu beglücken.

Nur frisch einen Wagen genommen, und die Pferde mit Roßschweifen oder Fuchsschwänzen behangen; die werden schon wissen, ob's heute zur Jungfrau, oder nach Nola, oder zur Bogenmadonna geht. Einen Wagen: ja was für einen Wagen? Und Pferde: wieviel Pferde? Nehmen wir eine kleine einsitzige Seggiolella, oder steigen wir mit einer ganzen Völkerschaft in einen Sciarrabà, will sagen Char-à-bancs? Reizt uns die böhmische Kalesche, oder der Corricolo des Alexandre Dumas? Vertrauen wir uns einem verwegenen Phaeton, oder dem flüchtigen Cacciatore, oder der biedern Barutsche an? Begnügen wir uns am Ende mit einer einfachen Romana oder Droschke? Von diesen wichtigen Vorfragen hängt es ab, ob wir kleinbürgerlich mit einem Gaule, oder wie der Baron mit zweien, oder wie die Russen mit einem Dreigespann, oder wie der Siebmacher mit sieben fahren wollen. Eins aber ist unumgänglich nöthig: die Rosse müssen bis auf die Schwanzspitze mit Bändern und Federbüschen ausgeziert, Fahnen des savoyischen Hauses oder der Stadt Neapel, oder wenigstens ein buntseidenes „Fazolett'l" aufgesteckt, Rebenlauben gewölbt werden über dem Wagenkasten. Messingene Vögelchen und Rößchen auf Kummet oder Halfter; das Geschirr soll blitzen wie Sonnenstrahlen, die Peitsche knallen, als ob eine Rakete platzte. Und zu dem allen rauscht und dröhnt Sinne betäubend Cymbel und Tamburin. Lützow's wilde verwegene Jagd! Ein Wagen auf den andern, hin und wider, aus und nach der Stadt, schwindelnde Eile, bacchantischer

Taumel, Wolken von Staub! „Sie entſetzten ſich aber alle und ſprachen einer zu dem andern: was will das werden?“

Man hat mit Recht darauf aufmerkſam gemacht, daß wenn nur einer etwas habe, allenfalls auch zwei ſatt werden; daß aber doch unmöglich, was für Einen genug ſei, auch für eine Mandel reiche. Und gleichwol funfzehn iſt das allerwenigſte, was manchmal auf eine Kaleſche aufgepackt wird, wo nicht einmal einer recht bequem und ordentlich ſitzen kann. Dieſer eine iſt ein dicker Bruder Kapuziner; an ſeine Seite zwängt ſich ein Jüngferchen von Caſtellamare im Mieder von feuerrothem Atlas und den weitgefalteten Rock mit Goldbrocat beſetzt; auf ſeinem Schoſe wiegt ſich eine dralle Bäuerin aus Procida, die ſich in das von der Großmutter ererbte Purpurgewand gekleidet und ein weißes Taſchentuch um ihren Kopf gewunden hat. Es läßt ihr ſo königlich, daß ſich die Königin Margaretha ſelber einmal in ihr Coſtüm geſteckt hat, und außerdem trägt ſie eine Roſette von weißen Perlen, ſo groß wie ein Zweithalerſtück, mit einem Smaragd darin, als Ohrgehänge. Die Männer dieſer Dulcineen treten natürlich dem Manne Gottes freiwillig ihre Rechte ab, ſie campiren auf der Deichſel, während die Kinder unter dem Wagen in einem Sacke hängen. Der Kutſcher ſitzt weder, noch hängt er, noch reitet er auf der Deichſel, ſondern er ſteht mit einer unermeßlichen Peitſche hinten auf dem Sprungbret und führt mit erhobener Hand die Zügel. Zu den ſtändigen Inſaſſen geſellen ſich nun noch unzählige wechſelnde Zuzügler, die bald aufſteigen, bald abſitzen, auftauchen und verſchwinden, kommen, man weiß nicht woher, gehen, man weiß nicht wohin, niemand kennen, nichts bezahlen, mit zechen, mit luſtiren, mit jubi-

liren. O Wallfahrt — keine Wallfahrt, ein Walltanz und ein Walltaumel! O ununterbrochene Tarantella, in deren Takte dieſes Volk die angenehmſten Stunden ſeiner Jugend weghüpft! Ein Hoch der Madonna und allen Heiligen! Hoch lebe die Aermſte, mit der das Maulthier durchgeht, die Unglückſelige in feurigem Galop bergabwärts tragend! „Die andern aber hatten ihren Spott und ſprachen: ſie ſind voll ſüßen Weines.“

„Aber, liebe Männer, dieſe ſind nicht trunken, wie ihr wähnet“, müſſen wir mit dem heiligen Petrus ſagen, „ſintemal es iſt die dritte Stunde am Tage.“ Nein, der Frühling, die ſelige Maizeit ſteckt ihnen in den Gliedern, und ihre Madonna iſt die wiedererwachende und wiedergeborene Natur und Erde, die von Jeſus, der auferſtandenen Sonne, belebt und befruchtet wird. Bei uns pflanzt man zu Weihnachten Tannen, zu Pfingſten Birken auf; in Neapel baut man zu Weihnachten Krippen, aber zu Pfingſten holt man ſich gleichfalls im Walde Tannen- und Fichtenbäume; übrigens ſind ja die bei uns am erſten Sonntag im Mai auf dem Dorfplatz oder vor dem Wirthshauſe oder auch vor der Wohnung des ſchönſten Mädchens geſteckten Maien gewöhnlich auch nicht Birken, ſondern Fichten oder Tannen. Fichtenzweige aller Farben, große und kleine, abgeſchälte und grüne, natürliche und nachgemachte, bebänderte und kahle, führt jeder ordentliche Wallfahrer von Monte Vergine, trägt ſie wie Fahnen in der Hand, ſteckt ſie wie Trophäen auf den Wagen, befeſtigt ſie wie Kokarden an den Hut. Und daran werden wie an unſern Maien volksthümliche Geſchenke und Embleme, namentlich gelbe Holzpantoffeln und allerliebſte hölzerne Eimer, ſogenannte catinelli, aufgehangen, während Männlein wie Weiblein roſenkranzartige Schnüre von aufge-

reihten Haſelnußkernen an dem Halſe trägt. Sie erinnern an die uralte Cultur der Haſelſtaude in dieſen Gegenden. Sie wird mit großem Fleiß gewartet, ſie faßt die Felder ein, ſie kreuzt die Aecker, ſie iſt nebſt der Kaſtanie die Palme und der Brotfruchtbaum von Avellino, daher die Haſelnüſſe, wie bei uns lombardiſche (Lambertsnüſſe), ſo bei den Alten Avellanae hießen. Dergleichen Ketten, aber nicht aus Kernen, ſondern, wo ſie noch hübſcher ausſehen, aus den vollſtändigen Haſelnüſſen, ſind auch an der Riviera bei Genua, z. B. am Feſte des heiligen Hilarius und am Pfingſtfeſte ſelbſt, wo zur Madonna della Guardia oberhalb Nervi gewallfahrtet wird, gebräuchlich, und Haſelnüſſe kommen auch vorzugsweiſe in Florenz auf den ſogenannten Faſtenmärkten zum Verkauf, und es iſt wol möglich, daß auch dieſer ſonderbare Schmuck eine ſymboliſche Beziehung auf Leben und Fruchtbarkeit hat, wie es von den Fichtenäſten unzweifelhaft behauptet werden kann.

Ihre Madonna iſt die Erde, und das Jeſuskind auf ihrem Arme die Sonne; dieſe ganze Pfingſtwallfahrt hat überhaupt gar keinen ſpecifiſch chriſtlichen Charakter, ſondern fand wahrſcheinlich bereits im Alterthum ſtatt. Das Heiligthum von Monte Vergine wurde im Jahre 1119 zur Seite des höchſten Gipfels in einer Schlucht gegründet — gegründet von dem heiligen Abt Guilelmus, dem ein Wolf ſein Eſelchen fraß und der hierauf das wilde Thier zwang, ſelbſt das Baumaterial zu ſchleppen, daher er in Sanct Peter, in der zweiten Niſche des linken Schiffs, in koloſſaler Geſtalt abgebildet iſt, wie er ſeinen Fuß einem Wolf auf den Nacken ſetzt — und auf den Trümmern eines Tempels der Cybele gegründet. Auf derſelben Stelle, wo gegenwärtig die Mutter Gottes mit

dem Jesuskinde thront, erhob sich dereinst das marmorne Bild der großen Göttermutter, eine Thurmkrone auf dem Haupte, in den Händen Kornähren und das Tympanon, auf einem mit Löwen bespannten Wagen sitzend — jener Göttin, deren Cultus bereits in Arabien von den sogenannten Kollyridianerinnen auf die Maria übertragen, und die auch in Rom durch sie verdrängt ward, denn das Pantheon, der Tempel aller Götter, galt vor allem für einen Tempel der Cybele; das spätere Mittelalter wußte, daß Agrippa die vergoldete Erzstatue einer Rhea über der Kuppelöffnung aufgestellt hatte: und wenn Bonifacius IV. die Rotunda der Jungfrau Maria und allen Märtyrern weihte, so ließ er deutlich genug die Märtyrer auf die Götter und die Muttergottes auf die Göttermutter folgen.

Denn Bergeshöhen, undurchdringliche Wälder und tiefe Schluchten waren der Lieblingsaufenthalt auch dieser Göttin, der eben deshalb die wilden Thiere gehorsam huldigten; die aber auch den Acker- und Weinbau eingeführt und Städte und Burgen auf befestigten Spitzen gegründet hat, die mit dem Schlüssel in ihrer rechten Hand im Lenze die Getreidekammern der fruchtbaren Erde aufschließt.

In ihre heiligen Haine nun war dereinst Attys, der schönste der Jünglinge, gerathen, dort in Wahnsinn verfallen und unter einer Fichte, entmannt und seiner Kraft beraubt, gestorben. Aber nach einem alten Götterspruche soll kein Glied des Attys untergehen; er kehrt jugendlich und mit erneuter Stärke zur Oberwelt zurück und begeht aufs neue seine Vermählung mit Cybele.

Es ist bekannt, daß diese Sage zu einem Feste Veranlassung gab, welches in merkwürdiger Weise der christ-

lichen Osterfeier und eben unserer auf dieselbe folgenden Pfingstwallfahrt entspricht. Am 21. März wurde das Bild des Attys an einer Fichte, wie Christus am Kreuze, aufgehangen, hierauf der Baum abgehauen und in den Tempel der Göttin getragen, wo man ihn, umwunden mit Wollenbinden und mit Veilchen bekränzt, verbarg. Am folgenden Tage suchte man den Entschwundenen, wie an einem andern Charfreitag, im Gebirge, während zum Zeichen, daß eine neue Zeit beginne, ununterbrochen auf Hörnern geblasen wurde. Mit dem dritten Tage war endlich der Verlorene gefunden, und der Jubel über seine Auferstehung riß die lange zurückgehaltene Begierde über alle Schranken hinaus. Unter wildem Geschrei, in wüthender Begeisterung schwärmten die Gläubigen umher, rannten mit brennenden Kienfackeln durch Berg und Thal, und versetzten sich durch aufregende Musik, durch dröhnende Becken und Klappern, namentlich durch den Ton der Handpauke, des obengenannten Tympanon, in einen rasenden Taumel. Das Tympanon war ein hölzerner, mit einer Haut überspannter und rings mit kleinen Schellen besetzter Reif, entsprach mithin vollkommen dem noch jetzt allgemein üblichen Tamburin.

Ich weiß nicht, ob es zu gewagt ist, in den Pfingstwallfahrten der Neapolitaner noch die lärmenden Umzüge der Verehrer der Rhea Cybele zu sehen; bei den abgeschnittenen Fichtenzweigen an den heiligen Baum der Göttin zu gedenken; in den dröhnenden Schallbecken, den betäubenden Handtrommeln noch die heilige Cymbel und das alte Tympanon zu hören; und das Vorbild der hölzernen Eimer in den Attributen der großen Segensmutter, dem Fruchtmaß und dem Wasserkrug, zu suchen.

Wäre das, ſo würde die Madonna mit dem Kinde ein merkwürdiges Seitenſtück zu der Cybele mit dem frühgeſtorbenen und wiedererweckten Attys ſein; ſo fänden wir auf unſerm Berge in Wahrheit noch immer die aſiatiſche Göttin thronend, die nicht nur alle Erdengeſchöpfe, ſondern auch die Götter hervorgebracht hat; ſo hätte nur ein Name, nur eine Form gewechſelt, und der Gedanke blieb.

Selbſt die geſchorenen und eheloſen Prieſter, welche in der Marienkirche den Gottesdienſt verſehen, könnte man vielleicht nicht unpaſſend mit den Korybanten und Gallen der Cybele vergleichen, welche ſich in religiöſer Begeiſterung, gleich dem Attys, ſelbſt entmannten und, durch ſein Beiſpiel hingeriſſen, das Mark ihres Lebens der Gottheit zum Opfer brachten, welche ſie gebieteriſch und allmächtig mit ſich in den Tod hinabzog.

Wenn es aber wiederum gewiß iſt, daß die Cybele das üppige Naturleben der Wälder und Gebirge, die große Mutter Erde überhaupt vertritt, daß der Attys eins mit der Sonne iſt, die, nach einer beſonders im Orient geläufigen Vorſtellung, während des die Natur gleichſam in die Feſſeln des Todes ſchmiedenden Winters verſiecht und hinſtirbt, aber im Frühling wieder auferſteht, daß ſein Phallus gleich der Fichte den zeugenden und befruchtenden Sonnenſtrahl verbildlicht, ſo thun wir einen tiefen Blick in die Bedeutung dieſer volksthümlichen Pfingſtfeier und begreifen eigentlich erſt, wie dieſelbe ſeltſam genug auf einem Monte Vergine abgehalten werden kann. Naturam expellas furca, tamen usque recurret.

Ave Maria! Verlaß deine Menſchen nicht, die armen Menſchen, die viel mehr deiner als einer abſtracten und

unmitleidigen Natur bedürfen. Horch! Hier fleht lautschreiend eine Blinde und klagt dir in herzzerreißenden Jammertönen die eigene Finsterniß. Dort rutscht ein armer Bauer, ein wahrer „Reibwisch“ und „Säulenküsser“, auf den Knien langsam bis zum Altar, zur Bewunderung aller mit blutiger Zunge den Boden leckend, während zwei andere Personen vor ihm mit weißen Taschentüchern den Staub wegfegen. Unendliche Thränen werden hier vergossen, tausend Schmerzen und Lasten Kummers zu deinen Füßen, o Allerreinste, ausgeschüttet. Feierlich ertönt die Orgel; die Bischöfe mit ihren Diakonen erheben in unerschütterlicher Seelenruhe Leib und Blut des Herrn, während die Scharen der Gläubigen an der Rückseite des Altars vorübergehen, mit der Hand den Rahmen des Gnadenbilds berühren und sich und ihren Kindern über die Stirne streichen.

Es war sonst in dieser Kirche Sitte, am Tage der Pfingsten durch Löcher in der Kuppel brennendes Werg auf die Gemeinde zu werfen, was die feurigen Zungen bedeuten sollte, die auf die Apostel fielen, als ihnen Christus den Heiligen Geist sandte, gerade so wie es Adrian van der Werff auf einem Bilde in der münchener Alten Pinakothek gemalt hat. Unmittelbar nach dem Sancte Spiritus ließ man Tauben fliegen, die sich auf die Gläubigen setzten und die den Heiligen Geist darstellten.

Und siehe — vier Jungfrauen haben ein Gelübde gethan und kommen, dich für eine kranke Freundin in ihrer Heimat anzuflehen. Sie sind barfuß und weißgekleidet; Haare, schwarz wie Rabenfedern, fallen ihnen aufgelöst auf den schneeweißen Nacken, nur von einem schmalen Band aus purpurrothem Sammt auf der Stirn zusammengehalten; die vorderste von ihnen trägt ein verschleiertes

Crucifix. So ſchreiten ſie leicht wie Sylphiden durch das Volk und verrichten, an den Stufen des Altars kniend, leiſe ihr Gebet. O heilige Jungfrau, höre ſie; bei deiner eigenen Schönheit, Huld und Milde, neige dich, Madonna, deinen Ebenbildern, ſelbſt voll überirdiſcher Lieblichkeit und Hoheit, ſelbſt der Verehrung würdig und unbefleckte Gefäße gleichwie du!

XIV.

Ueber See.

Sic te diva potens Cypri,
Sic fratres Helenae, lucida sidera,
Ventorumque regat pater
Obstrictis allis praeter iapyga....

Horaz.

Ein Brief.

Nach einigen Wochen ſchrieb ich an die Gräfin Leonore, die in Neapel zurückgeblieben war, folgenden Brief:

Athen, von der Hermesſtraße, den 3. Juni 187..

Sie werden ſich wundern, Comteſſe, wenn Sie leſen, daß ich, nachdem wir am Pfingſtſonntag voneinander Abſchied genommen, heute in Athen, auf dieſem unbedeutenden Punkte der Erdoberfläche, wie es in meinem Reiſebuche heißt, abermals Himmelfahrt gefeiert habe, und meinen, das geht nicht mit rechten Dingen zu; indeſſen gewöhnt man ſich hierzulande an dergleichen Ueberraſchungen. Gewiß, ich bin am 16. Mai in Brindiſi abgefahren und am Morgen des dritten Tages im Piräus eingelaufen: glauben Sie aber etwa, ich ſei nun in Athen am 19. Mai geweſen? Gott bewahre, ich war ſchon am 7. Mai dort und gerade neun Tage eher ange-

kommen als abgereiſt. Hätte mir nicht ein guter Freund, ein Grieche, den Nieritz'ſchen Volkskalender gezeigt, ich wäre ſelbſt nicht klug geworden. Aus dem aber habe ich gelernt, daß die Schismatiker bei dem Julianiſchen Kalender ſtehen und daher hinter den übrigen Europäern, wie um vieles andere, ſo auch um zwölf Tage zurückgeblieben ſind, die ſich 1900 auf dreizehn, 2100 auf vierzehn Tage vermehren werden, wenn wir vorausſichtlich ſchon längſt die ewige Himmelfahrt angetreten haben. Demgemäß ſchrieben nun die Athener den 21. März am 2. April, den erſten Vollmond am 20. April, Oſtern am 25. April und Himmelfahrt vierzig Tage darauf, am 3. Juni, heute.

Ich hatte meine Uhr bei meiner Ankunft ungefähr eine Stunde vorſtellen müſſen, weil im Orient die Sonne das Aufgehen gar nicht erwarten kann, mithin eine ganze Stunde von der koſtbaren Lebenszeit verloren. Aber die Götter erſetzten mir meinen Verluſt mit der ihnen eigenen Großmuth: ſie ſchenkten mir für die verlorene Stunde beinahe einen Monat und ein Pfingſten, wie man's außer in der Apoſtelgeſchichte wol in keiner antrifft als in unſerer eigenen.

Denn denken Sie, ich habe heute auch wieder eine Wallfahrt unternommen, und zum griechiſchen Pfingſten könnte ich abermals eine machen, und auf einen Berg ſteigen wie wir auf Monte Vergine bei Avellino, und komme gar nicht heraus aus Himmel- und Wallfahren in dieſem Jahre; Sie ſind wie die Prinzeſſin, Sie geben mir „den Pilgerſtecken und die Pilgermuſchel", oder vielmehr, allergnädigſte Gräfin, ein paar rothe Tſaruchi und einen helleniſchen Freiheitsſtrohhut, denn das ſind die Talismane, mit denen ich heute früh in Kaiſerswalde ge-

weſen bin. Mit ihnen habe ich in den Gründen des Hymettos Klephten, Palikaren und Armatolen bezaubert. Hören Sie nur zu.

Kaiſariani iſt ein Kloſter in den Vorbergen des Hymettos, eine gute Stunde von Athen. Der Weg geht über den Ilyſſos, an dem „Lyceum" vorbei, auf leichtem Kalkboden dem kahlen Gebirge zu. Die Luft iſt ſo durchſichtig und klar, daß man wie das Kind nach dem Monde greift; man vernimmt das ferne Geläute der Heerden wol mehrere Meilen weit, den Schrei der königlichen Adler, die dem Auge unerreichbar im unendlichen Himmel kreiſen; ein weißes und paradieſiſches Licht fließt über die Erde, belebt die Natur mit glänzenden und niegeſehenen Farben und theilt den entzückten Sinnen etwas von der Seligkeit der elyſiſchen Inſeln mit. Eben, baumlos öffnet ſich das göttliche Land, nur vereinzelte Strandkiefern entfalten ihre Kronen, während rothblühende Oleander den Lauf des ſpärlichen Bachs bezeichnen. Aber aromatiſche Sträucher und Kräuter ohne Zahl entſprießen dem geiſtgetränkten Boden, der Thymian durchwürzt die Atmoſphäre und bietet den Bienen des Hymettos ſeinen köſtlichen Honig dar. Dieſe geflügelten Künſtlerinnen arbeiten noch immer ſo gut und in gleicher Menge wie im Zeitalter des Perikles, und wie damals iſt ihr goldenes Elaborat durch das Arom des Thymians charakteriſirt, während der Honig von Aſtros nach Orangenblüten, der von Karyſtos nach Roſen, der von Anotolien nach — Baumwolle duftet; wie damals wohnen ſie in Körben, die aus Stengeln von Pfriemkraut geflochten ſind. Ich habe ſie im Garten des Kloſters ſelbſt geſehen und brächte Ihnen gern ein paar Scheiben im Original mit, aber die Zeit, den Honig zu ſchneiden, iſt noch nicht da.

„Kalimera! Kalimera!“ Schönen Tag! Guten Tag! — tauſend freundliche Griechen rufen's aus. Zu Fuße und zu Eſel, zu Wagen und zu Pferde ziehen ſie an dieſem fünften, das iſt am Donnerstag, in ihren Frühling, in ihren Mai hinaus. Nicht mit der lärmenden und brauſenden Heftigkeit der Neapolitaner, mit ihrem albernen Schreien und Toben, ihrer korybantiſchen Raſerei — maßvoller und griechiſcher iſt ihre Freude; ſie genießen das ſchöne Leben heiter, aber menſchlich und des Dämons eingedenk. Fürchte ſie nicht, die armen, geſchmähten Griechen, und denke nicht gleich, es ſeien Räuber, wenn dort oben in einem verfallenen Vorwerk eine martialiſche Truppe ſtationirt. Berittene Gensdarmen ſind es, und ſie fragen dich nach der Uhr, nicht um ſie dir zu nehmen, ſondern weil ſie ſelber keine haben. Darum gehe nur ruhig weiter, bald ſenkt ſich dein Pfad in eine buſchige Schlucht hinab, und du haſt ein Bild von unbeſchreiblicher Anmuth vor dir.

Ein Wald von Oelbäumen und immergrünen Eichen wölbt ſich über uns und öffnet gleich einem verzauberten Palaſte ſeine Hallen. Unſterbliche lieben und bewohnen ſie, ſie ſind gottesvoll; aber die älteſten Gottheiten des Hains ſind wol die Bäume ſelbſt, die Völker und Religionen überleben und wahrſcheinlich ſchon hier ſtanden,

als man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathuſia!

Es ſind keine Bäume, es ſind Baumruinen, ſo märchenhaft anzuſchauen, ſo von den Jahrtauſenden zerfaſert und zerſpalten, ſo von Stürmen und Bächen ausgehöhlt und durchwühlt oder zu ſteinernen und formloſen Klumpen zuſammengeballt, daß man glaubt, man habe hier Weſen,

die nicht ſterben können, vor ſich und man höre rundherum ihr Aechzen und ihr Klagen. Und doch, ſie klagen nicht, ſie plaudern mit den lieblichen Najaden, welche hier aus ihren Urnen tauſend friſche Quellen und das beſte Waſſer von ganz Griechenland ergießen. Männer und Frauen, Greiſe und Kinder, Menſchen und Thiere drängen ſich darum und ſchlürfen dankbar das erquickende und wunderkräftige Naß, das, ein Geſchenk der feuchten Liebesgöttin, Jugend und Schönheit, Geſundheit und Fruchtbarkeit verleiht. Deshalb wird es auch in Athen alltäglich in kleinen Wagen herumgefahren und für ein paar Lepta das Glas verkauft — ach, was ein ſchattiges Gehölz und eine kühle Quelle dem Menſchen bedeutet, das, theuerſte Freundin, merkt man erſt im verſchmachtenden Orient, wo ſchon jetzt die Flüßchen vertrocknen und die Vegetation durch den nächtlichen Thau unterhalten werden muß, und nur hier begreift man, wie die Griechen, das Köſtlichſte zu ſchildern, mit Vorliebe den Vergleich σὰν χρύο νερό, „wie friſches Waſſer", gebrauchen. Das Ganze brachte mir lebhaft ähnliche Scenen von Pau in Erinnerung, wo die Brunnen im Park, in Marnières, in Trespons ebenfalls von allen Ständen, namentlich des Morgens und des Abends, beſucht zu werden pflegen.

Alte Götter überall — o Schiller! — ſie ſind entflohen, „unſichtbar wird Einer nur im Himmel und ein Heiland wird am Kreuz verehrt". Laſſen Sie uns in die Kirche des Kloſters treten, das nur an dieſem Tage beſucht und geöffnet iſt, und horchen, was die chriſtlichen Prieſter ſummen. Ha, ſie ſummen vor einem Knäblein, das die Taufe empfangen ſoll. Auch hierzu iſt das Waſſer der Kaiſerlichen gut, ſo gut, daß der Täufling nicht nur damit benetzt, ſondern mit ſeinem ganzen kleinen Körper

dreimal hineingetaucht wird. Das Kind wollte proteſtiren, aber der Papas that's nicht anders; ja nach dem Bade befeuchtete er es noch mit Speichel, nahm hierauf das Chrisma und bezeichnete den Knecht des Herrn mit dem Oele des Frohlockens. Die Salbung geſchah in Kreuzesform, und zwar zuerſt auf Bruſt und Rücken zur Heilung des Körpers und der Seele, ſodann an den Ohren zum Gehorſam des Glaubens, hierauf an den Füßen zur Beförderung ſeiner Schritte, endlich an den Händen mit dem Zurufe: Deiner Hände Werk bin ich! Zuletzt wurde dem Täufling, nachdem er aus der bekreuzten Kufe genommen war, nach altbyzantiniſcher Weiſe der Heilige, der ihm für ſein künftiges Leben Schutz verleihen ſollte, im Bilde nahe gebracht. Nun war ein neuer kleiner Dimitri oder Waſili fertig. Die ganze Ceremonie ward mit der größten Ungenirtheit vollzogen; die Griechen opferten eine Wachskerze nach der andern, ſie küßten dem Papas die Hand, und dieſer, der mit ſeinen bis auf die Schulter herabwallenden Locken und ſeinem geſpaltenen Barte wie ein Chriſtus ausſah, unterhielt ſich mit ihnen ungezwungen, während er das Taufwaſſer miſchte und untereinander rührte, wie denn überhaupt der Verkehr der griechiſchen Geiſtlichkeit mit dem Volke für den, der aus Italien kommt, etwas Anſprechendes hat. Es heißt, daß keine Nation ihrer Kirche treuer und eifriger anhängt als die griechiſche; dem Einfluſſe der Kirche iſt aber auch zuzuſchreiben, daß die griechiſche Nationalität in einer faſt vierthalbhundertjährigen Knechtſchaft nicht völlig zu Grunde gegangen iſt.

Der Papas nahm ſein langes Haar in einen Schopf zuſammen, den er unter den Rand des Barets ſteckte, und zog ſich in den hintern Theil der Kirche, in das

vom Schiff durch eine Wand getrennte Allerheiligſte zurück, wo er ſein geblümt kattunenes Meßgewand mit einem ſchwarzen Talar vertauſchte, und alſo ſchien mir die kirchliche Feier ihr Ende erreicht zu haben. Ich begab mich deshalb wieder hinaus unter Gottes freien Himmel und ſah dem fröhlichen Volke zu, das im Schatten der alten Bäume lagerte und ſchmauſte, an hellem Reiſigfeuer hundert Lämmer à la Palikare briet, aus runden Flaſchen von Olivenholz, den auch in Ungarn gebräuchlichen Tſchutoren, ſeinen Retſinato trank und unter dem Klange von Lauten, Violinen und Pauken tanzte und tanzen ſah. Viele Kreiſe waren geſchloſſen, in deren Mitte ſich Männer, Frauen und Kinder in dieſer Ordnung aneinanderreihten und, einander bei den Händen haltend, ſchlangenförmig auf und ab bewegten. Die Damen wurden nicht engagirt, ſondern ſie engagirten ſich ſelber, wie es ihnen paßte. Sie ſind gewiß neugierig, Comteſſe, wie mir dieſe gerühmten Griechinnen gefallen haben. Nun ich muß ſagen, daß ich, nicht unter den Athenerinnen, aber unter den Landmädchen, namentlich denen von Salamis und Amorgos, den ſchönſten antiken Figuren und Köpfen von wahrhaft claſſiſchem Schnitt begegnet bin, die durch die reiche Tracht noch mehr gehoben wurden. Reich war dieſelbe im eigentlichſten Sinne, denn im Haar und um den Hals trugen ſie Ketten, nicht etwa von Haſelnüſſen, nein, von baaren Gold- und Silbermünzen; ich brauchte nur zu zählen, ſo wußte ich auf Heller und Pfennig die Mitgift, die ich zu erwarten hatte. Ambulante Kapitalien, meiner Treue, den Kaſchperles oder Vierzigkreuzerſtücken an den Weſten der oberbairiſchen Bauern zu vergleichen. Jetzt begriff ich erſt, warum alle „Zwanziger", die ich in Athen in die Hand bekam, durchlöchert

waren. Dieſe öſterreichiſchen Zwanzigkreuzer kehren näm-lich in der babyloniſchen Geldverwirrung* des König-reichs noch am häufigſten wieder und ſind eins von den deutſchen Fremdworten, die, gleich den „Phrantzſemeli", den „Kipheli" und der „Bira", von Wien über die Alpen und das Meer bis nach Hellas gewandert ſind.

Mitunter führten auch ein paar Jünglinge Solotänze auf. Sie gehen ſich entgegen, drehen die Füße ein- und auswärts, ſtoßen abwechſelnd auf Ferſe und Fußſpitze, ſchnipſen in Ermangelung von Caſtagnetten mit den Fin-gern, kehren ſich um, kommen wieder aufeinander zu. Allmählich geſtalten ſich die Bewegungen lebhafter, die Stellungen nehmen einen drohenden Charakter an, die Arme werden wie zum Angriff und zur Vertheidigung erhoben, der Schweiß rinnt nieder; ohne abzuſetzen, trock-nen ſie ſich mit dem an den beiden Enden erfaßten Ta-ſchentuche den Nacken und nehmen einen Schluck, nur einen Schluck, von dem dargereichten Weine, aber fahren immer fort zu fechten und zu tanzen, und iſt der eine müde, ſo tritt ein anderer für ihn ein. Ah, höre ich Sie aus-rufen, das iſt ja gerade, wie wir's auf einem Marmor-relief im Vatican über der Statue des Silen geſehen haben! — O, meine Leonore, wer ſieht etwas ohne Sie? Freilich iſt das wahrſcheinlich noch der alte Waffen-tanz, wo die Tänzer mit Speer und Schild bewaffnet waren und bei Flötenmuſik in ſtürmiſchem Takt alle Phaſen eines wirklichen Gefechts nachahmten, und den

* Derſelben iſt neuerdings abgeholfen worden. Während meines letzten Aufenthalts in Athen (October 1876) wurden eben 400000 σφάντζικοι von der Volksbank nach Paris geſchickt, um eingeſchmolzen zu werden.

die Athener ſo liebten, daß ſie einem Virtuoſen darin das Obercommando der Armee übergaben.

Ich hatte trinken geſehen, taufen geſehen, tanzen geſehen und das ganze Feſt, wie ein Philoſoph das Leben, ſchweigend und theilnahmlos betrachtet, und war ſchon auf dem Sprunge, daſſelbe zu verlaſſen und nach Athen zurückzukehren, als plötzlich ein Fanariote auf mich zukam und mich wie weiland in der Odyſſee anredete:

Wer, woher biſt du der Männer? Wo ſind dir Stadt und Erzeuger?

Er fragte mich nämlich auf Italieniſch, ob ich ein Engländer wäre. Ich verneinte das. Darauf wollte er wiſſen, ob mir nicht irgendetwas zu Dienſten ſtehe. Ich verneinte das abermals. Er indeſſen war hartnäckig und meinte, ich hätte doch am Ende nicht gegeſſen in Kaiſariani; und als ich wiederum ausweichend antwortete, ſo lud er mich endlich auf die verbindlichſte Weiſe ein, doch mit ihm und einem Offizier aus Theben ein ſpartaniſches Mahl zu theilen. Zugleich gab er mir ſeine Karte, er hieß Spiridion Paganeles, Klemens' Sohn, und war Secretär des Juſtizminiſteriums. Er ſtellte mir auch ſeinen Begleiter vor, der eben vom Waffentanze kam. Beide führten mich nun unter einen Oelbaum und boten mir den Ehrenplatz auf ihrem Teppich an.

Ich glaubte in Griechenland Räubern und Halunken zu begegnen, und fand eine ſeltene Gaſtfreundſchaft. „Sehen Sie, Kyrie", ſagte der Hellene, der ein Menſch von Geiſt und Bildung, dabei von einem glühenden Patriotismus war, „die Gaſtfreundſchaft ſoll bei uns heilig ſein wie in alter Zeit, und ein Fremder durch ganz Griechenland reiſen, ohne nur einen Obolus zu bezahlen.

Im Gegentheil, wir achten es für eine Beleidigung, wenn er bezahlen will. Warum ſprechen ſie nur in Europa ſo viel Uebles von meinem unglücklichen Volke? Ich weiß es wahrhaftig nicht. Sind wir denn nicht freundlich und brav gegen jedermann? Sehen Sie meine Landsleute an: freuen ſie ſich nicht harmlos und unſchuldig der Natur? Etwa weil wir noch keine Eiſenbahnen haben? Ja, Sie glauben nicht, wie uns die Türken heruntergebracht haben! Was das heißen will, ganz von vorne anzufangen! Und jetzt nehmen Sie vorlieb mit dem, was Ihnen das arme Hellas bietet."

Alle Welt ſah nun zu, wie der deutſche Fremdling ſeine Nahrung zu ſich nehme. Er ließ ſich in der That nicht lange nöthigen, das Waſſer und der Morgenſpaziergang machten Appetit, und einmal bei Tafel, hätte er wohl zulangen müſſen auch ohne Appetit. Es war eine Mahlzeit in homeriſchem Stile, Comteſſe, und ungefähr daſſelbe Menu, wie es bereits die Freier der Penelope zuſammenſetzten. Hier theile ich's Ihnen mit.

Es gab da zuerſt und hauptſächlich ein ganzes gebratenes Lamm, das ſchon obenberühmte Lamm der Palikaren, die eigentliche Nationalſpeiſe der Griechen. Während eines großen Theils des Jahres ißt man in Athen faſt weiter nichts als Lammfleiſch; Lamm geröſtet und gekocht, geſotten und gedämpft, Lammſuppe, Lammragout iſt die Baſis der Speiſekarten in den griechiſchen Reſtaurants; eine Geſellſchaft Deutſcher, die das große Faſten nicht mitmachen wollte, kaufte ſich eine Heerde Lämmer; Unzählige genießen Fleiſch nur einmal im Jahre, am Oſterfeſte, und dann iſt's ein Lamm. Am Charfreitag, wo das Lammſchlachten auch in Italien beginnt, ziehen in die Stadt an funfzig zerlumpte Walachen mit Hun-

derten von Hunden und Myriaden von Lämmern ein. Alles campirt auf der Gasse oder auf den wüsten Plätzen der Umgebung. Den Sonnabend trägt dann jeder Hausvater wie der gute Hirte ein Lamm auf seinen Schultern. Dieses wird, wie das jüdische Passahlamm, im Beisein der ganzen Familie geschlachtet, ausgeweidet, mit Rosmarin gewürzt und im Hofe am Spieß gebraten. Hierauf läßt man es kalt werden und hebt es bis zur Lampri auf, will sagen nicht länger als bis zum letzten Schlag von Mitternacht, wenn Christus auferstanden ist.

Auf die Nationalspeise folgt billig das Nationalgetränk, und das ist der geharzte oder mit Terpentin versetzte Wein, Namens Retsinato. Ob sie die edle Gabe des Bacchus so behandeln, weil der Thyrsus in einen Fichtenzapfen ausläuft, oder weil das Pech gesund ist, oder um den Wein haltbar zu machen, das, edle Gräfin, habe ich nicht erfahren können; Ihnen würde es vielleicht noch eher behagen, weil Sie Bier gern trinken, aber meine Passion ist's nicht. Indessen, sagte der Offizier aus Theben, ich solle nur trinken, ich würde davon stark werden wie ein Löwe. „Freilich", entgegnete ich, „der ein ganzes Lamm auffrißt." Das gehe nämlich so zu, fuhr mein Epaminondas fort: das wisse ich doch, daß der heilige Dionysios die Rebe nach Naxia gebracht habe. Ich sagte, die Mythologie melde etwas dergleichen. Aber wie, entgegnete der Stratege, das wisse ich vielleicht noch nicht. Nämlich da es eben sehr heiß gewesen, so habe der heilige Dionysios gefürchtet, sie möchte unterwegs verdorren, und sie deshalb in ein Vogelbein gesteckt. Allein in seiner gesegneten Hand wuchs die Rebe so rasch, daß sie bald unten und oben aus dem Knochen herausragte. Da habe er denn ein Löwenbein genommen, das war dicker als das

Vogelbein, und das Vogelbein ſammt der Rebe in das Löwenbein geſteckt. Aber bald ſchoß die Rebe auch aus dem Löwenbein hervor. Da fand er ein Eſelsbein, das war noch dicker als das Löwenbein, und ſteckte die Rebe mit dem Vogelbein und Löwenbein hinein, und ſo kam er auf Naxia an. Da ſich nun die Wurzeln um die drei Beine feſtgeſchlungen hatten, pflanzte er die Rebe wie ſie eben war, und ſofort trug ſie die allerſchönſten Trauben, aus welchen er gleich Malvaſier bereitete und den Menſchen zu trinken gab. Aber welch Wunder ſah er nun! Als die Menſchen davon tranken, ſangen ſie anfangs wie die Vögelchen, und wenn ſie mehr davon tranken, wurden ſie ſtark wie die Löwen, wenn ſie aber noch mehr davon tranken, wurden ſie — wie die Eſel.

Hierauf wurde Kaffee getrunken; Kaffee, der gleichſam als ein anderes Nationalgetränk und als Antidot des Retſinato zu betrachten iſt; Kaffee, der den Orientalen charakteriſirt wie der Thee den Chineſen, wie die Chocolade den Mexicaner, wie die Milch den Schweizer und wie der Punſch den Schweden. Meine Freundin, wer noch keinen Kaffee im Oſten getrunken hat, der kennt den Werth dieſes köſtlichen Getränks nur halb, der weiß noch nicht, was für herrliche Talente und welche Himmelskräfte in dem ſchlafraubenden Mohren ſtecken. Sie verehren ihn ja auch, und darum habe ich mich von den Profeſſoren des ſchönen Griechenland auf das genaueſte unterweiſen laſſen, wie man damit umzuſpringen hat und einen gleich edelm Weine ſchäumenden Liqueur erzielt; denn nur der Verſtändige, heißt es in einer altarabiſchen Dichtung, „nur der Verſtändige, der den Schaum des Kaffees ſchlürft, kennt die Wahrheit“. Ich werde Ihnen auch ein paar türkiſche Täßchen mitbringen, denn in demſelben Verhält-

niß, als dieſe in Europa an Umfang zunehmen, wird auch der Kaffee immer ſchlechter, bis man endlich bei den hemiſphäriſchen „Bols“ der franzöſiſchen Provinzialen ankommt. Und dennoch gleicht der Kaffee darin der Poeſie, daß in beiden das Mittelmäßige gar keinen Werth hat.

Ich dachte nun abermals zu gehen, aber meine unermüdlichen und wahrhaft um mein Glück beſorgten Wirthe waren immer noch nicht zufrieden. Sie meinten, es ſei während der Mittagshitze beſſer, unter Dach und Fach zu bleiben, denn zu dieſer Zeit übten die Nereiden ihre ſchädliche Gewalt aus. Wer mittags einen Ort paſſire, wo ſie hauſen, und ihr Lieblingsaufenthalt ſei dann gerade im Schatten der Bäume und an Quellen oder fließendem Waſſer, erhalte von ihnen einen Schlag, infolge deſſen er in nervöſe Krankheiten verfalle. Wenn ich alſo nicht wie Hylas von den Nereiden ins Waſſer hinabgezogen werden wollte, ſo mußte ich ſchon vorläufig noch in Kaiſariani Sieſta halten und entweder mit dem Thebaner ſchlummern, oder mit ein paar ſchlanken Fuſtanelladen tanzen, oder mit dem Papas Wein trinken, oder mit meinem Fanarioten plaudern und allen Hellenen das Zeugniß des Anſtands und der Rechtſchaffenheit ausſtellen. Dieſe armen, von dem Fremden ſo ſelten der Liebe gewürdigten Menſchen wußten gar nicht, wie ſie dem unbekannten Philhellenen ihre Dankbarkeit beweiſen ſollten. Nicht nur bewirthen wollten ſie ihn alle, nicht nur durch Blumen und durch Süßigkeiten ehren, nein, wie in den heroiſchen Zeiten des Odyſſeus mit Gaſtgeſchenken überhäufen, mit einem weißſeidenen Taſchentuch, mit ein Paar geſtrickten Handſchuhen, mit einer Feldflaſche; ſie nahmen ſich ſie kurzweg ab und hängten ſie mir um; allerdings hatte ich meine eigene auf dem Schiffe an einen griechi-

ſchen Studenten weggeſchenkt, der mich höchſt naiv darum gebeten hatte. So viel iſt gewiß, daß Griechenland unſerm gebenedeiten Großgriechenland gegenüber eine Art von Paradies zu nennen iſt, wie es dieſes an landſchaftlicher Schönheit und an claſſiſchem Zauber unendlich übertrifft.

Unfern vom Kloſter erhebt ſich auf einem Hügel eine alterthümliche Kapelle des Evangeliſten Markus, der angeblich hier geſtorben und dann ſammt ſeinem Löwen nach Venedig gezogen iſt, die Wände bedeckt mit Heiligen, denen die Türken die Augen ausgeſtochen haben, übrigens verfallen und verlaſſen, lange Zeit ein Aſyl für Klephten und andere Helden der Freiheit und der Berge. Hier herauf ſteigt man, um zum Schluſſe die herrliche Ausſicht auf das attiſche Land, das es durchfurchende Meer und die ragenden Inſeln zu genießen, und ich könnte ſie Ihnen beſchreiben, da mich der Fanariote auch dahin geführt und ſogar einen waſſertragenden Sklaven mitgenommen hat. Dafür geſtatten Sie mir, mich adlergleich auf die benachbarte Höhe des Pentelikon zu ſchwingen, auf jene ſtolze Pyramide, die dem Seefahrer zunächſt in die Augen fällt und deren regelmäßige, frontonähnliche Geſtalt ihn wunderbar an die Nähe der Heimat des Phidias gemahnt; auf jenen Gipfel, wo die Herzogin von Piacenza Gott einen Altar errichten wollte, den irdiſchen Sinn in lichter Aetherluft zu läutern, und zu deſſen grünem Kloſter, wie ich Ihnen vorhin ſagte, die Athener in zehn Tagen, zu Pfingſten, wallfahren werden. Da hoffe ich ſchon wieder bei Ihnen und in Italien zu ſein, deshalb habe ich die Reiſe mit meinem Freunde Miaulis ſchon gemacht, und mit unauslöſchlichen Farben iſt ihr Bild auf die Tafel des Gedächtniſſes getragen.

Anhang.

A. Wörtliches.

Ich hoffe, manchem Leſer einen Dienſt damit zu erweiſen, wenn ich hier verſchiedene Inſchriften und Sprüche im Original mittheile, auf welche im Text entweder nur angeſpielt wird, oder die daſelbſt in Ueberſetzung gegeben ſind. Bevor ich indeſſen dieſe pièces à l'appui beibringe, muß ich mich wegen der Anfangszeilen des Mottos zu Kapitel I verantworten, welche nicht gerade gefälſcht, aber mit dem großen Namen Goethe verſehen ſind, ohne bisher allgemein für authentiſch zu gelten. Zwar halte ich es ſelbſt noch nicht für völlig ausgemacht, finde indeſſen die Gründe, welche für den Goethe'ſchen Urſprung ſprechen, ſtärker als die Zweifel an demſelben. Man wolle mir geſtatten, die Umſtände, welche ein gewiſſes Intereſſe haben, ſo darzulegen, wie ſie mir ſelbſt allmählich zur Kenntniß gekommen ſind.

Ich habe unter dem Philoſophen Chriſtian Hermann Weiße ſtudirt, der mir als ein tiefſinniger, heraklitiſch angelegter Denker noch immer ehrwürdig iſt. Dieſer begann einſt eine Vorleſung über die Unſterblichkeit mit den beiden Verſen: „Lange hab' ich mich geſträubt" ... und machte dabei ein gewiſſes Aufheben von der ſeltenen Beziehung, in welcher ſie zum Leben des Dichters ſtänden, und von der Art und Weiſe, wie er ſie ſelbſt in einem Fremdenbuche gefunden habe. Er ſprach mir auch ſpäter

persönlich in Stötteritz davon, wo sich auf seinem Rittergute des Sonntags eine ausgewählte und geistreiche Gesellschaft zusammenzufinden pflegte.

Jene merkwürdigen Beziehungen hatte ich leider im Laufe der Zeit vergessen, aber die beiden Verse waren mir im Gedächtniß geblieben, und ich setzte sie ahnungslos und weniger im Gedanken an die Unsterblichkeit als an das, was Dante die „vita nuova“ nennt, als Motto dem ersten Kapitel dieses Buches voran.

Die Verlagshandlung war es, welche mich zuerst stutzig machte. In dem Correcturbogen befand sich die Notiz, die Worte des zweiten Verses seien nach Goethe's „Westöstlichem Divan: Selige Sehnsucht“, berichtigt, die des ersten aber nicht aufzufinden gewesen; dieser war daher auch durch einen Strich getrennt.

Im „Westöstlichen Divan“ standen sie freilich nicht. Jetzt fing ich an zu beklagen, daß ich mir damals die Sache nicht besser gemerkt; Weiße war längst gestorben und eine Frage an ihn höchstens auf vierdimensionalem Wege denkbar. Wie fatal!

Indessen, dachte ich, es gibt ja in Deutschland so viele und ausgezeichnete Goethekenner, die zu allen verborgenen Quellen dieses Genius hinabgestiegen sind, deren Argusaugen kein Tüttelchen von seiner Handschrift jemals entgangen ist, und die gewiß auch alle thüringer Fremdenbücher sozusagen an den Schuhsohlen abgelaufen haben. Die werden mir gleich sagen, wo die Verse stehen, die mein verehrter Lehrer einst entdeckt hat.

Ich wandte mich also an fünf der hervorragendsten Männer in dieser Hinsicht und fragte sie, was es für eine Bewandtniß damit habe.

Ich erhielt fünf Antworten, aber wie erstaunte ich, als jener merkwürdigen Umstände mit keiner Silbe gedacht, dagegen über die ersten Verse fast einstimmig abgeurtheilt wurde.

Der eine erklärte sie für eine wohlgemeinte Parodie,

der andere für ein Albumblatt, der dritte für eine Illustration der letzten Verse, der vierte für antigoethisch. Die gewichtigste Stimme unter den fünfen ging dahin: es fehle an jeder Art Beglaubigung für die Goethe'sche Autorschaft, andererseits liege in den Worten nichts, was bestimmt dagegen spreche; subjectiv schienen sie allerdings dem Gewährsmann eher von Rückert herzustammen.

Ich gab bereits die Hoffnung auf, einerseits Verse hochachten zu können, die mir gewissermaßen ans Herz gewachsen waren, ja die in andern Kreisen ängstlich über Wasser gehalten wurden, andererseits wenigstens hinter das Geheimniß meines Irrthums zu gerathen, als ich eines Morgens einen Brief von zarter Hand empfing, folgenden Inhalts:

Mein lieber Herr Doctor!

Da ich weiß, daß es von Interesse für Sie ist, Näheres über die bewußten Strophen zu erfahren, so will ich das, was uns gestern darüber mitgetheilt wurde, Ihnen nicht allzu lange vorenthalten und Folgendes berichten.

Anlangend den Vers „Lange hab' ich mich gesträubt" u. s. w., so hat man ihn im Fremdenbuche der Marmormühle zu Elgersburg bei Ilmenau gefunden, aber nicht von Goethe's Hand, wohl aber auf demselben Blatte Goethe's eigenhändige Namensunterschrift. Goethe trug sich dort ins Fremdenbuch ein, als er vom Gickelhahn herunterkam, wo er bekanntlich die Worte „Ueber allen Wipfeln" u. s. w. ans Fenster geschrieben. Es war dies genau an seinem letzten Geburtstage und dürfte trefflich die Stimmung Goethe's aussprechen. Nicht unmöglich, daß er die Worte jemand dictirte.

Es soll uns nun freuen, wenn wir zu dem, was Ihnen selbst darüber schon bekannt, etwas hinzufügen durften, was Ihnen vielleicht wissenswerth ist.

Mit herzlichem Gruß von meiner Cousine und mir

Ihre ergebene ***

Und willst du ganz genau erfahren was Goethe geschrieben hat, so frage nur bei edeln Frauen an. In der Massenmühle zu Elgersburg liegt in der That ein Fremdenbuch seit 1816 auf; in dasselbe trug sich Goethe wirklich eigenhändig am 28. August 1831 ein, vom Gickelhahn kommend, wo er sein bekanntes Nachtlied „Ueber allen Gipfeln ist Ruh“ . . . eben noch einmal tiefbewegt überlesen und die letzten Worte desselben: „Warte nur, balde ruhest du auch!“ laut für sich wiederholt hatte (er schrieb es an einem Herbstabend des Jahres 1783 an die Wand eines Breterhäuschens); und neben seinem Namen findet man ein vergilbtes Blatt mit jenen beiden Versen eingeklebt. So liegt die Sache; und jetzt erinnerte ich mich nun allerdings, warum dem Professor Weiße der Goethe'sche Ursprung jener Zeilen eine subjective Gewißheit war.

Ich gebe nun zu, mehr als eine subjective Gewißheit wird es wol niemals werden; denn die Möglichkeit bleibt immer offen, daß ein Fremder, besonders ein religiös gefärbter Dichter die Verse nachträglich hineingeschrieben. Unwahrscheinlich indessen bleibt es, daß Goethe gar keinen, meinetwegen nur einen indirecten Antheil daran gehabt, daß er z. B. nicht wenigstens die Erlaubniß zur Niederschrift gegeben haben sollte; denn das Blatt weist unbedingt auf eine sehr genaue Bekanntschaft mit den Verhältnissen hin, und ein Rückert würde schwerlich darauf verfallen sein, einmal, ein Zwittergedicht zu machen, dann, es anonym in einem solchen Winkel der Erde zu deponiren. Wie man auch darüber denken möge, es ist und bleibt ein Blatt aus der reichen Lebensgeschichte Goethe's, ja das letzte Blatt derselben, ein Blatt, das im spätesten Herbst von dem herrlichen Baume fiel und ihn entlaubt zurückließ.

Inſchrift
der Hygiea auf dem Monte Pincio.

Defessus. studiis. negociisve.
Si. quando. fueris. labore. frangi.
Ni. velis. nimio. loca. haec. adito.
Ac. mentem. recrea. ambulatione.
Prospectu. aut. dominam. hinc. patente. in. urbem.
Hoc. ajo. tibi. suadeo. hoc. Hygia —

Phaläkiſche Verſe, den Hendekaſyllaben des Catull und Martial nachgebildet.

Inſchriften
des Obelisken in der Villa Celimontana.

Emmanuel Godoius
Obeliscum hunc
a
S P Q R
Ciriaco Matthaeio
Veteri Hortorum domino
Honoris causa datum
injuria temporum pene collabentem
laxatis ante areis
et
salubritate amoenitateque loci restituta
huc transtulit
splendidiorique ornamento addito
Musis Paciferis
et Genio bonarum artium
custodi conservatori
dicavit

Pierides Paciferae
hunc Vobis Obeliscum
Dico Dedicoque
Uti Sitis Volentes
Propitiae Perfugiumque mihi
Optatamque diu quietem
Tribuatis Servetis

Non amare non igni
non furore civium
non fracto illapso
orbe Romano
perii
Sic nunquam peritura virtus

Nec Ventos Nec Hiemem

Jüdische Katakomben.

Wol alexandrinische Juden, da die Inschriften sammt Namen Alexander, Prokopios, und Titeln Archonten, d. i. Gemeindevorsteher überwiegend griechisch sind; keine einzige hebräische findet sich darunter. Zum Beispiel lautet eine:

ΜΑΡΙΑ ΒΡΕΦΟϹ ἈΓΑΠΗΤΟΝ ἘΗ ΘΥΓΑΤΗΡ ΠΡΟΚΟΠΙΟΥ ἘΝΘΑΔΕ ΚΕΙΤΑΙ ἘΝ ΕΙΡΗΝΗ Η ΚΥΜΗϹΙϹ (sic, statt κοίμησις) ΑΥΤΗϹ —

zu deutsch: Maria, das geliebte Kind, die Tochter des Prokopios, liegt hier. Sie ruhe in Frieden (requiescat in pace).

Die Worte sind fast überall durch kleine Herzen oder Blätter wie durch Interpunktionen unterbrochen, ob auf Grund irgendeiner Symbolik, weiß ich nicht.

Colosseum.

Quamdiu stat Colysaeus, stat et Roma.
Quando cadet Colysaeus, cadet et Roma:
Quando cadet Roma, cadet et mundus —

Prophezeiung des angelsächsischen Mönchs Beda vom Ende des siebenten Jahrhunderts. — Wenn ich die römischen Höfe typisch nenne, so meine ich damit die lateinischen cohortes, zunächst Viehhöfe, bekanntlich die Grundlage des italienischen und spanischen corte und des französischen cour.

Peterskirche.

In der Peterskirche ſind drei wunderbare Ding: daß dieſe Kirche mit Wucher, Raub, mit Schweiß und Blut der Armen aufgebaut; daß ſie der Römiſchen Kirchen in allem gleich, welche auch durch Betrug, Raub und Dieberei angefangen und fortgeführt iſt; und daß ſich Petrus nicht ſchämt, in einer ſolchen Kirchen zu wohnen.

Zinkgref, „Der Deutſchen kluge Sprüche".

Caput Mundi.

Der mittelalterliche Kaiſerſpruch, deſſen Anfang bekanntlich das Titelblatt der „Geſchichte der Stadt Rom" von Gregorovius ziert, lautet:

Roma Caput Mundi Regit Orbis Frena Rotundi,

und iſt gleichſam ein Nachklang der prophetiſchen Worte des Anchiſes, die ſich tief in das Gedächtniß der Menſchheit eingeprägt haben:

Tu regere imperio populos, Romane, memento
(Hae tibi erunt artes) pacisque imponere morem,
Parcere subjectis et debellare superbos

Virgil Aen. VI, 851.

Urbi et orbi.

Urbem fecisti quod prius orbis erat.
Rutilianus Numatianus, De reditu 66.

Urbs und orbis ſollen in der That identiſch ſein. Bei den alten Römern ſpannte man, wenn man den Umkreis einer Stadt bezeichnen wollte, einen Stier und eine Kuh an einen und denſelben Pflug und zog damit eine Furche um das Gebiet, innerhalb deſſen die Stadt aufgebaut werden ſollte; dieſer Mauerkreis hieß ſchlechthin der orbis, und daraus wurde im Munde des Volkes urbs. Wenn man an die Stelle des Eingangsthores kam, hob

man den Pflug auf und trug ihn hinüber; daher der Name porta, der dann auch auf die Eingänge von Häusern angewendet ward (von portare, tragen). Corssen wendet hiergegen ein, die altitalienischen Städte seien nicht kreisförmig gebaut gewesen, und möglich, daß diese Etymologie so falsch ist als die, wenn man den Namen der schlesischen und böhmischen Marktplätze „Ring" für eins mit dem deutschen Worte halten wollte, da er doch aus dem slawischen rynek, d. i. Markt, entstanden ist.

Campo Santo zu Pisa.

Nach einer andern Version spricht der Greis durch den in seiner Hand befindlichen mit Schrift versehenen Papierstreifen:

Wenn unser Geist genügend scharf und fein,
Um diesen Anblick lächelnd zu ertragen,
Wird unsre Prahlerei aufs Haupt geschlagen
Und unser Hochmuth uns ein Greuel sein.

Namen und Inschriften vom protestantischen Friedhofe in Rom.

Braun.

Emil Braun, gest. 12. September 1856.

Das Denkmal mit seinen dunkeln Emblemen ist wahrscheinlich aus seiner eigenen galvanoplastischen Anstalt hervorgegangen.

Cockburn.

Der Lieutenant Devereux Plantagenet Cockburn, der hier 1850 in seinem 21. Jahre verstorben ist:

Britannia! Mihi et meis patria carissima!
Cor, ut semper, meum, si non ossa continet.

Corrodi.

Arnold Corrodi geb. zu Rom 1846
geſt. 1874 zu Rom, Maler

Dazu der Vers aus Hebel's „Allemanniſchen Gedichten":

Und wenn emol der Sunntig tagt,
Und d'Engel ſinge's Morgelied,
Se ſtöhn mer mit enander uf,
Erquickt und gſund!

Dreber.

Heinrich Dreber, Landſchaftsmaler,
geb. zu Dresden 9. Jan. 1822
geſt. zu Anticoli di Cam. 3. Aug. 1875
von ſeinen Freunden gewidmet.

Eberle.

Adam Eberle Pictor Düsseldorfensis
† 18. Apr. 1832, 27 J. alt

qui seminant in lacrymis
in exultatione metent
Ps. 125, 5.

Frey.

J. J. Frey aus Baſel, Landſchaftsmaler,
geb. 27. Jan. 1813
geſt. in Frascati 30. Sept. 1865.

Das Denkmal ziert die geflügelte Sonnenſcheibe mit der Uräusſchlange.

Goethe.

Goethe filius patri antevertens
obiit annor. XL. 1830
(am 28. October an den Blattern).

Die Züge des Geſichts ſind denen des Vaters nicht ganz unähnlich; er trägt einen Henriquatre. In ſeinem Beiſein entdeckte Carlo Bonucci in Pompeji das Haus des Fauns.

Keats.

Die merkwürdige, unter ſeinem Porträt und einer Harfe angebrachte Inſchrift lautet vollſtändig:

This grave contains all that was mortal of a young english poet, who on his death-bed, in the bitterness of his heart at the malicious power of his enemies desired these words to be engraven on his tomb-stone:
Here lies One, whose name was writ in Water
Feb. 24, 1821.

Wie viel geſünder ſagt doch da ein Goethe zu ſeinen Liedern:

Ihr wart ins Waſſer eingeſchrieben;
So fließt denn auch mit ihm davon!
(Am Fluſſe.)

Kellermann.

Der kühne Entzifferer eines Verzeichniſſes von Nachtwächtern, der fünften Cohorte der Vigiles, auf einer Säule in Villa Mattei, hat eine ſelbſt wahrhaft epigraphiſche Grabinſchrift erhalten:

Olao Kellermann Dano, de inscriptionibus latinis bene merito, si fata sivissent melius merituro amici obiit K. Sept. 1837,

darüber eine ſymboliſche Darſtellung der erwähnten Entzifferung.

Keſtner.

L. Keſtner, hannoverſcher Miniſterreſident, geſt. 1853.

Der älteſte Sohn von Werther's Lotte, Archivrath Georg Keſtner, ſtarb 1868, 94 Jahre alt.

Maurokordatos.

Lucas J. Mavrocordato
born at Scio
† in Rome 22. Dec. 1875.

Reinhart.

J. Chr. Reinhart, k. bayerischer Hofmaler,
geb. zu Hof 24. Jan. 1761,
gest. zu Rom 9. Juni 1847.

Reinhold.

Heinrich Reinhold, gest. 15. Januar 1825, 34 Jahr alt:
Te tabulae loquuntur, amici colunt, artes lugent.

Semper.

Man hat für ihn bekanntlich die hübsche Grabschrift vorgeschlagen:

Semper mortuus
Semper vivus.

Waiblinger.

Wilhelm Fr. Waiblinger
geb. zu Heilbronn 21. Nov. 1804
gest. zu Rom 17. Jan. 1830
seine Freunde im Schwabenlande.

B. Sachliches.

Algarotti.

Ein Nebenbuhler Ovid's und Schüler Newton's wird er in der Inſchrift mit Beziehung auf ſeinen „Congreſſo di Citera" und ſeinen „Neutonianismo" genannt. Ihm verdankt die dresdener Galerie manche Gemälde, indem er deren Ankauf veranlaßte.

Im Briefwechſel Friedrich's des Großen mit Algarotti iſt ſehr häufig von der „Boutargue" (ital. bottarga) die Rede; der König ließ ſich oft welche von dem Grafen ſchicken. Es iſt eine Art italieniſcher Kaviar von orangegelber Farbe, der aus dem Rogen und dem Blute der Meeräſche (mugil cephalus) bereitet wird. Der ganze Bauch des Fiſches wird mit dem Rogen ausgeſchnitten, in die Fiſchblaſe gefüllt, geſalzen, zwiſchen zwei Bretern gepreßt und an der Sonne getrocknet oder hart geräuchert. Man ſchneidet ſie dann wie eine Wurſt in Scheibchen und ſervirt ſie als hors d'oeuvre nach der Suppe, um den Appetit zu reizen.

Araceli.

S. Maria in Araceli (eigentlich in arce, auf der Burg) heißt bekanntlich die capitoliniſche Baſilika, die auch wirklich einen „Himmelsaltar" enthält. Im Querſchiffe, vom Eingange links, erhebt ſich nämlich eine freiſtehende Kapelle in Tempelform, die ſogenannte Cappella Santa.

In ihr steht ein Altar, über dem sich eine achteckige, von acht Alabastersäulen getragene Kuppel wölbt, und unter dem man die Vorderseite jenes verehrten Altars bemerkt. Die in barbarischem Stile ausgeführten Sculpturen des letztern stellen den Kaiser Augustus, welcher der heiligen Jungfrau eine Krone darbringt, und ein Agnus Dei vor. Die Figur desselben Augustus kniet zu Weihnachten in derselben Kirche an einem Pfeiler der Kapelle, wo die Krippe aufgebaut ist, während an dem andern Pfeiler die tiburtinische Sibylle steht und ihn auf den künftigen Weltherrscher hinweist.

Eben an dieses Factum knüpft die schöne Legende an, die von dem Ausdruck „Araceli" ihren Ausgang nahm. Von Octavian's Glück und Herrlichkeit geblendet, sagten die Senatoren zu ihm: „Wir wollen dich anbeten, weil eine Gottheit in dir ist." Erschreckt theilte der Kaiser den Senatsbeschluß der Sibylle von Tibur mit; diese aber wies nach oben — nach oben, wo eine überirdische Klarheit leuchtete, in dem geöffneten Himmel die heilige Jungfrau mit dem Christuskinde auf einem Throne saß und eine göttliche Stimme rief: Dies ist der Altar des Sohnes Gottes (haec ara filii Dei est)! Anbetend fiel der Kaiser auf die Erde; er verbot es, ihn fortan den „Herrn" zu nennen, und auf dem capitolinischen Berge errichtete er dem Heiland einen Altar mit der Aufschrift: „Altar des Erstgeborenen Gottes (Ara Primogeniti Dei)". Petrarca gedenkt dieser auch in den Stanzen des Rafael dargestellten Sage als einer historischen Thatsache in einem Briefe an Papst Clemens VI. Nach einer andern Version tritt statt der tiburtinischen Sibylle die delphische Pythia ein, die, das letzte Orakel unter allen, dem Augustus gebeut, dem hebräischen Knaben Platz zu machen.

Belriguardo.

Dasselbe wie Belvedere, schöne Aussicht; Hauptfundort der Hornviper. In der That kann man schwören, daß

Goethe niemals da gewesen ist, da er sich nur einen Tag in Ferrara aufgehalten und also kaum Zeit dazu gehabt hat (denn er ist an dreizehn Miglien von Ferrara entfernt), übrigens auch nicht das Geringste davon bemerkt. Er schreibt (16 October 1786): „Seit früh 7 Uhr hier in Ferrara angelangt, beeile ich mich, morgen wieder wegzugehen. Zum ersten male überfällt mich eine Art von Unlust in dieser großen und schönen, flachgelegenen, entvölkerten Stadt. Dieselben Straßen belebte sonst ein glänzender Hof, hier wohnte Ariost unzufrieden, Tasso unglücklich, und wir glauben uns zu erbauen, wenn wir diese Stätte besuchen." Laut Goethe's eigenen Aeußerungen ist der „Tasso" an allen Orten der Welt, nur nicht in Ferrara vollendet worden. Die beiden ersten Acte, in Absicht auf Plan und Gang ungefähr den gegenwärtigen gleich, hatte er („Italienische Reise", 30. März 1787) bereits vor zehn Jahren in Prosa geschrieben und allein von Rom nach Neapel mitzunehmen beschlossen (21. Februar 1787). Sie führte er dann während der Fahrt von Neapel nach Palermo, zur See und fast seekrank, rhythmisch aus (30. März 1787) und wurde in derselben Zeit des ganzen dichterischen Vorsatzes so ziemlich Herr (1. April 1787). Dann hat er den „Tasso" in Rom kurz vor seiner Abreise wiederum angegriffen (14. April 1788) und weiter, im lebhaftesten Schmerze, gleich Tasso unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen zu sein, die ihm zunächstliegenden Stellen in den florentiner Lust- und Prachtgärten ausgeführt, bis sich das Ganze nach seiner Rückkehr bei einem zufälligen Aufenthalt zu Belvedere zusammenschloß, wo „so viele Erinnerungen bedeutender Momente mich umschwebten" (Ende der „Italienischen Reise").

Beschneidung.

Bei den Mohammedanern, welche ihre Kinder erst in späterm Alter der heiligen Handlung unterziehn, begegnet

man letztern oft, wie sie hoch zu Roß und unter klingender Musik durch die Straßen der Stadt geführt werden, manchmal im Anschluß an einen Hochzeitszug. Der Knabe trägt meist einen Turban von rothem Kaschmir, dazu aber Mädchenkleider und auffallenden Frauenschmuck, der den Blick auf sich ziehen und von seiner Person abwenden soll. Wie ein Mädchen verdeckt er sein Gesicht mit einem Taschentuche. Der Barbier, der die Operation vollzieht, schreitet voran; ein Diener trägt ihm das Zeichen seines Berufs, einen cylinderförmigen Schrank mit Spiegeln, den sogenannten Heml, nach. Erinnert das nicht merkwürdig an den von den alten Römern festlich begangenen Tag der ersten Bartabnahme, an welchem der zum Mann gewordene Jüngling das abgeschnittene Haar einer Gottheit zu weihen pflegte? Und ist der Mohammed in Frauenkleidern nicht das Gegenstück zu der Venus von Cypern, deren obere Hälfte einen bärtigen Mann vorstellte, weil zum Schaffen beide Geschlechter erforderlich sind?

Bundeslade,

d. h. die heilige Lade oder Kiste, in welcher die Zehn Gebote aufbewahrt wurden (thora), bestand aus vergoldetem Akazienholz; der Deckel von massivem Gold, über den zwei stierköpfige Cherubim ihre Flügel breiteten, hieß der Gnadenstuhl und galt als Sitz der Gottheit. Auf ihn sprengte daher der mit „Glanz und Wahrheit", dem Schild der Urim und Thummim bekleidete Hoheprieſter am Sabbat der Sabbate das Blut des Versöhnungsopfers; und an diesem großen Buß- und Sühntage sprach er zugleich den Namen Jahve aus; nur er durfte dies Adyton überhaupt betreten. Wenn, wie bei Jahve, etwas anderes gelesen werden soll, als geschrieben steht, so nennt man das Keri-Chetib: das Chetib ist die geschriebene Lesart im Text, das Keri die dafür zu lesende am Rande. Jahve wurden also die Vocale von Adonai zur Andeutung des Keri gegeben.

Jetzt wird die Bundeslade, welche auch ins Chriſtenthum überging, indem der mailändiſche Biſchof Herbert (11. Jahrhundert) einen Bundeskarren, den ſogenannten Carroccio daraus machte und mit in den Krieg nahm — er ſpielt in den Kämpfen mit Deutſchland eine große Rolle —, durch eine andere Lade erſetzt, in der ſtatt der ſteinernen Tafeln das Sefer-thora, d. i. das Buch des Geſetzes, liegt; dieſes wird von beſonders dazu qualificirten Schreibern, den ſogenannten Soferim, geſchrieben.

Butteri.

So heißen in den Maremmen die berittenen Hirten der Roß- und Büffelheerden, wie in Ungarn Cſikos. In der Hand haben ſie eine Lanze (mazza di marruca) und ein langes Seil mit laufender Schleife, um die Thiere erforderlichenfalls damit zu fangen und abzuſondern (lacciaia, im Südamerikaniſchen lazo). Das Wort iſt augenſcheinlich griechiſchen Urſprungs (βοτήρ Hirt).

Campagna.

Wir brauchen den Begriff „Land" in einem doppelten Sinne, nämlich einmal im Gegenſatz zu der enggeſchloſſenen Stadt, das andere mal im Gegenſatz zu den Bergen, wo wir dann gern flaches, plattes Land ſagen. Genau ſo brauchten die romaniſchen Nationen das Wort campania, das offenbar mit campus, Feld oder Flur, zuſammenhängt. Sie ſetzten es einmal der Stadt entgegen und ſagten „aller à la campagne", wie wir „aufs Land gehen"; ſie ſetzten es das andere mal dem Gebirge entgegen und verſtanden darunter das Nieder- oder Blachland, „une grande étendue de pays plat". Wie nun im Zuſammenhange mit dieſer Vorſtellung bei uns „Land" zur Bezeichnung eines abgeſchloſſenen Theils der Erde überhaupt geworden iſt, ſo wurde campania im Munde der romaniſchen Völker zum Namen zweier beſtimmten Gegenden, nämlich in Italien zu dem der Cam-

pania felix, wo auch Capua, die „Feldstadt", gegründet worden war, und in Frankreich zu dem der nördlich von Lüttich und Luxemburg, südlich von Burgund begrenzten Landschaft, wobei die veraltete Form Champagne beibehalten ward.

Cappella della morte.

Die phantastische Decoration mit Todtenköpfen erinnert an verwandte Gebräuche in der Schweiz.

An verschiedenen Orten der Schweiz, z. B. in Baar, Andermatt, findet man die seltsame Sitte, die Leichen nach zehn, funfzehn Jahren auszugraben und in einem Beinhaus die Schädel in Fächern und etikettirt geschlechtsweise aufzustellen.

Cedrangolette.

Für die Hingerichteten, die Freudenmädchen und die Wucherer gab es in Neapel sonst noch einen besondern Kirchhof, der damals in neapolitanischem Dialekt le cedrangolette hieß (ein Feld, wo wilde Orangenbäume wachsen); heute heißt er cimitero dei colerici, weil man beim ersten Erscheinen dieser Pest alle Cholerakranken dort pêle-mêle verscharrte. Der Leichenzug hierher darf nur Pechfackeln, keine Wachskerzen haben.

Csutora.

Diese Holzflaschen, welche auch mit Beriemung oder mit Lederüberzug angefertigt und jährlich in großer Menge (30000 Stück) nicht nur nach Griechenland, sondern auch in die Türkei, nach Ungarn und nach Slawonien ausgeführt werden, bilden einen nationalen Productionsartikel der königlichen Freistadt Kronstadt, im gleichnamigen siebenbürgischen Distrikt.

Cyprianus.

Die Ueberreste dieses berühmten Kirchenvaters, der die römische Beredsamkeit wieder zu Ehren brachte, wurden

angeblich von den Gesandten Karl's des Großen am Anfang des 9. Jahrhunderts in Karthago aufgefunden. Mit den verschiedenen Stellen des Evangeliums meint der Bischof von Fiesole wahrscheinlich Joh. 15, 1 fg., Matth. 20, 1, und die Stelle Matth. 26, 29, wo es heißt: „Ich werde von nun an nicht mehr von diesem Gewächs des Weinstocks trinken bis an den Tag, da ich es neu trinken werde mit euch in meines Vaters Reich." Wenn man übrigens glaubt, daß die Italiener diese Art Paradieseswonne bereits auf Erden genug genössen, und daß es bei ihnen etwa immer so hergehe wie bei dem von Rienzi im Lateran veranstalteten Volksfeste, wo den Tag über aus den beiden Nüstern des Marc-Aurel'schen Rosses Wein und Wasser floß, so irrt man sehr. Obgleich Italien ein Weinland ist, wenn irgendeins, so fehlt doch viel, daß es jedem seiner Kinder seine tägliche Ration Wein gewährte. Viele Italiener bestellen den Weinberg und trinken Wasser.

Demme.

Bekanntlich streitet man in der Schweiz mit Erbitterung nicht nur über die Schuld oder Unschuld Demme's, sondern auch über seinen eigenen Tod, und die Berner behaupten steif und fest, er lebe noch entweder in Alexandria oder in Neuyork als Arzt, die Selbstvergiftung des Paares in Nervi sei nur eine abermalige Vorspiegelung gewesen und ihr Grab ein Kenotaph.

Dornenkrone.

Der Baum Zizyphus, aus der Familie der Rhamneen, ist in doppelter Hinsicht interessant. Erstens weil es der Lotosbaum der Alten gewesen sein soll und Homer's Lotophagen von seinen olivenähnlichen Früchten lebten: es sind die sogenannten Brustbeeren, französisch jujubes, italienisch giuggiole; die Araber nennen sie nabk und glauben, daß die Verstorbenen gleich nach dem Tode

von den Huris damit bewirthet werden (Obst des Schicksals). Zweitens weil aus seinen dornigen Zweigen die Dornenkrone Christi geflochten worden sein soll. Rings um Jericho ist der Boden mit diesen Sträuchern bewachsen, welche von den Beduinen zur Herstellung fast unnahbarer Zäune benutzt werden.

Eherne Schlange.

Dieser Fetisch, welchen Moses zur Abwehr gegen den Guineawurm auf der sinaitischen Halbinsel in der Wüste errichten ließ, und der erst unter dem frommen König Hiskia vernichtet wurde, als ein reinerer Gottesgedanke durchgedrungen war, prangt noch heutigentags auf einer Säule in der mailänder Kirche S. Ambrogio. Der symbolischen Auffassung gemäß hat man rechts daneben auf eine andere Säule das Crucifix gestellt.

Erdbeerbäume auf dem Pentelikon.

Arbutus Andrachne, auffällig durch die rothen Stämme, eine Farbe, die von periodischer Erneuerung der Rinde herrührt. Auch auf den Borromeischen Inseln zu sehen.

Eulen.

Die nach ihrer kreischenden Stimme so genannten *striges*, italienisch streghe, griech. στρίγγες, neugriech. στρίγλαις, Ohreulen, die angeblich den Kindern in der Wiege das Blut aussaugen und giftige Milch aus eigenen Brüsten einmelken. Diese Vögel verwandelt die erregte Phantasie der Römer und Griechen, nach einer auch den Hebräern und Türken geläufigen Vorstellung, in alte abgelebte Weiber mit Flügeln, die sich unsichtbar durch die Luft schwingen und ebenfalls mit Gier auf die unschuldigen Kinder stürzen, um ihnen Blut und Einge-

weide auszuſchlürfen, In Griechenland, wo ſie am gefährlichſten ſind, fürchtet man dieſe Unholdinnen das ganze Jahr hindurch, daher man die ungetauften Neugeborenen die ganze Nacht von Wachen umgeben, das Zimmer mit Schwefel räuchern, Knoblauch und Amulete an die Wiege hängen läßt; auch Anſtecken von Kerzen zu Ehren der Heiligen und Beſchmieren der Kinder mit heiligem Oel hat abwehrende Kraft. Ertappt man ſie bei ihrem blutigen Vorhaben, ſo ſind ſie durch Geräuſch und Händeklatſchen raſch zu vertreiben; aber iſt das Kind einmal angeſaugt, ſo kränkelt es und ſiecht langſam dahin. In Rom glaubt man ſich vor ihnen namentlich in der Johannisnacht in Acht nehmen zu müſſen, daher dann auf dem Lateranplatze ein ganzer Blumenmarkt abgehalten und eine Menge der prachtvollſten Knoblauchdoldenſtengel und Lavendelblüten (pergamena di spigo) zugleich mit dem ſogenannten Giudizio ausgeboten wird, um ſie damit zu vertreiben; übrigens geht es infolge deſſen laut genug her, und man macht bei Wein und gekochten Schnecken einen Spectakel, daß die Harpyien gewiß alle Luſt verlieren auszufliegen. Dennoch iſt man vorſichtig und beſchmiert die ſchlafenden Kinder mit Theer und Fett und vergißt namentlich nicht, eine volle Salzmeſte vor die Hausthüre zu ſtellen und zwei Beſen kreuzweiſe daneben zu legen; ſie können nämlich nicht ins Haus, bis alle Salzkörner und alle Beſenreiſer gezählt ſind. Auch in Oſtpreußen und der Lauſitz legt man in der Johannisnacht, um den alsdann herumſtreifenden Geiſtern den Beſuch des Hauſes zu verwehren, einen Beſen vor die Thüre; in vielen Gegenden Norddeutſchlands geſchieht es in der Walpurgisnacht zum Schutz gegen die auf den Brocken reitenden Hexen. Aus dem immer noch fabelhaften Weſen hat ſich endlich in Italien das etwas realere der Hexe, Strega, herausgebildet, welche ein merkwürdiges Pendant zu der italieniſchen Coquette, der Civetta, eigentlich einem Käuzchen, bildet.

Farneſina.

Der Garten fällt leider der Regulirung des Tiberlaufs zum Opfer, welche die Regierung infolge der Ueberſchwemmung vom December 1870 vornimmt.

Ausgezeichnet durch verſchwenderiſche Pracht und Ueppigkeit war das Gaſtmahl, welches Agoſtino Chigi, der reiche Beſitzer dieſes Gebäudes, hier Leo X., in Vereinigung mit dem Cardinalscollegium, bei der Niederlegung ſeines mit der Autorität des Papſtes ausgefertigten Teſtaments gab, bei welchem die Cardinäle zu Zeugen dienten. Eine mit Gemälden und andern Zierathen reich geſchmückte Loggia war (unſtreitig von Holz) in Einer Nacht am Ufer des Tiber errichtet worden. Unter den ausgeſuchteſten und mannichfaltigſten Speiſen befanden ſich Fiſche von mancherlei Art, die aus Spanien, Frankreich und ſelbſt aus Konſtantinopel zu dieſem Gaſtmahl lebendig nach Rom gebracht worden waren. Um den Ueberfluß des goldenen und ſilbernen Tafelgeſchirres zu zeigen, wurden die von der Tafel weggenommenen Schüſſeln und Teller vor den Augen der Gäſte in den Tiber geworfen, wodurch ſie jedoch nur ſcheinbar verloren gingen, weil ſie von einem in dem Fluſſe ausgeſpannten Netze aufgefangen wurden. Ein anſchauliches Bild gewährt dieſes Feſt von der damals in Rom herrſchenden Ueppigkeit, wodurch der ſchreckliche Unfall, den dieſe Stadt nach wenigen Jahren durch die ſchauderhafte Plünderung der kaiſerlichen Truppen erlitt, einen um ſo mehr bedeutenden und tragiſchen Charakter erhält.

Fate-bene-fratelli.

Durch dieſe Anſtalt, welche 1572 an Stelle einer Kirche und eines Kloſters Johannes' des Täufers trat, erſcheint im chriſtlichen Rom die Krankenpflege auf derſelben Tiberinſel, auf der man zur Zeit des Heidenthums den Gott der Heilkunſt verehrte. Da ihre abgeſonderte Lage die Abſperrung von der übrigen Stadt vorzüglich

begünſtigte, ſo wurden bei der Peſt 1656 alle Gebäude derſelben zur Aufnahme der von der fürchterlichen Krankheit Befallenen eingerichtet und dadurch ſozuſagen die ganze Inſel in Ein Hospital verwandelt. Eine Art von Todtenbrüderſchaft, die „Fraternität vom Jahre 1624", exiſtirt auch in Leipzig.

Fiasco.

Das Material, womit die italieniſchen Flaſchen bekleidet werden (si fanno le vesti ai fiaschi), iſt eigentlich nicht Stroh, ſondern eine Art Riedgras (sala), welches wild in Sümpfen wächſt. Ebendaraus flicht man die Stühle (seggiole) und Matten (stuoje). Dieſe italieniſche Flaſche, deren Hals nicht einmal im Arbeitsloche rund geſchmolzen und bei der Mündung mit einem Faden flüſſigen Glaſes umwunden worden iſt, liefert einen ſprechenden Beleg dazu, wie weit die Italiener oft noch in den einfachſten Dingen in der Cultur zurück ſind; Korkſtöpſel gehören im Lande der Korkeichen zu den größten Seltenheiten. Glaubt man, daß irgendeine Italienerin ein modernes Plätteiſen hat, in welches ſie einen glühenden Bolzen legt? Die Bolzen ſind eben noch nicht erfunden.

Fieber.

Namentlich gegen Ende der Erntezeit füllen ſich die römiſchen Spitäler mit den Schnittern und Dreſchern, die in Scharen aus den Gebirgen kommen, nach der Glut der Julitage in der feuchten, kalten Nacht auf dem vom Thau genäßten Boden lagern, bei ſchlechter Koſt und ſchlechtem Wein, und dann entweder ſchnell ſterben oder für immer elend in ihre Heimat zurückkehren (febbre autunnale o è lunga o è mortale). Für die Römer ſelber, welche ſich beſſer nähren und kleiden und außerdem beim erſten Anfall zum Chinin, dem heroiſchen Gegengifte, greifen, ſind die Malariafieber im allgemeinen nicht ſo gefährlich, als man denkt, und nachweislich weniger tödlich

als die obengenannten Krankheiten, die Lungentuberkuloſe an erſter Stelle, Gaſtroenteritis und Peritonitis an zweiter, Atrophie und Marasmus an dritter; die römiſchen Fieber kommen erſt an vierter. Auch hat die Geiſel, von welcher die Metropole wahrſcheinlich ſchon ſeit ihrer Gründung betroffen worden iſt, die Raſſe nicht alterirt, ſintemal die Intelligenz und Lebhaftigkeit der Männer und die plaſtiſche Schönheit der Frauen immer dieſelbe geblieben iſt.

Fiscella.

Binſenkörbchen, worin man die Ricotta aufbewahrt, das Reſiduum von Käſeſtoff, welches in den Molken enthalten iſt und durch ſehr langſames Kochen (ricuocere) derſelben ausgeſchieden wird.

Fiscus hieß im alten Rom ein aus Binſen oder Stroh geflochtener Korb zum Einlegen von Früchten, Käſe u. ſ. w., demnächſt ein Korb zum Aufbewahren des Geldes, und daraus entwickelte ſich der Begriff des Staatsſchatzes.

Nach den Binſen, zwiſchen welche man ihn legt, nennt man eine andere Art ungeſalzenen Käſe in Italien giuncata, in den Pyrenäen joncet, wenn man Farnkraut nimmt felciata. Das Wort σεμάδα iſt für Orgeat auch in Griechenland üblich.

Giudizio.

Auf dem Soracte (Monte di S. Oreste, Città Castellana) gibt es ein Kraut, das giudizio genannt wird, daher die Römer ſagen: Va prendere il giudizio a S. Oreste, ungefähr wie es im Alterthum hieß: „Geh nach Anticyra“ (naviget Anticyram, Ἀντικύρας σε δεῖ).

Goi.

Die Begriffe volksthümlich und heidniſch werden überall wie bei ἐθνικός und paganus zuſammengeworfen.

Im Hebräiſchen ſelbſt iſt dies der Fall, wo goj, Volk, im Plural gojim, Völker, die Nicht-Iſraeliten, d. i. Heiden und Chriſten, oft mit dem Nebenbegriff von Feinden und Barbaren, im Gegenſatz zu „unſern Leuten" darſtellt. Goj iſt für den Juden daſſelbe, was Kafir für den Mohammedaner. Goje oder Goïte (woraus das franzöſiſche gouge, Dirne, und goujat, Troßbube) nennen die Juden eine chriſtliche Dienerin, Schabbes-goj die Chriſten, von denen ſie ſich Sabbats die ihnen verbotenen Arbeiten verrichten laſſen, ja denen ſie nicht ſelten ihre Geſchäfte allwöchentlich geradezu verkaufen, um ſie nicht feiern laſſen zu müſſen und doch ein gutes Gewiſſen zu behalten. Uebrigens nennen die Juden das deutſche Volk ſpeciell Aſchkenas.

Hörner des Moſes.

Als Moſe mit den Geſetztafeln vom Sinai herabſtieg, hatte er eine „cornuta facies"; ſo überſetzt die Vulgata die Stelle 2. Moſ. 34, 35. Doch bedeuten die hebräiſchen Worte blos: Sein Antlitz leuchtete; denn es glänzte angeblich ſo, daß es niemand anſehen konnte und er jederzeit ein Tuch, die „Decke Moſes", über ſeinem Haupte trug — dies, weil das geiſtige Licht des Geſetzes in ein phyſiſches verwandelt wurde. Das Horn aber iſt wiederum ein Symbol des Lichtſtrahls, und der Stier vertritt deshalb die Sonne, wie die Kuh den Mond und das Kälbchen die Sichelgeſtalt des zwei oder drei Tage alten Mondes (fronte curvatos imitatus ignes tertium lunae referentis ortum. Horat. Od. 4, 2, 56).

Jeruſalem.

Dieſe Stadt heißt bei den Arabern gewöhnlich Quds, eigentlich el-qudus, bei den Türken Kûdsi-schêrif, ſoviel wie: die heilige Stadt. Daneben auch arabiſch bêt el-maqdes und türkiſch bejt ul-mukaddes, das geheiligte Haus. Aus Jerûschâlaim, d. i. Friedenserbtheil,

ſelbſt machten griechiſchredende Juden durch Anlehnung an ἱερός, heilig, Hieroſolyma. Auch dieſen Beinamen der Heiligkeit hat Rom geerbt, denn das Sprichwort ſagt:

Milano la grande,
Vinegia la ricca,
Genova la superba,
Bologna la grassa,
Firenze la bella,
Padova la dotta,
Ravenna l'antica,
Roma la santa.

Juden.

Aus dieſem Namen, womit man nach dem babyloniſchen Exil die geſammte iſraelitiſche Nation bezeichnete, ging das lateiniſche Judaeus, und aus dieſem unter Einfluß des alten deutſchen, den Hochton auf die Stammſilbe legenden Betonungsgeſetzes unſer „Jude" (mhd. Jüde) hervor. Er erinnert merkwürdig an den der Mohammedaner, indem Juda oder Jehûdâh wie Mohammed der Geprieſene bedeutet. Die Hebräer oder Ibrim ſind die Jenſeitigen, weil ihr Stammvater Abraham von jenſeit (êber) des Euphrat in Paläſtina eingewandert war; ſo (hebräiſch P'léscheth, griechiſch Παλαιστίνη, das Philiſter'ſche) hieß die von den Philiſtern beſeſſene Küſte des Mittelmeeres.

Die Heiden hatten andere Anſichten von dem Urſprunge der Juden. Bald ſollten ſie von dem Berge Ida auf Kreta ſtammen, bald ſollten ihre Vorväter Ausſätzige geweſen ſein, die aus Aegypten vertrieben wurden. In der Wüſte habe bei großem Waſſermangel ein Eſel ihnen eine Quelle gezeigt; deshalb beteten ſie einen Eſelskopf als Gott an. Tacitus meint, um ſich dieſes Volks zu verſichern, habe Moſes ihnen neue, aller menſchlichen Sitte zuwiderlaufende Bräuche gegeben. Die Sabbatfeier wiſſen die Römer nur aus ihrer Faulheit zu erklären.

Der ganze jüdiſche Glaube war den Heiden der Gipfel des Aberglaubens und der Leichtgläubigkeit. „Credat Judaeus Apella", das mag der Jude glauben, ſagt Horaz, um etwas ganz Unglaubliches zu bezeichnen.

Leichenverbrennung.

In der That hat ſich am 12. Auguſt 1879 in Rom eine Geſellſchaft zum Zweck der Einführung der Leichenverbrennung unter Mitwirkung vieler bedeutender Aerzte gebildet und der Bürgermeiſter ihr auf dem Campo Verano ein Stück Land zur Errichtung des Verbrennungsofens zur Verfügung geſtellt. Auf dem, bereits nach „Colombari" und „Caselli" abgetheilten, mailänder Friedhof gibt es zwei Oefen: ein Tempio di cremazione, Syſtem Gorini (1876 der Stadt geſchenkt), und ein Crematojo Sistema Venini, della ditta G. Poma e Venini (1878; Koſten der Verbrennung 60 Lire, Dauer 55 Minuten, Zahl der Verbrannten 27).

In Gotha waren bis zum 10. December 1879 16 Leichen verbrannt, Dauer $1^1/_2$—$2^1/_2$ Stunde, Koſten an 150 Mark, des Apparates allein 90 Mark.

Lotto.

Waiſenknaben mit verbundenen Augen ziehen gewöhnlich auch in Deutſchland die Lotterienummern aus dem Glücksrad.

Ueberall in Rom ſieht man Bücher liegen mit Titeln wie: „Albergo aperto ai giuocatori del lotto" — „Eco della fortuna" — „Gioiello della fortuna" — „Vera cabala del lotto" — Das ſind Bücher, welche in alphabetiſcher Ordnung die gewiſſen Traumbildern entſprechenden Lottonummern angeben. Bei uns bedeuten Perlen Thränen, in Italien Nr. 49; daran hätte Leſſing die Emilia Galotti denken laſſen ſollen. Bekanntlich ver-

wandelt sich bei dem Italiener jeder Traum, ja jedes Ereigniß und Meteor des Tages, jeder durchgehende Droschkengaul, jeder tödlich herabfallende Ziegelstein, jede entsetzliche Blutlache, ja jedes unvorhergesehene Lüftchen und Wässerchen in eine Ziffer, welche er dann besetzt — eine Manie, welche von Venedig ausgegangen sein soll.

Als Pius IX. gestorben war, spielte das ganze kleine Volk in Rom die sogenannten Papstnummern (i numeri del Papa). Diese waren: 7, 32, 58, 86, d. i. das Datum des Todes, die Jahre des Pontificats, die Nummer 58, welche den Papst bedeutet, und die 86 Jahre, die er gelebt. Die Regierung machte eine ungeheure Einnahme und war glücklich, denn keine einzige dieser Nummern kam heraus.

S. Maria del Popolo.

Von dieser Kirche, die Paschalis II. im 11. Jahrhundert auf Kosten des römischen Volks (del popolo) erbaute, nachdem er den von Dämonen bewohnten Nußbaum am Grabe Nero's umgehauen hatte, erhielt die alte Porta Flaminia den Namen Porta del Popolo. Ebenso ward die Via Flaminia in die Via del Corso umgetauft. Pius VII. ersetzte das der Anlagen des Pincio wegen eingerissene Kloster durch ein neues. Hätten erstere bereits zu Goethe's Zeit existirt, so würde er das Wachsthum der Fackeldistel „(Italienische Reise", Juli 1787) hier beobachtet, die Briefe aus Weimar (December 1787) hier gelesen, die abendliche Corsofahrt (Januar 1788) hier mit angesehen haben; nur im Mondschein wäre er immer auf Trinità de' Monti spazieren gegangen (1. August 1787), denn mit Sonnenuntergang wird der Garten geschlossen.

Menschenopfer.

Auch bei den Menschenopfern der scythischen Albaner im Cultus der Mondgöttin wurde, wie Strabo berichtet,

der Menſch am Kreuze vor die Sonne aufgehangen und darauf mit einer Lanze in die Seite geſtoßen, um ihn zu tödten und Blut zu gewinnen.

Bei der letzten Belagerung von Meſſina ſoll das Fleiſch der gefangenen Soldaten auf der Giudecca verkauft worden ſein, und zwar das der Schweizer um einen höhern Preis als das der Neapolitaner.

(H. Schaaffhauſen im „Archiv für Anthropologie", Bd. 4, S. 247, Braunſchweig 1870).

Meſſerſtiche.

Scenen, wie ſie bei der Paſſatella beſchrieben worden ſind, haben die heutigen Römer in den Ruf der Mordluſt und Grauſamkeit gebracht, und leider läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß es wenig Orte gibt, wo die Verbrecherſtatiſtik ſo hohe Zahlen aufweiſt. Dennoch muß man dem römiſchen Volkscharakter eine gewiſſe Gerechtigkeit widerfahren laſſen: er iſt edler als z. B. der neapolitaniſche. Wenn der Römer ſeine Hand nur zu oft mit Blut beſudelt, ſo iſt das eine Folge ſeines Jähzorns, ſeiner Leidenſchaftlichkeit: gewiß ein großer Fehler, ſich ſelbſt nicht zu beherrſchen; aber niemals wird man ihn der Hinterliſt, des überlegten Meuchelmords beſchuldigen können; er lauert ſeinem Feinde nicht auf an einer Straßenecke, um ihn hinterrücks zu durchſtoßen. Im Gegentheil, er ſagt es ihm vorher, er fordert ihn auf, „di regolare i conti". Es iſt etwas von einem Alexander in ihm; hat er ſich von ſeinem Zorne hinreißen laſſen, ſo erkennt er und beweint er ſeine Hitze; er würde ſich ſelbſt verachten, wenn er als Verräther zu Werke gegangen wäre. Es iſt nicht lange her, ſo hatte ein Mann aus dem Volke Verdacht in Bezug auf ſeine Frau geſchöpft; er richtete es ſo ein, den Galan und ſein Weib zu confrontiren, und verſprach, ihnen zu verzeihen, wenn ſie ihre Beziehungen eingeſtehen wollten. Die Unglückſeligen bekennen, und der Mann, vom Zorn verblendet, verwundet

seine Frau und ersticht den Liebhaber, dann liefert er sich selbst dem Gerichte aus. Nun, er ist noch zu aufgeregt, um seine Rachsucht zu bereuen, aber untröstlich darüber, daß er sein Wort nicht gehalten hat.

Das erscheint vielleicht manchem als eine Art von Scherz; keineswegs, es ist ein charakteristischer Zug.

Der Römer hält ungemein viel auf Eigenschaften, die den Edelmann kennzeichnen. Es kommt selten vor, daß er lügt oder sein Wort nicht hält. Ihm etwas dergleichen vorwerfen, heißt ihn schwer beleidigen, das bringt ihn aus Rand und Band. Unter hundert Mordthaten haben neunzig kein anderes Motiv als eine Beleidigung dieser Art, in der Hitze des Spiels oder im Rausche hingeworfen.

Mezentius.

In dem pariser „Journal amusant" war unlängst eine Ehebrecherin abgebildet, die der grausame König von Caere oder Agylla, Mezentius, verurtheilt hatte, lebendig zwischen einen Mann ohne Beine und einen Mann ohne Kopf angebunden zu werden.

Moskau.

Unter den großen Welthauptstädten kommt wol keine Rom dem äußern Charakter nach näher als Moskau, dessen Kreml in jedem Steine an das Capitol erinnert, das wie Rom auf sieben Hügeln erbaut ist, dessen „vierzig mal vierzig" Kirchen sogar noch die dreihundertfünfundsechzig römischen überbieten, ja nach der sich die Moskowiten nennen, wie die alten Römer nach Rom. „Moskau", sagte der Fürst von Ligne, „ist keine Stadt, sondern ein Sammelplatz von vier- bis fünfhundert Schlössern, welche von ihren Dörfern und Gärten umgeben sind." Das eben ist es, was mich darauf bringt, einen Vergleich zu machen, den man in banaler Weise sehr häufig wiederholt: die Berührung von Contrasten, die in Moskau wie

in Rom erfolgt. Will ſagen die Berührung von Stadt und Dorf, von großartigen Paläſten und erbärmlichen Holzhütten, von prächtigen Boulevards und ewig ſchmutzigen Straßen, von Reichthum und Armuth, Bildung und Ignoranz, Religioſität und ſchamloſer Immoralität; ja ſelbſt darin kommt Moskau Rom gleich, daß es ſeinen alten Charakter, ſeine orientaliſche Färbung immer mehr verliert und einen mehr europäiſchen Anſtrich bekommt. Vergeſſen muß man freilich dabei, daß im heutigen Rom der Contraſt ein doppelter iſt und dieſes gleichſam mit einem Janusgeſicht einerſeits auf die päpſtliche Herrlichkeit vor ſich, andererſeits auf die Kaiſerpracht hinter ſich ſieht, während, wenn man den Boden von Moskau kratzt, höchſtens der Tatar zum Vorſchein kommt. Bezeichnend nennen übrigens die Ruſſen, die doch wie wir für ihren Herrſcher den Cäſartitel haben, nicht Moskau Zarigrad, geſchweige denn Petersburg, ſondern Konſtantinopel (Zarigrad = Kaiſerſtadt).

Ein Sprichwort ſagt: Wer nach Rom geht, den will man auch nach Jeruſalem ſchicken. Aehnlich heißt es in Rußland: Gehe nach Moskau, und man will dich nach Petersburg ſchicken.

Nackte Rieſen.

Nach der Sage des Mittelalters ſind die roſſebändigenden Dioskuren auf dem Quirinalplatz zwei junge Philoſophen, Namens Phidias und Praxiteles. Nackend, wie ſie da ſtehen, traten ſie vor den Tiberius, und als dieſer ſie fragte, warum ſie keine Kleider anhätten, antworteten ſie: Weil alle Dinge und deine eigenen Gedanken vor uns nackt und offenbar ſind. Da ſtellte er ſie auf die Probe, und wirklich ſagten ſie ihm, was er ſich in der letzten Nacht gedacht hatte. Zum Lohne ließ nun Tiberius ihre Statuen aufſtellen und zwei bäumende Roſſe, Sinnbilder der mächtigen Herrſcher der Welt, dazu. Die Hygiea dahinter, welche eine Schlange aus einer

Schale in ihrer Linken trinken ließ, ward für die Kirche erklärt. Paſſender hätte man ſie für eine Anſpielung darauf halten ſollen, daß hier die geſündeſte Luft von Rom ſei.

Phallus.

Das Organ der Zeugung und der Schöpfung wird auch zum Symbol der Wiedergeburt und der Auferſtehung; das Fortleben der Aeltern in den Kindern iſt ja in der That eine Art von Unſterblichkeit, und dieſe wird, wie es ſcheint, mit einer perſönlichen Unſterblichkeit verwechſelt. Die Mythe erzählt, Dionyſos habe den Phallos vor die Thore des Hades gepflanzt.

In den neapolitaner Katakomben findet ſich eine Säule, die jedenfalls einen Phallus vorſtellt, mit der Aufſchrift: ΠΡΙΑΠΟΣ קסמארוד; und in den thebaniſchen Königsgräbern, Nr. 6, bemerkt man einen nach rückwärts umgebogenen Mann, in deſſen Mund von einem untenſtehenden Scarabäus aus Tropfen Blutes fließen; aus den Geſchlechtstheilen quellen ſie wieder hervor, und es entſteht unten ein kleiner Menſch daraus.

Es ſei hier der Mittheilung des Engländers Knight („An Account of the Remains of the worships of Priapus lately existing at Isernia in the kingdom of Naples", London 1781) gedacht, dem in Iſernia Wachsfiguren ex voto gezeigt wurden, durch welche die Geiſtlichkeit die Fruchtbarkeit der Frauen beförderte. „Es war", lautet es, „das alljährlich am 27. September wiederkehrende Feſt, wo dieſe den Heiligen Cosmas und Damianus geweihten Phallusfiguren von den Verkäuferinnen dort in Menge feil geboten, dann mit beſondern Gebräuchen geopfert und dafür allerlei Abläſſe (perdonanze) ertheilt wurden." Ein moderner Lingamdienſt.

Porta Capena.

Thor zu Rom, entweder weil es nach Capua führte, oder weil der ſeit Numa berühmte Hain der Camenen

davor lag. Es befindet ſich neuern Ausgrabungen zufolge in dem benachbarten Weinberge von San Gregorio, und da von ihm die appiſche Straße auslief und den Aurelianiſchen Mauerkreis bei der Porta San Sebaſtiano ſchnitt, ſo mag auch Horaz bei ſeiner famoſen Reiſe nach Brindiſi durch die Villa Mattei gekommen ſein.

Ruscus.

Ruscus aculeatus, auch Mäuſedorn, in England kneeholly, in Rom rotaculi genannt, häufig mit Ilex (engliſch holly) verwechſelt, da man namentlich in England mit beiden Sträuchern zu Weihnachten Kirchen und Häuſer zu ſchmücken pflegt; die Büſche, die man ebendaſelbſt an die Stubendecken hängt, und unter denen man die ergriffene Dame küſſen darf, ſind wiederum nicht Ilex oder Ruscus, ſondern Viscum oder Miſtel (engliſch mistletoe). In Rom legt man zu Weihnachten den „Ciocco di Natale“ ins Kamin, Scheite oder Klötze der immergrünen Eiche, aus denen dann große Ameiſen herauszukommen pflegen.

Von dem erwähnten Ruscus gibt es eine Abart, die wie Spargel gegeſſen wird (Ruscus hypophyllum).

Salat Sixtus' V.

Sixtus V. hatte als Bruder Felix mit einem armen Advocaten in großer Freundſchaft gelebt, ihn aber ſpäter aus den Augen verloren. Inzwiſchen war derſelbe ganz ins Elend gerathen. In ſeiner Noth wandte er ſich an den Leibarzt Seiner Heiligkeit, der ihn dem Papſte in Erinnerung brachte. Einige Tage darauf ſagte der Papſt dem Arzte, er habe dem Advocaten einen Salat geſendet, der ihm gewiß helfen werde. Dies Mittel ſchien dem Arzte, ſo ſehr er an die Unfehlbarkeit des Heiligen Vaters glaubte, doch etwas neu; er ging zu dem Kranken und fand ihn wirklich vollkommen geneſen und bei der beſten

Laune. Er fragte, was denn das für ein wundervolles Kraut gewesen sei. „Wundervoll?“ sagte der Advocat, „ja das ist das rechte Wort! Ein wundervollerer Salat wächst wirklich nicht in Rom.“ Er holte die Salatschüssel: oben lag das, was die Italiener eine insalatina di campo nennen, aber auf dem Boden eine Börse voll Zechinen.

Diese Handlung des großen Papstes ist in Italien sprichwörtlich geworden. Wenn man von jemand spricht, dem es am Besten fehlt, so sagt man: dem wäre mit Sixtinischem Salat geholfen! Sie erinnert daran, wie einst Perikles zu dem alten vernachlässigten Anaxagoras gelaufen kam und dieser, verhungernd, zu ihm sagte: „O, Perikles, wer eine Lampe braucht, gießt Oel hinein.“

Schlangen.

Die zwei Schlangen, welche man an den Häusern Pompejis, in den Küchen, den Backstuben, kurz überall findet, wo Reinlichkeit besonders erwünscht ist, entsprechen unserm „Verunreinigung ist verboten“; bisweilen wird dies noch ausdrücklich hinzugesetzt; so liest man in einem der Corridore, welche zu den Trajans-Thermen führen, unter dem durch einen Altar geschiedenen Schlangenpaar die Worte: JOVEM ET JUNONEM ET DUODECIM DEOS IRATOS HABEAT, QUISQUIS HIC MINXERIT AUT CACARIT. Im modernen Italien macht man an ihrer Statt ein Kreuz.

Das für den Sündenfall gewählte Motiv einer um einen Baum gewundenen Schlange erscheint häufig bei Abschiedsscenen auf griechischen Grabmonumenten, z. B. auf dem Basrelief in der Galleria delle Statue im Vatican. Hier ist sie wol ein Symbol des Todes, welchen ja die Paradiesesschlange auch in die Welt gebracht hat, daher umgekehrt wieder der Sündenfall auf christlichen Sarkophagen abgebildet wird.

Schnee des Sommers und Grün des Winters.

Anſpielung auf eine reizende litauiſche Daïna, wo eine junge Frau von der böſen Schwiegermutter nach Wintergrün und Sommerſchnee ausgeſandt und in ihrer Rathloſigkeit von den geliebten Schweſtern aufgeklärt wird:

Der Fichte Zweiglein
Iſt Grün des Winters,
Der Schaum des Meeres
Iſt Schnee des Sommers.

Schweinefleiſch.

In Rom dauert das Verbot deſſelben vom März bis zum October; in Athen bis zum 18. October, dem Lukastag, daher die dann wieder feilgehaltenen Knackwürſtchen λουκάνικα heißen. In Florenz galt früher die Fiera di Prato (8. September) für den Termin, wo es wieder „majale e vin nuovo“ gab; ſpäter ſchob ihn aber der Bürgermeiſter bis zum Tage S. Severino (23. October) hinaus, wofür ihm die Schweine in einem Witzblatt eine Dankadreſſe brachten. Der Lukastag bezeichnet in Florenz die Epoche, wo die Vesperbrote (merende) aufhören und nicht mehr um 12 Uhr Mittag gegeſſen wird (San Luca, la merenda nella buca, e la nespola si spiluca). Bei uns „verbent Bartholomäus Butter und Käſe“, d. i. das Vesperbrot, (24. Aug.)

Schweizergarde.

Viele halten die Farben der „Vertheidiger des Glaubens und des Heiligen Stuhls“ für Schwarz-Roth-Gold und demnach für die — alten deutſchen Reichsfarben:

Schön zwar ſind und ſtolz wir Schweizer,
Und kein andrer Kriegsmann ſchreitet
Alſo ſchmuck durch Romas Straßen
In dem leichten Stahlkürraſſe,
In dem ſchwarzrothgelben Leibwams —

was indessen eine optische Täuschung ist, denn die scheinbar schwarzen Streifen sind vielmehr dunkelblau. Blau-roth-gelb nun stellen die alten Farben des Cantons Luzern, des Hauptsitzes der päpstlichen Schweizer, dar, denn aus diesem katholischen Urcanton stammt nicht nur der größte Theil der Mannschaft her, sondern statutenmäßig muß es auch allemal der Kapitän; die Beibehaltung derselben wurde angeblich Michel Angelo, welcher nach einer bekannten Version die Zeichnung zu den Uniformen der Schweizer Garden geliefert hat, ausdrücklich vorgeschrieben.

Wie daher venetianische Oratoren im Jahre 1523 eine weiß-grün-gelbe Livree gefunden haben sollen, ist mir unerfindlich.

Straßenschilder.

Alle Straßenschilder Roms sind von Marmor und kosten beiläufig 200 Frs. das Stück. In Deutschland und Frankreich hat man kleine Schilder von blauem Porzellan, nicht größer als 30 Centimeter im Quadrat; der Name der Straße ist mit weißen Buchstaben darauf geschrieben, so daß man ihn sehr gut erkennt. Diese kosten nicht mehr als 5 oder 6 Frs., sind daher auch an jeder Straßenecke angebracht, während die römischen Marmortafeln nur an den beiden Straßenenden prangen.

Tempel.

Die Juden nennen den heiligen Felsen, als den Mittelpunkt der Welt, אֶבֶן שְׁתִיָּה, Grundstein; eben heißt Stein im Hebräischen, daher unser Ebenholz, steinhartes Holz. Was die untreue Darstellung des jerusalemer Tempels auf dem Rafael'schen Sposalizio betrifft, so findet sie sich bereits auf dem von Perugino (Caen.). In beiden Bildern schließt die Tafel oben im Halbrund ab, und steigt im Hintergrunde ein kleiner Polygonaltempel empor, die reizende Vorahnung der Bauten Bramante's.

Noch ein Irrthum in dieſer Gegend ſei bemerkt. In Schiller's „Räubern" (V, 1) ſagt Franz, wie er das Weltgericht beſchreibt: „Ich ſtand am Fuß des donnernden Sina." Er hätte am Fuß des Oelbergs ſtehen müſſen.

Titusbogen.

Der Bogen, den die Juden im Mittelalter beim päpſtlichen Krönungszuge mit Teppichen und Seidenſtoffen verzieren mußten, durch den aber noch heute kein Jude gerne geht, hieß nach dem ſiebenarmigen Leuchter der „Bogen der Sieben Leuchter". Von jenem Candelaber ſelbſt gewährt wol nichts eine beſſere Vorſtellung als der ſiebenarmige Bronzeleuchter, welcher wie ein wahrer „candelarbre" im Dom zu Mailand aufgepflanzt iſt. Er ſtammt aus dem 13. Jahrhundert und wurde der Kirche 1562 von G. B. Trivulzio geſchenkt.

Trauer.

Zum Zeichen der Trauer machen die Juden in ihren Rockärmel einen Schnitt, den ſie Kria nennen. Noch jetzt erinnert daran bei uns die Sitte, in der Trauer Tücher und Manſchetten mit ausgefaſerten Franſen, die ſogenannten Effilés, zu tragen (franz. être en effilé, ſoviel wie trauern). Im ganzen iſt die Zahl der jüdiſchen Trauertage dreißig (ſcheliſchim); die ſieben Tage heißen die Scheba. Bei den Mohammedanern pflegt die Trauer mit dem Leichenbegängniß vorüber zu ſein.

Trinitarier.

Dem Johann von Matha, der beiläufig ſo fromm war, daß er bereits als Säugling an Faſttagen die Mutterbruſt verſchmähte, ſoll in der burgundiſchen Einöde Cerfroy, ähnlich wie dem heiligen Hubertus im Ardennerwalde, ein weißer Hirſch mit einem aus einer rothen

und blauen Linie gebildeten Kreuz zwischen dem Geweih erschienen sein; später als er vor dem pariser Klerus seine erste Messe celebrirte, erblickte er dasselbe Kreuz auf dem weißen Kleide eines Engels, welcher den oben erwähnten Austausch vornahm. Dieselbe Vision hatte schließlich auch Innocenz III., dem Johannes in Rom die Sache vorgetragen hatte. An die Stelle des Engels trat, der Beziehung auf den Loskauf aller Menschen durch Christi Blut zu Liebe, der Erlöser und endlich die ganze Heilige Dreifaltigkeit. Doch ist der Orden, dessen Mönche nur auf Eseln reisen und deshalb auch Eselsbrüder heißen, keineswegs mit dem viel neuern der Redemptoristen identisch.

Via Rua.

Ein augenscheinlich von den spanischen Juden aufgebrachtes Fremdwort, denn spanisch und portugiesisch rua = französisch rue, Gasse, hergenommen von latein. ruga, Furche. Die ursprüngliche Bedeutung vertritt italienisch ruga und spanisch arruga. Via Rua klingt wie der Name des Aetna, Mon-gibello, oder wie Chinarinde (quina heißt Rinde).

Villa Celimontana.

In der Charwoche pflegte sonst der „fromme Römer" die sieben Basiliken zu besuchen und die Stadt durch das Paulsthor wieder zu betreten. Hier bekam er dann ein Billet, um an einem christlichen Volksfest in der Villa Celimontana theilnehmen zu können. Dort erhielten die Eingelassenen eine Collation von Brot, Wein, etwas Käse oder Eiern; die Genießenden waren dabei im Garten umher gelagert, vornehmlich in dem kleinen daselbst befindlichen Amphitheater; gegenüber, in dem Casino der Villa, fand sich die höhere Gesellschaft zusammen: Cardinäle, Prälaten, Fürsten und Herren, um sich an dem Anblick zu ergötzen und somit auch ihren Theil an der

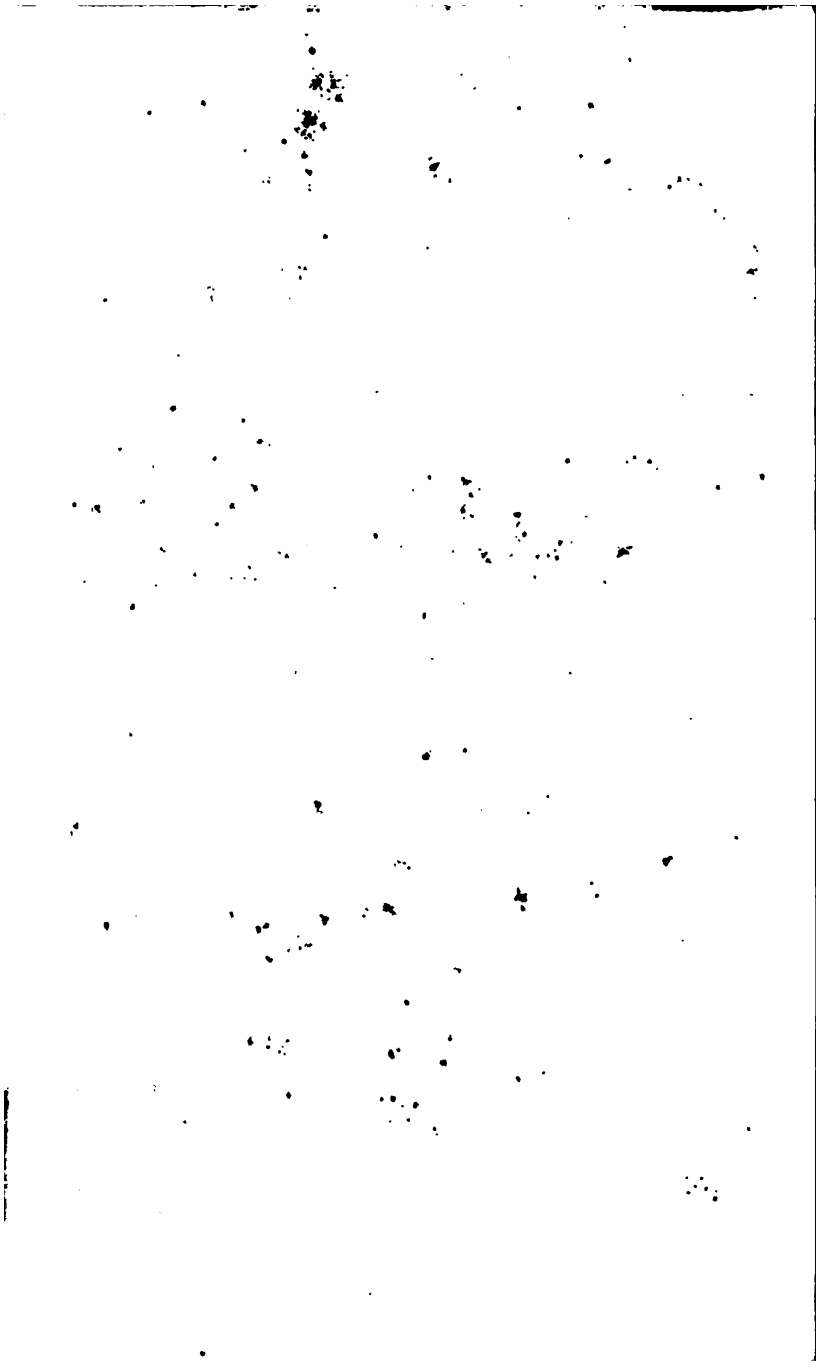
Spende, von der Familie Mattei geſtiftet, hinzunehmen. Vergl. Goethe, „Italieniſche Reiſe“ (März 1788).

Die Pudicitia, früher als die Livia des Auguſtus bezeichnet, befindet ſich jetzt im Braccio Nuovo im Vatican, die aus dem Palaſt Mattei ſtammende Amazone in der Galleria delle Statue, die Diana Lucifera im Cabinetto delle maſchere.

Viſitenkarten.

Auf den griechiſchen Viſitenkarten iſt regelmäßig der Name des Vaters im Genitiv zwiſchen Vor- und Zunamen eingeſchoben. Ebenſo in Rußland, ſelbſt bei Frauennamen.

Berichtigungen.

Seite 23, Zeile 14 v. o., ſtatt: Männer, lies: Männern.
» 44, » 3 und 4 v. u., ſt.: Eviva, l.: Evviva.
» 228, » 8 v. o., ſt.: deutſches, l.: deutſchen.
» 239, » 6 v. u., ſt.: ſein, l.: kein.
» 261, » 8 v. o. ſt.: habt, l.: hat.
» 297, » 1 v. u. ſt.: Bachus, l.: Bacchus.
» 332, » 6 v. u. ſt.: Anotolien, l.: Anatolien.
» 359, » 3 v. o. ſt.: er, l.: es.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.